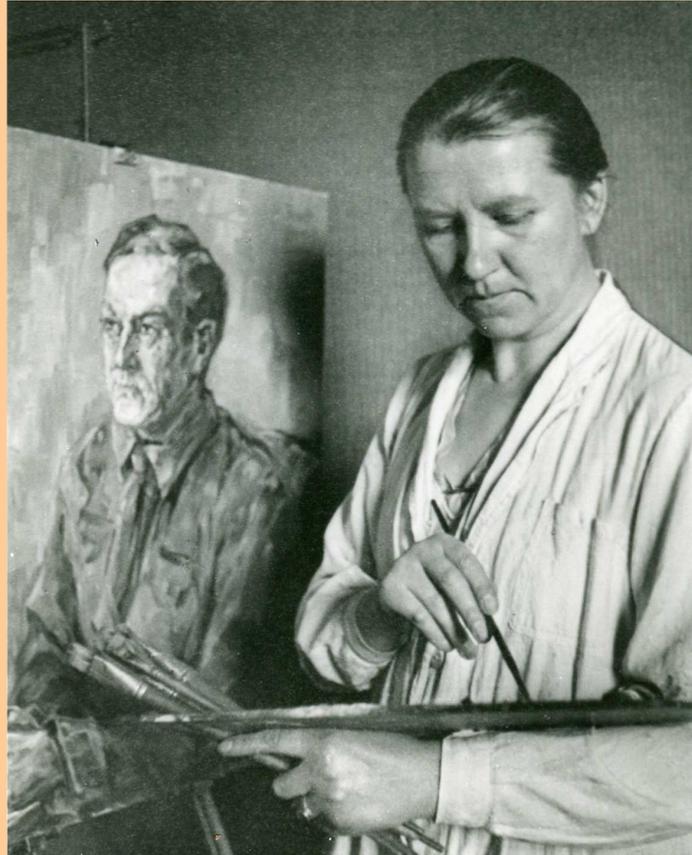


daunlots.

**internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs
am museum eslohe.
nr. 70**



**Josefa Berens-Totenohl (1891-1969)
Nationalsozialistische Erfolgsautorin
aus dem Sauerland**

Forschungsbeiträge von Peter Bürger, Reinhard Kiefer, Monika Löcken,
Ortrun Niethammer, Ulrich Friedrich Opfermann und Friedrich Schroeder

Herausgegeben vom Christine Koch-Mundartarchiv
in Zusammenarbeit mit dem Kreisheimatbund Olpe

eslohe 2014

„Mit ihrem Hauptwerk, den Bestsellern *Der Femhof* und *Frau Magdene*, popularisierte Josefa Berens die nationalsozialistische Rassenhygiene und Rassenanthropologie. Sie schrieb gegen Juden, gegen >Zigeuner<, gegen >Mischlinge<. Sie brachte auf infame Weise mit ihren literarischen Bildern antisemitische und antiziganistische Klischees zur Deckung. Sie setzte sprachlich ins Bild, was im himmlerschen >Stürmer< Karikaturen zeigen. Sie hetzte hemmungslos. Davon hat sie sich nach den Verbrechen nie distanziert. Es ist also ein Unding, sie öffentlich zu ehren.“

DR. ULRICH F. OPFERMANN,
ROM E.V., DOKUMENTATIONSZENTRUM – KÖLN (21.02.2013)

Redaktionsschluss für diese Fassung: 29.03.2014



Impressum

Josefa Berens-Totenohl (1891-1969), nationalsozialistische Erfolgsautorin aus dem Sauerland. – Forschungsbeiträge von Peter Bürger, Reinhard Kiefer, Monika Löcken, Ortrun Niethammer, Ulrich Friedrich Opfermann und Friedrich Schroeder. Herausgegeben vom Christine Koch-Mundartarchiv in Zusammenarbeit mit dem Kreisheimatbund Olpe. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 70. Eslohe 2014.
www.sauerlandmundart.de

Foto auf der Titelseite: Josefa Berens-Totenohl malt im Jahr 1932 ein Porträt des NSDAP-Dichters Richard Euringer (in Parteiuniform).

Jürgen Hillesheim hat 1995 vorgetragen, dass Euringer „einer der fanatischsten und rückhaltlosesten Hitler-Verehrer und somit einer der Hauptverantwortlichen für den Hitler-Kult auf literarischer Ebene“ gewesen sei. Euringer verteidigte „seinen Führer“ auch noch nach 1945.

Inhalt

Vorwort zu dieser Sammlung	5
I. Josefa Berens-Totenohl (1891-1969). Nationalsozialistin mit Propaganda-Mission für das III. Reich und das „schwarze Sauerland“ VON PETER BÜRGER	7
II. Josefa Berens-Totenohl (1891-1969). „Ein Leib, für den es kein Gewand gibt“ VON MONIKA LÖCKEN	38
III. Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik VON ORTRUN NIETHAMMER	54
IV. „Zigeuner auf der Heimatbühne“. Eine Sauerländer Erfolgsautorin und ihr Hauptwerk VON ULRICH FRIEDRICH OPFERMANN	69
V. Die Frau als Nationalsozialistin. Bemerkungen zu Josefa Berens-Totenohls „Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums“ VON REINHARD KIEFER	85
VI. Blut, Schicksal und Untergang. Anmerkungen zu Josefa Berens-Totenohl „Einer Sippe Gesicht“ VON FRIEDRICH SCHROEDER	92
VII. Erinnerung als Verdrängung. Überlegungen zu Josefa Berens-Totenohl und ihrer Autobiographie VON REINHARD KIEFER	98
VIII. Besuch bei Josefa Berens-Totenohl mit Gustaf Gründgens VON ELMAR RADEMACHER	114
IX. Heimatmuseum – Heimatsuche. Fragen entlang eines Romans von Siegfried Lenz VON PETER BÜRGER	116
X. Hinweise zur Straßennamendebatte und zur neueren Literatur	129
XI. Kurzinformation für schnelle Leser	134

Wer setzte den Verbrecher auf den Kanzlerstuhl
und half beim millionenfachen Mord?

Wer lehrte die Jugend den Haß, sprach
den falschen Richterspruch, wer gab den Schießbefehl?

Wer schwieg, als die Lüge laut regierte, als man
den Nachbarn holte und die kranke Judenfrau
zum Bahnhof trug?

Fragen

Warum jubelten sie dem Schreier zu
und schrie keiner,
als das Unrecht offen durch die Straße schritt?
Warum vergaßen viele, was sie als Kinder gelernt,
und warum betete man in den Kirchen
für den Mörder statt für seine Opfer?

Warum ließen sich Millionen
in den Tod führen und ihre Gräber
mit Heidensprüchen überdecken?

Fragen über Fragen.

Wo sind die Dämme, die uns heute vor dem Abgrund
schützen, vor einer neuen unheilvollen Flut?
Werden wieder alle Dämme brechen, wenn
Not und Zweifel übermächtig sind?

PAUL TIGGES (1922-2006), LENNESTADT
LEHRER, CHRISTDEMOKRATISCHER KOMMUNALPOLITIKER

Vorwort zu dieser Sammlung

„Es ist sehr zu begrüßen und eine unbedingte Notwendigkeit, dass man Straßennamen von Autorinnen und Autoren, die sich in Schrift und Tat offen für den Nationalsozialismus engagiert haben, umbenennt. Josefa Berens-Totenohl und Maria Kahle haben sich hier mit ihrer Haltung zum NS-Regime besonders unrühmlich hervorgetan, wie nicht zuletzt die Untersuchung der Literaturkommission >Literatur im Dritten Reich. Die Zeitschrift Heimat und Reich< mit zahllosen Dokumenten belegt. Es wurde eine regelrechte Hetzkampagne gegen Andersdenkende und vor allem jüdische Mitbürger veranstaltet und in aggressiver Form einem Expansionskrieg das Wort geredet. Autorinnen und Autoren, die in diesem Sinne schrieben, sich von den NS-Institutionen einspannen ließen und aus voller Überzeugung Werte des NS vertraten, haben heute nichts auf Straßenschildern zu suchen.“

PROF. WALTER GÖDDEN, LITERATURKOMMISSION FÜR WESTFALEN (20.02.2013)

Die Nationalsozialisten empfahlen den katholischen Sauerländern während des sogenannten Dritten Reiches ihre eigenen Parteigänger – wie Josefa Berens-Totenohl, Maria Kahle, Georg Nellius oder den geistlichen NSDAP-Pionier Dr. Lorenz Pieper – als jene „Geistesgrößen“, auf die man in der Heimat stolz sein könne. Nach Niederwerfung des massenmörderischen Faschismus hielten die Wirkungen dieser NS-Propaganda noch *sehr* lange an. Die braune Prominenz von gestern, die schon zur Zeit der Weimarer Republik durchweg in Gegnerschaft zur Demokratie und zum politischen Katholizismus (Zentrum) – als der bedeutsamsten prorepublikanischen Kraft in der Landschaft – gestanden hatte, tauchte schon bald nach 1945 wieder regelmäßig im Schrifttum der Heimatbewegung auf. Die Persil-Waschmaschine hatte ganze Arbeit geleistet. Kritische Beiträge? Fehlanzeige, man sucht sie vergebens. Kaum war das gesellschaftliche Leben wieder in halbwegs geordnete Bahnen gelenkt, da ließ man es den geistigen Helfern des Hitler-Systems sogar durchgehen, dass sie sich selbst – Mitleid erheischend – als Opfer von unbarmherzigen „Nazijägern“ in Szene setzten! Noch in den 1970er Jahren und sogar später kamen dann die Namen von tiefbraunen „Heimatchichtern“ auf Straßenschilder. Politik und Öffentlichkeit wussten es mangels Information einfach nicht besser ...

Vergessen wurden hingegen auf Jahrzehnte hin die vielen *wirklichen Opfer*, die Opfer der nationalsozialistischen Gewalt und Rassenideologie in der nahen Heimat. Auch an jene widerständigen Christen, Linke und Humanisten aus unserer Landschaft, die auf vielfältige Weise gegen den Strom geschwommen waren und dafür in einigen Fällen mit dem eigenen Leben bezahlt hatten, wollte man sich nicht gerne erinnern. Eher schimpfte man noch auf sie, weil sie sich und ihre Verwandten in Gefahr gebracht hätten. Es galt als eisernes „Naturgesetz“, dass alle hätten mitmachen müssen. Wenn es nun aber doch einige gab, die „Nein!“ gesagt hatten, dann konnte man sich auf dieses „Naturgesetz“ nicht mehr berufen ...

Heute, nach sieben Jahrzehnten, sind die alten Lügen mitunter immer noch am Werk. Selbst hochaktive Nazi-Ideologen der ersten Stunde werden unverdrossen

als „Mitläufer“ bezeichnet: Sie haben angeblich ihre Hitler-Hymnen nur deshalb gedichtet oder vertont, weil sie sonst um Leib und Leben fürchten mussten. Sie ließen sich tragischer Weise vereinnahmen, wurden missbraucht oder waren – ohne die Gnade der späten Geburt – widerwillig in irgendetwas verstrickt usw. usw.¹

Und auch heute noch gelten diese Vertreter des Nationalsozialismus lange nach ihrem Tod manchen wieder als Opfer, deren Ehre beschmutzt und mit Füßen getreten wird. – Ich könnte hier aus so mancher „liebenswürdigen Reaktion“ auf meine Impulse zur Straßennamendebatte viel Kurioses und Trauriges anführen. – Täter wiederum sind jetzt die Historiker, die seit einigen Jahrzehnten Licht in viele dunkle Ecken bringen. Sie ernten bei den Gleichgültigen nur Kopfschütteln. Alte oder neue Rechte führen sie in Leserbriefen als hässliche Inquisitoren vor – und erfinden weiterhin ihre Legenden, für die sie Quellennachweise nicht nötig haben.

Es überwiegt jedoch – zumindest im kölnischen Sauerland – das Erfreuliche. Heimatbünde, junge Leute und sauerlandpatriotische Politiker aus allen demokratischen Parteien nehmen es nicht mehr hin, dass historische Forschungen mit dummen Sprüchen oder hysterischem Gekreische abgetan werden. Sie verstehen, dass die gegenwärtige Straßennamendebatte eine große Chance für das öffentliche Geschichtsgedächtnis in sich birgt. Es geht nicht um selbstgerechte Inquisition über längst vergangene Zeiten, sondern um die Erinnerung daran, dass jeder von uns unter Umständen käuflich und zum Täter werden kann! So sollen nun also die *wirklichen Vorbilder* auf Straßenschildern erscheinen, die uns etwas von der möglichen *Schönheit* des Menschen vermitteln. Nicht mehr die geistigen Agenten der Massenmordideologie erhalten im öffentlichen Raum Respekt und Ehrerweis durch Erinnerung, sondern die Opfer! Bei dieser sehr spät nachgeholtten Gerechtigkeit geht es um Artikel 1 unserer Verfassung sowie um die Gegenwart und Zukunft des nahen Gemeinwesens! Der Globus ist unwiderruflich: rund.

Bezogen auf die NS-Schriftstellerin Josefa Berens-Totenohl liegen die Dinge seit über zwei Jahrzehnten klar zutage (als Verfasser einer unsäglichen Einleitung zur JBT-Autobiographie „*Alles ist Wandel*“ [1992] weiß ich allerdings, dass man immer noch dazu lernen kann). Der vorliegende Band vermittelt durch Forschungsbeiträge von sechs Autorinnen und Autoren eine rundherum solide Information.² Den Forschenden sei Dank für die unkomplizierte „Abdruckerlaubnis“. Freundlicher Beistand während der Redaktionsarbeit kam ebenfalls von Roswitha Kirsch-Stracke (Kreisheimatbund Olpe), Prof. Walter Gödden (Literaturkommission für Westfalen) und Josef Wermert (Stadtarchiv Olpe).

Düsseldorf, Februar/März 2014

Peter Bürger

¹ Vgl. auch Bürger, Peter: „Nellius – immer absurder“ – Revisionistische Erinnerungspolitik – ohne blassen Schimmer von der Geschichte des kölnischen Sauerlandes. 05.02.2014. <http://www.schiebener.net/wordpress/?p=27351>

² Die Beiträge werden in dieser Sammlung, soweit nicht anders vermerkt, unverändert dokumentiert. Sie spiegeln den jeweiligen Forschungsstand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung. Einige wenige, nicht sehr bedeutende Fehler klären sich bei einer vollständigen Lektüre der Dokumentation auf, so dass auch an diesen Stellen auf redaktionelle Eingriffe verzichtet werden konnte.

I.

Josefa Berens-Totenoehl (1891-1969)

Nationalsozialistin mit Propaganda-Mission für das III. Reich und das „schwarze Sauerland“

VON PETER BÜRGER

*„Immer mehr erkennen wir, dass unsere Treue zum Führer
die Treue zur Ordnung der Welt ist.“*

JOSEFA BERENS-TOTENOHL zum „29. März“ 1936

Menschen, nach denen Straßen benannt werden, sollten vor allem der jungen Generation als Beispiele für ein gelungenes, gutes Leben dienen. Das NSDAP-Mitglied JOSEFA BERENS-TOTENOHL überzeugt als Vorbild nicht.³ Dass Berens-Straßen in Eslohe, Finnentrop und Lennestadt Gegenstand einer öffentlichen Debatte geworden sind, zeigt, dass die historischen Forschungen der letzten zwei Jahrzehnte nun auch politisch wahrgenommen werden (in Eslohe hat der Hauptausschuss des Rates auf Antrag der CDU-Fraktion Anfang 2013 einen Beschluss zur Umbenennung gefasst⁴; drei „Berens-Namensgebungen“ wurden Februar 2014 in Lennestadt revidiert). Als diese Autorin ihre größten Erfolge feierte, gab es auch im Sauerland ungezählte Bürgerinnen und Bürger, die unter den Nationalsozialisten aus „rassischen“, religiösen oder politischen Gründen verfolgt wurden. An diese Menschen könnte man sich bei den Umbenennungen erinnern.

Gleichwohl ist es lohnenswert, sich mit der lebensgeschichtlichen Heimatsuche dieser Sauerländerin zu beschäftigen und daraus zu lernen. Sie wurde am 30. März 1891 als drittes von zehn Kindern der Familie Berens in Grevenstein geboren. Ihr Vater erarbeitete als Schmied und Kleinbauer den Lebensunterhalt. Als prägenden Schmerz ihrer Lebensgeschichte hat JOSEFA BERENS später in persönlichen und literarischen Zeugnissen den Tod ihrer Mutter wenige Wochen nach der eigenen Geburt benannt: „Sie ist, als sie mir das Leben gab, verblutet. [...] Sie hat ihr Leben langsam bis zum Ermatten wissend versinken sehen. [...] Das ist der dunkelste Gedanke in meinem Leben.“ Ein 1936 veröffentlichtes Gedicht „*Meiner*

³ Grundlegende Quellen für das Folgende (nicht in jedem Einzelfall nachgewiesen): LWA*; Berens-Totenoehl 1992 [vgl. den umfangreichen Anmerkungsapparat]; Bürger 1993; Bürger 2001; Bürger 2010, S. 73-77. – Dieser Beitrag basiert weitgehend auf den Dokumentation über den völkischen Flügel der sauerländischen Heimatbewegung (Bürger 2013*), in dem auch das rechte Netzwerk der Dichterin (Lorenz Pieper, Georg Nellius, Maria Kahle) ausführlich zur Darstellung kommt. Zu Nellius vgl. jetzt auch die Internetdokumentation: Bürger/Neuhaus/Gosmann 2014*.

⁴ Vgl. Kortmann, Jürgen: Keine Ehrung mehr für eine Nazi-Dichterin. In: Der Westen, 18.01.2013. <http://www.derwesten.de/staedte/nachrichten-aus-meschede-eslohe-bestwig-und-schmallenberg/keine-ehrung-mehr-fuer-eine-nazi-dichterin-id7496054.html>

Mutter“ enthält die Zeilen: „Heiligster Schmerz meines Seins, / Mutter du! / Immerzu / ruft meine Sehnsucht nach dir ...“ (zit. Berens-Totenoehl 1992, S. 179f).

Die geistige Wachheit des Kindes tritt früh zutage. Der Pfarrer des Heimatdorfes rät dem Mädchen: „Lass du dich nicht unterkriegen! Heirate hier keinen Bauern! Geh du ins Leben!“ Mehrere Jahre muss JOSEFA BERENS geduldig warten. Dann kann sie aus den denkbar bescheidenen Verhältnissen des Elternhauses heraus 1911 endlich den Schritt ins Arnberger Seminar tun, um Lehrerin zu werden. Entbehrungen begleiten auf weiter Strecke ihre Lebensreise. Zwischen 1915 bis 1918 ist sie Hospitantin und Lehrerin an sauerländischen Volksschulen in Arnberg, Stemel bei Sundern, Oelinghausen und Warstein.

1. Wegzug in die große Stadt und Enttäuschung

Im Herbst 1918 wagt sie sich jedoch noch einmal ins Ungewisse. Sie zieht zu einem vierjährigen Malstudium um nach Düsseldorf. Ein lange gehegter Traum wird damit wahr. Vormittags erarbeitet JOSEFA BERENS sich durch Schulunterricht den notwendigen Lebensunterhalt. Die Nachmittage gehören der Leinwand. Die steht allerdings nicht in der berühmten Akademie, sondern in einer privaten Malschule.⁵ Theatervorstellungen, Konzerte, Kurse zur Geistesgeschichte und eifrige Lektüre in einer Buchhandlung gehören zu ihrer Teilhabe am Kulturleben. Einen besonderen Schwerpunkt bildet die Beschäftigung mit asiatischer Religion und Philosophie. Auch der germanische Mythos spielt schon eine Rolle.

In ihrer unermüdlichen geistigen Suche findet sie während der Düsseldorfer Jahre einige Gefährten, aber keine Ruhe. Die erkämpfte „Freiheit der Stadt“ fordert ihren Preis. Dazu gehört auch, dass ihr jetzt die religiöse Verwurzelung der Heimat nicht mehr einfach fraglos erscheint. „Der seelische Druck jener Jahre“, so bezeugt später die Freundin Auguste Stamm, „ist groß und hemmt manches“. Schon um 1919/20 löst JOSEFA BERENS ihre Verbindung mit der römisch-katholischen Kirche, wofür sie vor dem Entnazifizierungsausschuss 1946 „religionsgeschichtliche u. philosophische Studien u. daraus gewonnene persönliche Erkenntnisse“ als Motive angeben wird.⁶

⁵ Für den Leiter dieser privaten Malschule, den Künstler Hans Carp (1882-1936), wurde am 28.3.1936 in den unteren Räumen der Städtischen Kunsthalle Düsseldorf eine Gedächtnisausstellung eröffnet, was für dessen offizielle „Anerkennung“ zur Zeit des Nationalsozialismus spricht. Befreundet war J. BERENS-TOTENOHL während der Düsseldorfer Jahre auch mit dem Maler Carl Aller (geb. 1896), der zur NS-Zeit außerordentlich früh als Propaganda-Künstler im Dienste der Faschisten hervorgetreten ist (vgl. Dr. Alfred Schubert: Ein Hitlerbildnis von Carl Aller. In: Düsseldorfer Volksparole, 2.6.1933 [Stadtarchiv Düsseldorf]). Höchstwahrscheinlich war J.B.T. auch in Düsseldorf einem starken Einfluss von rechten Persönlichkeiten unterworfen.

⁶ Das Drama besteht freilich auch darin, dass eine geistig suchende Frau wie J.B.T. in einer mit der Aufklärung unversöhnten Kirchentheologie um diese Zeit offenbar keine überzeugenden christlichen Antworten finden kann und dann ausgerechnet in die Einfluss-Sphäre eines rechtsextremistischen röm.-kath. Priesters gerät (die J.B.T.-Autobiographie bezeugt übrigens auch eine Kenntnis der Ideologie des völkischen kath. Konvertiten und Antisemiten Julius Langbehn). – Während der NS-Zeit verflüchtigt sich das „Christliche“ bei JOSEFA BERENS zu unverbindlich-vagen Bildern, die in Wirklichkeit nicht mehr christlich sind (so im Gedicht „Weihnacht“ aus dem Jg. 1936 der Zeitschrift

Schließlich kehrt sie der großen Stadt voller Enttäuschung den Rücken zu. Dazu wird sie selbst später anmerken: „Mir ist ein Ginsterbusch am Hang größer und reicher als die ganze Stadt Düsseldorf.“ Von 1923 bis Juni 1925 lebt JOSEFA BERENS dann zunächst als Malerin an der Weser, in Höxter und Godelheim. Erst über diesen „Umweg“ findet sie zurück ins Sauerland. Ihr erstes Zuhause wird das Fischereihaus der Familie Rameil im oberen Lennetal (Gleierbrück). „Totenohl“ heißt die Parzelle ihrem alten Namen nach. Den Begräbniszügen zur ältesten Kirche des Sauerlandes in Wormbach diente sie vielleicht einst als Raststätte.

2. Freundschaft mit Christine Koch



Dieses Ölporträt von Christine Koch malte Josefa Berens 1925

Der sauerländischen Mundartlyrikerin CHRISTINE KOCH (1869-1951) im nahen Bracht ist JOSEFA BERENS zu diesem Zeitpunkt bereits zur Freundin geworden (Berens-Totenohl 1992, bes. S. 112-119; Bürger 1993, bes. S. 62-65). Die erste Begegnung Allerheiligen 1924 geht zurück auf eine Vermittlung des in Rumbeck geborenen Musikdirektors GEORG NELLIUS (1891-1952), dem J.B.T. eng verbunden ist. Josefas Autobiographie zeigt, wie sehr diese Freundschaft auch im Licht eines sich durchsetzenden Selbstbewusstseins von Frauen gesehen werden muss. Durch die – z.T. auch materielle – Förderung und Illustration der plattdeutschen Bücher CHRISTINE KOCHS leistet die Jüngere Beistand.

„Heimat und Reich“, in dem „Gott“ den Hammer [!] aus seiner „Schöpferhand“ legt und wohl eher i.S. der germanischen Mythologie verstanden wird). 1937 meint der österreichische Nationalsozialist Kurt Ziesel in dem von ihm zusammengestellten Werk „Josefa Berens-Totenohl – Eine Dichterstunde“ (Hamburg 1937, S. 4), im Umkreis von Westfalens „uraltem germanischen Boden“ seien „überall die erbittertsten Bollwerke gegen Rom und seine Lehre“ sowie eine „tausendfältige Wacht von Herrenmenschen und Bauernkönigen“ gewesen. – Theologische Anfragen von J.B.T., wie sie die Nachkriegsnovelle „Die Liebe des Michael Rother“ von 1953 enthält, sind jedoch durchaus ernst zu nehmen (vgl. Berens-Totenohl 1992, S. 184 und 209). – In einem Brief vom 6.5.1948 an Margarete Windthorst (Nachlass M. Windthorst: Stadt- und Landesbibliothek Dortmund) betont J.B.T. wieder eine gewisse Nähe zu Christus, seinem Leben und seiner Lehre und würdigt – mit deutlich kritischer Distanz – auch die Notwendigkeit und Tradition der Kirche, der sie nicht mehr angehört.

Ein „Wesensunterschied“ zum Katholizismus der 20 Jahre älteren Freundin, so belegen Tagebuchaufzeichnungen, war JOSEF BERENS jedoch bewusst. Sie schreibt am 14.9.1930 an MARIA KAHLE: „Eine Rettung für Christine ist ihre naiv-religiös-kirchliche Einstellung, die ohne Deuteln und Fragen vertraut: Gott wird aus dem Elend ins Helle führen. Sie kann sich mein problematisches Wesen [...] auch nicht entfernt vorstellen und hält mich wohl für etwas verworren. Sie ist erst Christ, dann Kind des Landes. Ich bin deutsch, stehe als Deutsche vor Gott, der mich in dieser Form schuf. Sie braucht notwendig dieses menschnahe Gottestum, darum hat sie es. Ich bin der Meinung, dass sich jeder sein eigenes Gottestum schafft, sein ihm gemäÙes, ihm notwendiges, das ihm Atem gibt. Wer nicht die Kraft hat, es selbst zu erkämpfen, dem reicht die Kirche ein wohlberichtetes, das mit Leben zu füllen jedem dann obliegt.“⁷ Während der NS-Zeit werden JOSEFA BERENS-TOTENOHL und CHRISTINE KOCH später häufig zusammen in Veröffentlichungen behandelt.⁸

Schon in den 1920er Jahren ist Josefa Berens gerade jenen verbunden, die auch innerhalb der sehr katholisch geprägten Heimatbewegung des Sauerlandes die völkische Weltanschauung zur Geltung bringen wollen, so GEORG NELLIUS⁹, DR. LORENZ PIEPER¹⁰ und MARIA KAHLE. Die im Milieu des politischen Katholizismus beheimateten Köpfe des SAUERLÄNDER HEIMATBUNDES betrachtet sie hingegen als „Heimatbund-Proleten“, deren „groÙes Maul“ gestopft werden müsse. Dazu zählt sie namentlich den Balver Zentrumsmann THEODOR PRÖPPER, der „Friedrich den GroÙen“ geschmäht habe.¹¹ Im Werk Albrecht Dürers vermeinte JOSEFA BERENS in diesen Jahren den „Wellenschlag des nordischen Götter- und Sonnenmythos“ zu verspüren. Wegen ihrer Edda-Bilder war sie sich bewusst, „ohnehin als Heidenpriesterin“ zu gelten.

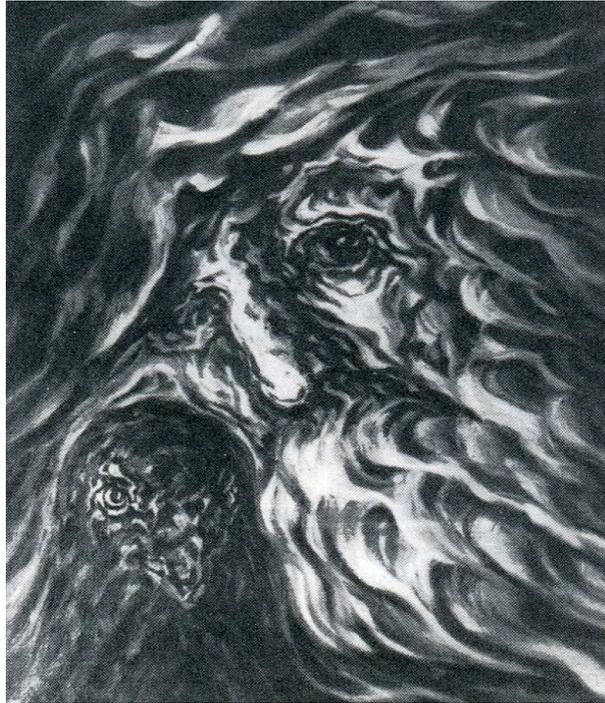
⁷ Zit. Bürger 1993 (Quelle: M. Kahle-Nachlass, Universitäts- und Landesbibliothek Münster).

⁸ Vgl. z.B. Fischer 1938; Pöpperling 1938. – Zu Christine Kochs Rolle in der NS-Zeit vgl. Bürger 2012b*.

⁹ Die früheste Begegnung mit NELLIUS hat vermutlich 1922/23 im Raum Arnsberg stattgefunden.

¹⁰ Die erste Begegnung mit L. PIEPER hat nach Aufweis der J.B.T.-Autobiographie schon während dessen Hüstener Vikarszeit (d.h. 1917 - Ostern 1923) stattgefunden: „Hier ist der Platz, an dem ich von meinem guten ernstesten Freund Lorenz Pieper aus Eversberg sprechen muß. Wir kannten uns [1924] schon. Als er in Hüsten Kaplan war, hatten wir uns in Herdringen getroffen bei meiner Freundin Auguste Stamm. Er hatte von mir gehört, war ein Kunstfreund und Kenner. Als ich [Anfang Mai 1923] Düsseldorf verließ und an die Weser zog, hatte ich vorher meine Bilder nach Herdringen gebracht, von wo aus ich meine erste Ausstellung in Arnsberg vorbereitete. Da war Dr. Lorenz Pieper nach Herdringen gepilgert, meine Arbeiten zu sehen, denn er erkannte meine großen Ernst in den Kompositionen und Porträts, und von dem Tage an waren wir Freunde. Er wurde mein Berater und Kritiker. [...] Er hat mir später, als er [am 23.10.1923 als Seelsorger] nach Wehrden an die Weser [also in die Nähe von J.B.T.] kam, viele Bücher geliehen, als mir die Mittel fehlten, sie zu kaufen. So konnte ich weiter ins Geistige hineinwachsen und meinen in Düsseldorf begonnenen Weg fortsetzen.“ (Berens-TotenoHL 1992, S. 103f; vgl. ebd., S. 186f zu dieser Freundschaft und deren publizistischer Würdigung im Jahr 1936.)

¹¹ Von Spannungen zu Vertretern des SAUERLÄNDER HEIMATBUNDES ist mehrfach auch in Briefen von J. BERENS an MARIA KAHLE (u.a. vom 8.9.1930 und 2.11.1930) die Rede (M. Kahle-Nachlass: Universitäts- und Landesbibliothek Münster).



WOTAN – „I. Eddabild“ von Josefa Berens,
Foto: Constanze Niessen

Ausstellungen der Bilder von JOSEFA BERENS sind u.a. für Arnberg, Münster, Bad Driburg (1925) und Berlin (1926) dokumentiert. Neben Porträts und Landschaftsmalerei fallen Bilder aus der Götter-Edda, der germanisch-nordischen Mythologie also, besonders auf.¹² Von Februar bis September 1931 unternimmt die Malerin allein ihre erste „Weltreise“ nach Marokko und Spanien. Weitere Auslandsreisen folgen später in der NS-Zeit: u.a. nach Norwegen Mai-Juli 1934; Prag und Sudetenland April 1937 (Dichterlesungen vor Sudetendeutschen und in der deutschen Universität); Siebenbürgen Juli 1937 („Dichterlesungen vor Deutschen“); London, Madeira und Lissabon 1938 („Vergnügungsfahrt auf der >Stuttgart<“, finanziert durch eine honorierte Reiseschilderung für die NS-Frauenschaft); Posen Mai 1943 (Dichterlesungen für das „NS-Volksbildungswerk im Wartheland“) und Holland März 1944 (Dichterlesungen vor der NS-Frauenschaft).¹³

¹² Vgl. den illustrierten Überblick zum Werk der Malerin in: Berens-Totenohl 1992, S. 203-215.

¹³ Eine undatierte Mitschrift über eine „Gesprächsrunde am Freitag, dem 12. Oktober 1979, auf dem >Femhof< bei Herrn Hannes Tuch und Frau“ aus dem Archiv Heinrich Schnadts (Kopie: Christine Koch-Mundartarchiv) enthält folgende Erinnerungen: „Frl. Stamm wußte zu berichten, daß J.B.T. im zweiten Weltkrieg oft zu Dichterlesungen an der Front bzw. in der Etappe unterwegs war. Sie hat ihr beispielsweise von einer Lesung aus ihren Werken in Prag erzählt, wo die Stimmung bereits damals sehr feindselig war, was J.B.T. besonders in dem von ihr bewohnten Prager Hotel merkte. Dennoch nahm sie all diese Gefahren und Risiken in Kauf und sagte immer wieder: >Ich versage mich nie, wenn ich gerufen werde.< – In diesem Zusammenhang ist auch erwähnenswert, daß eine Nichte von Frl. Stamm, die im Kriege in Warschau dienstverpflichtet war, damals an Frl. Stamm schrieb, daß J.B.T. auch dort eine Dichterlesung vor Soldaten halten werde und daß man sich allgemein bereits sehr darauf freue. Offensichtlich war also J.B.T. im Kriege viel in dieser Weise unterwegs.“

3. Bekenntnis zum Nationalsozialismus und zum Führer Adolf Hitler

Ende Juni 1931 meldet JOSEFA BERENS sich vom spanischen Segovia aus „durch einen Freund zur Partei“ Hitlers an. (Der in der Autobiographie nicht namentlich genannte Vermittler ist ohne Zweifel der ihr seit den frühen 1920er Jahren eng verbundene sauerländische Priester LORENZ PIEPER, der bereits seit 1922 zu den eingeschriebenen Nationalsozialisten gehört¹⁴.) Zum Jahresanfang 1932 erhält sie das NSDAP-Parteibuch. Den „*Völkischen Beobachter*“ abonniert sie bereits. Darin findet sie Gedichte des Dramatikers und späteren Nazi-Kulturpolitikers Richard Euringer, dem sie Proben aus der eigenen Feder schickt. Euringer besucht JOSEFA BERENS von Ende September bis zum 10. Oktober 1932 im Sauerland und ermutigt sie als ideologischer Berater zur literarischen Arbeit. Ende 1933 zeichnet er in einer Veröffentlichung das – positiv gemeinte – Bild einer „Hexe“ von ihr: „Ein Haupt wie Holz, derb gekerbt. Ein Leib, für den es kein Gewand gibt, es sei denn das der Weisen Weiber. [...] Wer ihre Bilder sieht, erschrickt ... Kotbraun fletschen die Verdammten ein entsetzliches Gebiss. [...] Aus der Stille quellen Strophen, heidnisch kühn und gläubig innig: die Gesichte einer Norne. Urwelt wogt durch ihre Schau ...“ (zit. Bürger 1993, S. 95f).

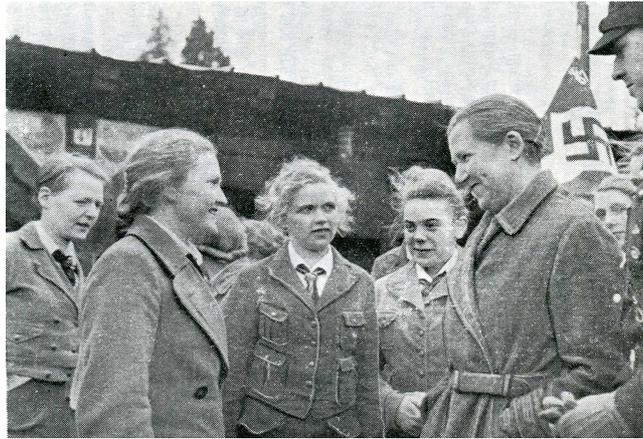
Mitte der dreißiger Jahre hat JOSEFA BERENS dann vom Malen fast ganz zum Schreiben gewechselt und sich den Beinamen „Totenohl“ zugelegt. Erst die Erfolgsromane „*Der Femhof*“ (1934) und der Folgeband „*Frau Magdlene*“ (1935) ermöglichen der bis dahin recht einsam lebenden Künstlerin ein materiell gutes Einkommen. „Der Roman *Der Femhof* erreichte bis 1957 eine Auflage von 275.000 Exemplaren; der Großteil davon stammt aus den Jahren vor 1945; *Frau Magdlene* erreichte 16 Auflagen in einer Höhe von etwa 180.000 Exemplaren.“ (LWA*) Vom „Femhof“ erscheinen während der NS-Zeit Übersetzungen ins Schwedische (1940), Französische (1943) und Niederländische (1944). Eine preiswerte Zusammenfassung beider Teile speziell für die Jugend trägt 1944 den Titel „*Heimaterde*“.

Eine stattliche Bücherreihe nimmt mit diesen Erstlingen ihren Anfang.¹⁵ 1936 erfolgt die Auszeichnung mit dem Westfälischen Literaturpreis¹⁶, einhergehend mit

¹⁴ Am 27.1.1936 druckt das Westfälische Volksblatt anlässlich der Verleihung des Westfälischen Literaturpreises einen Beitrag „*Josefa Berens-Totenohl – Malerin und Dichterin des Sauerlandes*“ von LORENZ PIEPER aus dem Jahr 1930 erneut ab. Im Vorspann dazu heißt es. „In Ergänzung [...] bringen wir hiermit einen Aufsatz aus der Feder von Dr. Lorenz Pieper-Münster, der das große Verdienst hat, als erster schon vor vielen Jahren in der Presse nachdrücklich auf Josefa Berens hingewiesen und sie dem Nationalsozialismus zugeführt zu haben.“ – Im gleichen Jahr schreibt Heinz Grothe über JOSEFA BERENS-TOTENOHL: „Mit Dr. Pieper ist sie früh im Sauerland für den Nationalsozialismus eingetreten und hat sich – nachdem sie in Spanien 1931 furchtbare kommunistische Greuelthaten erlebte – in der NSDAP bald danach organisieren lassen. Seit Jahren lebt und kämpft sie mit der Hitlerjugend und ist oft genug weit gefahren, um mit ihnen zu erleben, unter ihnen zu sein, hat den Jungen und Mädeln vorgelesen und den Dank einer aufmerksamen Gefolgschaft gefunden.“ (Grothe 1936, S. 20)

¹⁵ Hauptwerke bis 1945 sind: *Märchen von der Liebe* (1924) – *Der Femhof*. Roman (1934) – *Frau Magdlene*. Roman (1935) – *Das schlafende Brot*. Gedichte (1936) – *Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums* (1938) – *Einer Sippe Gesicht*. Versepos (1941) – *Der Fels*. Roman (1943) – *Im Moor*. Roman (1944). Nachkriegswerke in Buchform, z.T. wieder mit „christlicher Tendenz“: *Der Alte hinterm Turm*. Dorfgeschichten (1949) – *Die Stumme*. Roman (1949) – *Die goldenen Eier*.

einem verstärkten Engagement im NSDAP-Kulturbund. 1937/1938 baut sich die Dichterin ein eigenes Heim bei Gleierbrück, oberhalb des bislang bewohnten Fischereihauses. In der Giebelspitze lässt sie ein Hakenkreuz anbringen. Begegnungen oder Freundschaften verbinden JOSEFA BERENS-TOTENOHL mit bekannten literarischen Persönlichkeiten ihrer Zeit, darunter Margarete Windthorst aus dem Ravensburger Land, Lulu von Strauß & Torney (Jena) und Agnes Miegel (Königsberg), aber auch die schwedische Nobelpreisträgerin Selma Lagerlöf, die ihr ein holzgeschnitztes Darlane-Pferdchen schenkt, und Felix Timmermanns aus Flandern.



„Josefa Berens-Totenoehl im Kreise des BDM“ (Heimatblätter Olpe Mai-Juni 1938)

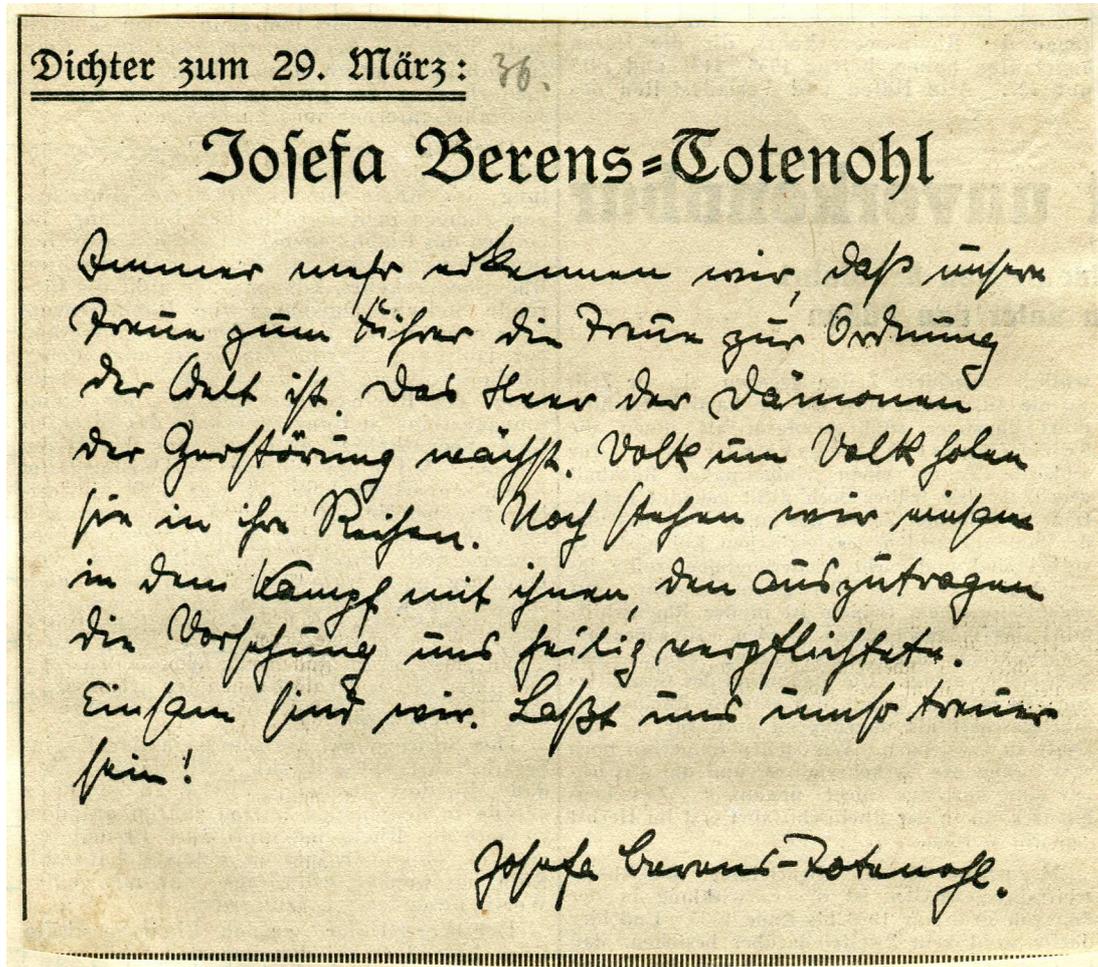
Die äußerst erfolgreichen, z.T. bei aller Trivialität wirklich spannend geschriebenen Romane sind literaturwissenschaftlich dem „Blut und Boden“-Komplex zuzuordnen (s.u.). Sie enthalten rassistische Anschauungen und bezeugen eine Abkehr vom christlichen Ethos. Das war, wie mir eine Zeitzeugin aus Geseke 2011 berichtet hat, streng katholischen Sauerländern während der NS-Zeit auch bewußt. Als Kulturschaffende mit früher NSDAP-Mitgliedschaft hat sich JOSEFA BERENS-TOTENOHL im Faschismus äußerst aktiv an der offiziellen NS-Kulturpolitik beteiligt¹⁷ und im ganzen Reichsgebiet Veranstaltungen mit NS-Gliederungen durchgeführt (zuletzt bis zu 30 Lesungen im Monat). Einen besonderen

Kindermärchen (1950/51) – *Die Liebe des Michael Rother*. Novelle (1953) – *Die heimliche Schuld* (1960) – *Das Haus am Wege* (1962 [dieses Buch zeugt bereits von erheblichen „Konzentrationsschwächen“ beim Schreiben]) – *Alles ist Wandel*. Autobiographie (postum 1992 [Manuskript um 1960 abgeschlossen]). – Eine umfassende Orientierung zur Gesamtbibliographie eröffnen folgende Quellen. LWA*; Berens-Totenoehl 1992, S. 216-228 [im Anmerkungsteil außerdem mit zahlreichen Inhaltsangaben zu den Büchern]; *Jahresheft des Heimat- und Verkehrsvereins e.V.* Grevenbrück. Ausgabe 1998, S. 44-52.

¹⁶ Vgl. Ditt 1992, S. 331-334: Der Literaturpreis sollte nach Mitteilung von Wilhelm Schulte (Westfälischer Heimatbund) „nicht nur das schriftstellerische Werk, sondern auch die kämpferische Betätigung in Wort und Schrift im Interesse der Neuerung des deutschen Volkes“ würdigen (ebd., S. 332). Ausschlaggebend für die Wahl von JOSEFA BERENS-TOTENOHL als Preisträgerin 1936 ist auch die Stellungnahme ihres frühen Förderers und Parteigenossen Richard Euringer (NSDAP) gewesen (ebd., S. 333).

¹⁷ Vgl. bes. Niethammer 1991* und 1992 [unter Auswertung des Verlagsarchiv Diederich] und 1995; Berens-Totenoehl 1992, S. 195f [Anmerkungsteil]; Klein/Kalitzki 1998.

Schwerpunkt bildete die „Jugendarbeit“ bei Veranstaltungen mit Hitlerjugend und BDM.



Das „Führer-Credo“ von Josefa Berens-Totenohl zum „29. März“ 1936
 (Zeitungsausschnitt: Christine Koch-Mundartarchiv)

Zum „29. März“ 1936 hat die Dichterin in der Öffentlichkeit folgendes Bekenntnis zu Adolf Hitler abgelegt (zit. Bürger 2001):

„Immer mehr erkennen wir, dass unsere Treue zum Führer die Treue zur Ordnung der Welt ist. Das Heer der Dämonen der Zerstörung wächst. Volk um Volk holen sie in ihre Reihen. Noch stehen wir einsam in dem Kampf mit ihnen, den auszutragen die Vorsehung uns heilig verpflichtete. Einsam sind wir. Laßt uns umso treuer sein!“

Josefa Berens-Totenohl.

Die heute auch im Internet zugängliche J.B.T.-Schrift „Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums“ (1938) gehörte im „Dritten Reich“ zum engeren „Kanon“ der NS-Propaganda, denn sie wurde den NS-Frauenorganisationen als Pflichtlektüre empfohlen (Berens-Totenohl 1938*; Niethammer 1992; Kiefer 2001). Die darin anklingende germanische Arbeitsteilung (männlicher Kriegsdienst – wundsvorgende Frau) ist erneut auch 1939 in einem glühenden Kriegspropaganda-

Text „*Wir in der Heimat*“ von J.B.T. anzutreffen, den ich am Ende dieses Kapitels (→I.9) vollständig dokumentiere: Es steht demnach „*an dem ersten Platze im Kampfe der Führer*“; die „Heimatfront gegen den allgegenwärtigen Feind der Lüge und der Verführung“ wird „die Zweifel vernichten, den Glauben stählen“ müssen.

Im völkischen – bzw. besser: faschistischen – Credo „*Vom Glauben*“ bringt JOSEFA BERENS-TOTENOHL im Kriegsjahr 1944 erneut öffentlich die gleichsam „religiöse“ Dimension ihrer nationalsozialistischen Weltanschauung zum Ausdruck, mit einem „Glauben“ an Führer und Schicksal bis zum bitteren Ende: „*Einer ist der vom Schicksal Erkorene, der das Neue auszulösen hat; er ist der Schauende, der es verkündigt. Er gewinnt die Erstlinge der Gläubigen und führt sie der neuen Ordnung des Lebens zu, er vollzieht mit ihnen den Durchbruch ins Kommende. [...] Immer aber ist das Wachsende das Stärkere, einerlei ob ein Jahrhundert darangewendet werden muß oder ein Jahrtausend.*“ Auch diesen Text biete ich ganz unten ungekürzt zur Lektüre an (→I.10). Kriegspropagandistisch betätigt sich die Dichterin noch bis ins Jahr 1945 hinein.¹⁸

4. „Blut und Boden“-Literatur

Die literaturwissenschaftliche Zuordnung der Dichtungen von JOSEFA BERENS-TOTENOHL zum völkischen Konzept „Blut und Boden“¹⁹ steht außer Frage. Es dominieren düstere Tragik, Schicksal und völkischer Kollektivismus. Am Beispiel der Thematisierung der sogenannten „Zigeuner“, welche bei CHRISTINE KOCH mit ausgesprochener Sympathie erfolgt, zeigt sich auch ein weiterer deutlicher Unterschied zur engsten Freundin. J.B.T. bringt hier – rassistisch – die heimatlosen „Schwarzen Völker“ ins Bild und leistet damit einen geistigen Beitrag zur „rassebedingten“ Verfolgung im Nationalsozialismus (Opfermann 2012).

In einer wissenschaftlichen Literaturstudie, die man im Internet vollständig nachlesen kann, führt Frank Westenfelder zu den erfolgreichen „*Femhof*“-

¹⁸ Folgenden Bericht gibt sie selbst, wie den Entnazifizierungsakten zu entnehmen ist: „Eine kurze Ansprache von etwa 5 Minuten [!] habe ich im Januar 1945 in Olpe bei einer musikalischen Morgenfeier gehalten. Motto: >Frag nicht Mutter, wie alles noch geendet; es war nicht umsonst, wir sind vollendet.<“

¹⁹ Nachfolgend wichtige Merkmale der „Blut-und-Boden“-Literatur (in Anlehnung an meine Zusammenfassung in: Berens-Totenohl 1992, S. 12): a) Rückkehr zur bäuerlichen Lebens- und Wirtschaftsordnung, mit oder ohne ausdrückliche Zivilisationskritik an Industrialisierung und Verstädterung. – b) Ideal einer ständisch geordneten Lebenswelt. – c) Rassisch-biologische Deutung von „Blut“ und „Stammesart“; sog. „Artfremde“, Heimatlose etc. tauchen in einem „Hell-Dunkel“-Schema ausdrücklich als „Minderwertige“ auf. – d) Tendenz zum (sozialdarwinistischen) Recht des Stärkeren bis hin zur Auflösung des christlichen Ethos, dessen religiöse Wurzel bisweilen ganz abgelehnt wird. – e) Vorrang der Erbfolge vor dem Leben des Einzelnen und Opfer des individuellen Lebensglücks zugunsten einer kollektiven Lebensordnung („Du bist nichts, dein Volk ist alles“). – f) Mythisch-mystische Überhöhung von (dämonischen oder heroischen) Menschen, Naturgewalten oder erzählter Vergangenheit (selten ist die Gegenwart Schauplatz des Geschehens). – g) Schicksalhafte Fügung bzw. Bestimmung oder Verhängnis sind oft die Motoren des Romangeschehens („Vorsehung“; „Tragik“; „Ergebung“ in das vermeintlich Notwendige statt Selbstbestimmung). – h) Die Konkretheit „bloßer“ Heimatliteratur wird zugunsten einer „völkisch-germanischen Allgemeingültigkeit“ zusehends verlassen.

Romanen²⁰ von J.B.T., deren Handlung im 14. Jahrhundert spielt, u.a. aus (Westenfelder 1989*):

Der beliebteste völkische historische Roman, der auch in den NS-Literaturgeschichten immer ausführlich erwähnt wird, ist der „Femhof“ (1934) von Josefa Berens-Totenohl, der mit dem Roman „Frau Magdlene“ (1935) fortgesetzt wird. Berens-Totenohl [...] legitimiert sich durch ihre eigene „blutmäßige“ Verbindung zur Heimat, deren Geschichte zu erzählen: Josefa Berens-Totenohl schreibt und gestaltet nicht für sich, durch sie spricht vielmehr die Erde und das Schicksal der Menschen, sie kündet und formt nur, was das Blut ihr aufgetragen und was dieses Blut an uralter Überlieferung ihr zutrug. Das aber ist ihre Gnade.

Die Handlung ist einfach: Auf dem einsamen Wulfs Hof lebt der starke urwüchsige Wulfsbauer mit seiner stolzen Tochter Magdlene. Der junge Bauer Ulrich hat einen Ritter, der seinen Besitz und seine Ehre verletzt hat, erschlagen und muß deshalb seine Heimat verlassen. Er wird Knecht auf dem Wulfs Hof. Aufgrund ihres angeborenen Herrentums scheinen er und Magdlene für einander bestimmt. Der Wulfsbauer duldet diese Verbindung aber nicht, da Ulrich [in seinen Augen] nur ein Knecht ist. Als Magdlene mit Ulrich flieht, erwirkt er beim Femegericht das Todesurteil, das er persönlich vollstreckt. Magdlene gebiert Ulrichs Sohn, unter dem der Hof seine zweite Blüte erlebt. Von Magdlenes Kampf um Hof und Sohn erzählt der zweite Band, in dessen Verlauf der alte Wulf vom Blitz erschlagen wird. Am Ende wird Magdlene durch ihr starkes vorbildliches Verhalten zu einer volkstümlichen Heiligen, bei der sich die Frauen Rat und Kraft holen. Der tote Wulf wird zur Sagengestalt; wie Wotans wilde Jagd tobt er in Sturmnächten über die sauerländischen Berge. [...] Die Personen des Romans handeln nicht nach ihren Bedürfnissen, sondern stellen sich heroisch ihrem Schicksal und folgen ihrer Bestimmung bis zum Untergang. Magdlene rechtfertigt vor ihrem Vater Ulrichs Totschlag [*an einem herrischen Adeligen*, P.B.], da er wie jeder Bauer den Feind erschlagen habe, der in seine „Ehre eingebrochen“ sei. [...] Ihre Liebe bricht symbolträchtig in der Osternacht hervor, als das Volk, nach alten heidnischen Bräuchen Wotan und Freya verehrend, den Frühling und mit ihm die „blühende, fruchtreiche Zeit“ feiert [...].

Der Einzelne soll verpflichtet werden, sämtliche privaten Glückswünsche dem Land, aus dem er stammt, und dessen Traditionen unterzuordnen. [...] Berens-Totenohl bevorzugt bei der Beschreibung der Menschen, um ihre Erdverbundenheit zu suggerieren, organische Metaphern: „Wenn ein Baum morsch ist, fällt er, und kein Stützen hilft. Das Land aber bleibt. Das welkt nicht. Es baut neue Bäume. Das Land ist euer Hof. Die neuen Bäume seid ihr.“ [...] Hier, wie an der Beschreibung des Wulfsfriedhofes, der alle Wulfe seit Urzeiten vereint, zeigt sich die religiöse Botschaft des Romans. Die Wulfe sind zwar heimliche Heiden und Ketzer, aber eigentlich Pantheisten; Wotan und Freya sind nur Symbole der Naturkräfte. Die wirkliche Religion bezieht

²⁰ Vgl. auch meine Inhaltsangaben zu den „Femhof“-Büchern in: Berens-Totenohl 1992, S. 192-194.

sich auf Sippe, Hof, Erde und Blut. Wer sich dem bedingungslos unterwirft, erlangt in der Volkssage Unsterblichkeit.

Friedrich Schroeder hat eingehend das BERENS'sche Versepos „*Einer Sippe Gesicht*“ von 1941 untersucht (Schroeder 2005). Hier ist das Leitmotiv ohne Abstriche nach dem „Blut und Boden“-Komplex gestaltet: „Ein tief Geheimnis brennt im Blut, das durch Geschlechter brünstig läuft ...“²¹

Im J.B.T.-Doppelwerk „*Der Fels*“ (1943) und „*Im Moor*“ (1944) sind die für den völkischen Bauernroman typischen Motive nicht zu übersehen:²² Nach seiner Heimatkehr aus Napoleons Russlandfeldzug nimmt ein kriegsversehrter sauerländischer Bauernsohn als Hoferbe gemäß einer Testamentsbedingung erfolgreich den Kampf mit einem Felsen auf. Die zwielichtige, „dunkelgelockte“ Verlobte des Bruders bewirkt den Tod seiner hochschwangeren Ehefrau, die jedoch vor ihrem Sterben noch den nächsten Hoferben gebiert.

Ortrun Niethammer, die das Romanwerk von J.B.T. als heute nur noch literaturhistorisch interessante Trivilliteratur – mit durchaus spannender „Kriminalistik“ – bewertet, stellt fest: „Schon das Personal [der Bücher von J.B.T.] entspricht dem arischen Menschen im Verständnis der Nationalsozialisten. Man sieht den Figuren an, welchen der beiden Kategorien, moralisch >gut< oder >böse<, sie angehören. Haben sie helle Augen und glattes Haar, sind sie sicher >gut<; dunkle, krause Haare und schwarze, stechende Augen deuten schon auf das >Böse< hin, das sich zumeist bei Zigeunern oder sogenannten heimatlosen Menschen äußert. [...] Es geht in ihren Romanen vor 1945 nur um Konflikte arischer Menschen und um den moralischen Sieg der Hellhäutigen und Blauäugigen.“ (Niethammer 1992, S. 353)

5. Die Hetze der Dichterin gegen „die Juden“

JOSEFA BERENS' eigene Beiträge zur Hetze gegen „die Juden“ sind erschreckend²³: Bereits 1933 bedient sie im Märchen „*Der Jude und die Goldstücke*“²⁴ das von

²¹ Ausgangspunkt des Verhängnisses, das binnen zwölf Generationen zum Aussterben des Geschlechtes führt, ist der ungesühnte Mord des ersten Bauern der Munkschen Sippe an seinem schwachsinnigen Bruder, den er als Last empfindet. Gegen meine frühere, zu wohlwollende Deutung (vgl. Berens-Totenohl 1992, S. 198) gebe ich hier zu bedenken, dass ja innerhalb des Versepos i.S. der NS-Ideologie die ganze „Sippe“ als „erblich belastet“ zu betrachten ist. J.B.T. wusste mit Sicherheit vom „Euthanasie“-Programm des nationalsozialistischen Staates. Im Erscheinungsjahr des Werkes hat auch ihr Parteifreund LORENZ PIEPER als überzeugter Nationalsozialist gegen den Mord an Geisteskranken in Warstein opponiert (→IV). Ihre Dichtung „*Einer Sippe Gesicht*“ kann selbstredend nicht als Protest gegen die systematischen Morde gelesen werden!

²² Vgl. meine kurzen Inhaltsangaben in: Berens-Totenohl 1992, S. 198-200.

²³ Vgl. meine entsprechenden Quellennachweise bereits in: Berens-Totenohl 1992, S. 197f.

²⁴ Erschienen in: Josefa Berens-Totenohl: *Mutzpeter*. Neue Märchen. In der Reihe: Arbeitsbogen für den gesamtdeutschen Unterricht. Hg. Dr. Th. Schwerdt. Paderborn: Schöningh 1933, S. 9-11. Ein Vorbild ist vielleicht das von den Brüdern Grimm tradierte antisemitische Märchen „*Der Jude im Dom*“ (vgl. Bürger 2012a, S. 581). – Aktiver Antisemit war auch ein sehr enger Freund der Autorin: Bürger, Peter: „Juden- und Thomas-Mann-Todfeind“. Der Nazi-Musiker Georg Nelliuss kam 1948 fast schneeweiß aus der „Entnazifizierungs“-Waschanlage heraus. Im Nachlass ist sein antisemitischer Aktivismus dokumentiert. In: Telepolis, 03.02.2014. <http://www.heise.de/tp/artikel/40/40909/1.html>

ihrer Partei verbreitete antisemitische Feindbild und zwar im Rahmen eines Schullesebogens: Ein habgieriger Jude mit „kurzen, krummen Beine[n]“ – also den Stürmer-Karikaturen entsprechend gezeichnet – erhält Zauberstiefel, die bei Bewegung Goldstücke hervorbringen. Doch nicht er, sondern alle, die er einst betrogen hat, profitieren davon: „Und immer muß der Jude springen über alle Straßen bis ans Ende der Welt.“ – Das sollte nur allzu bald bittere Wirklichkeit im sog. Dritten Reich werden.

Die Eröffnungsrede von JOSEFA BERENS-TOTENOHL zu einer sauerländischen Künstlerschau wird 1935 in der HJ-Zeitschrift „*Unsere Fahne*“ u.a. so wiedergegeben: „Das jüdische, spekulative Element war doch nicht das einzige in der deutschen Kunst; mit dem politischen Bolschewismus hat auch der künstlerische seinen Einzug gehalten. Wie aber der politische Bolschewismus eine Ehe darstellt des kalten, jüdischen Instinkts mit dem Steppenmenschen der mongolischen Rasse, so waren beide Elemente auch in unsere Kunst gekommen.“²⁵

Im Interview mit der BDM-Zeitung „*Das deutsche Mädel*“ äußert die Autorin 1936 über die zwielichtige, dunkel geformte Romanfigur „Robbe“ aus ihren Femhof-Büchern: „Wissen, daß man gebunden ist, aber in dieser Gebundenheit stolz sein, das ist der Weg jedes starken Menschen. Wir müssen alle begreifen lernen, daß der Sinn des Lebens in Dienst und Opfer für etwas Größeres liegt. [...] Robbe könnte auch Jude sein, [...] aber ich wollte diese Gestalt nicht so eng fassen. Jeder Einzelmensch muß schlecht werden, der die Bindung an Volk und Heimat verloren hat. Wieviel mehr ein ganzer Stamm. Der Wert eines Volkes besteht darin, daß es bereit zum Opfer ist. Für was aber soll der Jude opfern? Für was der Zigeuner, für was der rasselose Robbe? So müssen diese Menschen zu den Feinden und Verderbern der anderen werden ...“²⁶.

In ihrer im „Dritten Reich“ massenhaft verbreiteten „Frauenrede“²⁷ von 1938 sieht JOSEFA BERENS-TOTENOHL ausgerechnet in der jüdischen Kulturüberlieferung eine spezielle Geringschätzung der Frau am Werk (Berens-TotenoHL 1938*, S. 10-13), was in wissenschaftlicher Perspektive absurd ist. Den Verrat einer vom Nationalsozialismus überwundenen „jüngsten Vergangenheit“ am vermeintlich besseren germanischen Ursprung kennzeichnet sie dann u.a. wie folgt. „Es war die Zeit der Fäulnis und der Verderbtheit unseres Kulturlebens durch fremdrassige jüdische Kunst und Literatur“ (ebd., S. 16).

Ein weiteres Zeugnis enthält ein Brief der Dichterin vom 1.4.1942 [!] an ihren ehemaligen Arnsberger Lehrerseminar-Direktor Eugen Kuntze aus der Zeit ab 1911, in dem sie über ihre 1931 unternommene Reise nach „Spanisch-Marokko“ und Spanien rückblickend schreibt: „Vor allem aber erlebte ich den Süden, und in

²⁵ Josefa Berens-TotenoHL: *Rede bei der Eröffnung der Kunstschau sauerländischer Künstler in Arnsberg* [1935]. In: „*Unsere Fahne*“ [Zeitschrift der westfälischen Hitlerjugend] Nr. 9 vom Oktober 1935, S. 271. [Zugänglich in: Verwaltungs-Archiv des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, C 70, Nr. 222.]

²⁶ Quelle: *Josefa Berens-TotenoHL in ihrer Heimat* [„Interview“?]. In: *Das Deutsche Mädel* [BDM-Zeitung], Juni 1936.

²⁷ Vor dem Entnazifizierungsausschuss wird J.B.T. dann 1946 angeben, ihre [kriegsfördernde!] Broschüre „*Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums*“ (Berens-TotenoHL 1938*) wider Weimarer Republik, Judentum, pluralistische Kultur und modernes Frauenbild sei ganz „unpolitisch, eine erzieherische Angelegenheit zu echter Fraulichkeit“ (wörtlich)!

Marokko die arabische Rasse, neben der jüdischen. – Sehr interessiert hat mich in Spanien natürlich die Malerei [...]. Besonders interessant war für mich die Berührung zwischen den Kulturen der Araber, Römer, Westgoten, Spanier, die dort einem sichtbar wird. Die verschiedenen Einflüsse, die miteinander verwoben, wieder zu einem seltsamen Eigenleben kommen. Die jüdische Rasse, die doch auch dort lange neben der arabischen gehaust hat, hat keine Kulturspuren hinterlassen, Händlertum ist wohl nur auf den Zweck ausgerichtet, was man von der Hanse freilich nicht sagen kann.“²⁸

Dem römisch-katholischen Priester LORENZ PIEPER, ihrem NSDAP-Parteigenossen und Freund, malt JOSEFA BERENS-TOTENOHL in einem nicht genau ermittelten Zeitraum zwischen 1936 und 1941 „arische Heilige“, mit denen dieser in der Warsteiner Anstaltskapelle jüdische Figuren aus dem Evangelium ersetzt (Tröster 2002, S. 177). Den leidenschaftlichen Antisemitismus von J.B.T. hat 1991 auch Joseph Schmidt, junger Journalist zur NS-Zeit, in einem Leserbrief an die Westfalenpost Olpe bezeugt, der weiter unten vollständig nachzulesen ist. Der vor allem in den *Femhof*-Büchern von J.B.T. drastisch gestaltete rassistische Antiziganismus²⁹ ist freilich angesichts des NS-Massenmordes an Sinti und Roma genauso in Erinnerung zu rufen!

6. „Heimat und Reich“: Mission für das „schwarze Sauerland“

2012 hat Walter Gödden unter Mitarbeit von Arnold Maxwill in der Schriftenreihe der Literaturkommission für Westfalen eine zweibändige Dokumentation zur Zeitschrift „*Heimat und Reich – Monatshefte für westfälisches Volkstum*“ vorgelegt.³⁰ Das darin erschlossene Periodikum kam von 1934 bis 1943 – mit stattlicher Abonnentenzahl³¹ – heraus und ist, so Renate von Heydebrand, „wohl die ergiebigste Quelle für die Westfalen betreffende offizielle Literaturpolitik im *Dritten Reich*“ (zit. W. Gödden in: Gödden/Maxwill 2012, S. 821). „Die

²⁸ Zitiert nach: Eugen Kuntze: „Mein Lebenslauf“, geschrieben 1936 bis 1943. = Unveröffentlichtes Manuskript [Kopie: Christine Koch Mundartarchiv]. – Ignoranter und perfider wie in diesem J.B.T.-Text geht es wohl kaum noch: Der in Cordoba geborene jüdische Philosoph, Rechtsgelehrte und Arzt Moses Maimonides (12. Jh.) etwa zählt zu den bedeutendsten Gelehrten des Mittelalters und war den „christlich-germanischen“ Gelehrten seiner Zeit weit voraus. Mit Blick auf die späteren „christlichen“ Judenverfolgungen in Andalusien liest sich der Hinweis auf die „Spurenlosigkeit“ des Judentums geradezu zynisch.

²⁹ Vgl. dazu: Ulrich Friedrich Opfermann: „Zigeuner“ auf der Heimatbühne. Eine Sauerländer Erfolgsautorin und ihr Hauptwerk. In: Karola Fings/Ulrich Friedrich Opfermann (Hrsg.): Zigeunerverfolgung im Rheinland und in Westfalen. 1933-1945. Geschichte, Aufarbeitung und Erinnerung. Paderborn 2012, S. 301-314. [In die vorliegende Sammlung aufgenommen]

³⁰ Westfälische Literatur im „Dritten Reich“. Die Zeitschrift *Heimat und Reich*. Eine Dokumentation. 2 Bände: Teil I: 1934-1937; Teil II: 1938-1943. Herausgegeben und bearbeitet von Walter Gödden unter Mitarbeit von Arnold Maxwill. = Literaturkommission für Westfalen – Reihe Texte Band 22. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2012. – Nachfolgende, in Klammern gesetzte Seitenangaben innerhalb dieses Kapitel beziehen sich stets auf diese Dokumentation.

³¹ Im Gegensatz zu Vorgängerschriften des Westfälischen Heimatbundes konnte sich *Heimat und Reich* selbst ohne Zuschüsse tragen. 1939 waren durch die systematische Werbung, bes. auch vom Führer des Heimatgebietes Kurkölnisch-Sauerland Landrat Dr. Evers vorangetrieben, schon 7000 Bezieher gewonnen.

Zeitschrift“, so Walter Gödden, „erschien in Verbindung mit den Landesteilen Westfalen-Nord und -Süd des *Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda*, der Gaukulturabteilungen der NSDAP, der NS-Gemeinschaft *Kraft durch Freude*, der NS-Kulturgemeinde, dem NS-Lehrerbund, der HJ und dem BDM, später auch in Kooperation mit dem *Reichsverband Deutscher Schriftsteller* [...] und dem Sauerländer Schützenbund [!]. Die aufgezählten Institutionen verweisen auf den Anspruch der Zeitschrift: *Heimat und Reich* war das Zentralorgan der westfälischen Kultur- und Literaturpolitik im >Dritten Reich<.“ (S. 821) „*Heimat und Reich* unterwarf sich vollständig und rückhaltlos den Zielen des Nationalsozialismus. Die Zeitschrift war Teil eines gut funktionierenden Propagandaapparats.“ (S. 844)

An der Zeitschrift „*Heimat und Reich*“ arbeitete auch der nationalsozialistische Dichter und hochrangige NS-Kulturfunktionär Richard Euringer mit. Er war schon seit Herbst 1932 der literarische Entdecker bzw. Förderer seiner Parteigenossin JOSEFA BERENS, für deren Auszeichnung er im Übrigen auch in der Jurysitzung zur Vergabe des Westfälischen Literaturpreises 1935 votiert hat (der neue Preis sollte kulturpolitisch besonders einer sog. „neuen Entwicklung des arteiligen deutschen Schrifttums“ im NS-Staat zuarbeiten: S. 99).

JOSEFA BERENS-TOTENOHL selbst ist mit Prosatexten und Gedichten in der Zeitschrift vertreten (S. 86-88, 107-114, 352, 375ff, 543, 553ff). Vom Jahrgang 1935 ab erscheinen nicht wenige Artikel, die die breite Aufnahme des Werkes von J.B.T. oder ihre Literaturpreis-Auszeichnung herausstreichen (S. 93, 105, 195, 201, 203, 215ff, 222f, 253, 304, 527, 569, 620, 757, 764, 777). Beim Westfalentag 1938 hält J.B.T. ihren ideologischen Vortrag „*Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums*“ (S. 357), der im nächsten Jahrgang auch wegen seines Abhebens auf die „Unbewußtheit um alle Mutterschaft“ gerühmt wird: „Allzu-bewußte Zeiten sind lebensfeindlich“ (S. 627). In Heft 10 des Jahrgangs 1939 erscheint der J.B.T.-Kriegspropagandatext „*Wir in der Heimat*“ (S. 672f; Text: →I.9).

Besondere Erwähnung verdient der J.B.T.-Beitrag „*Der sauerländische Mensch*“ aus dem Jahrgang 1938 (S. 523-526). In ihrer Darstellung des vermeintlichen Stammes- oder Landschaftscharakters überlegt die Verfasserin, ob der im Vergleich zum Münsterländer beweglichere Sauerländer vielleicht einen „größeren Zuschuß nordischen Blutes“ in sich trägt. Die „karge sauerländische Erde“ habe ihn zum „Willensmenschen“ gemacht. Aber, so fragt die aus der Kirche ausgetretene Nationalsozialistin mit Blick auf die ausgesprochen katholische Landschaft:

„*Wie steht der sauerländische Mensch zur neuen Zeit [des Nationalsozialismus, Anm.]?* Die Frage beantwortet sich aus dem Vorhergesagten selber. Die Stetigkeit unserer Menschen, das Mißtrauen allem Neuen gegenüber, das anderswo ausgetestet und ausgefochten wird, spielen in dem einsamen und abgeschlossenen Bergland eine wichtige Rolle, denn das Sauerland liegt abseits vom großen Strom, nur die Ausläufer des öffentlichen Geschehens schwingen bis in seine Einsamkeiten hinein. Das gilt im Guten und im Bösen. Die Verderbnis der vergangenen Zeit warf nur einzelne Schatten, nicht die ganze Gefahr und Fäulnis in das Sauerland hinein. Davon hörten unsere Menschen nur sagen. Auch die unbeschreiblich große leibliche und seelische Not des Bruders in der Stadt, wie die Spannung zwischen den

Menschenklassen, hat der Sauerländer nicht gespürt. Daher brannte ihm die Not nicht auf den Fingern wie den Arbeitslosen und Eingepferchten auf dem Asphalt der Großstadt. Darum konnte auch nicht der Kampf bei ihm zur Austragung kommen. Das hat seinen Vorteil, aber auch seinen Nachteil, wenn wir die Freude und den Stolz derer ansehen, die von sich sagen können, daß sie für das große Werk der Wiedergeburt unseres Volkes gekämpft und gelitten haben. In den praktischen Forderungen des Nationalsozialismus aber steht das Sauerland keineswegs hinter anderen Landesteilen zurück. Es opfert, es hilft. Die Mannhaftigkeit des an sich schon harten und wehrhaften Volksstammes hat in der Verteidigung des Vaterlandes im Weltkrieg nicht versagt, wird es auch in Zukunft nicht tun. Die Verkündigungen des Nationalsozialismus sind der Lebensauffassung des ländlichen Menschen durchaus gemäß, wenn nicht naturfeindliche und volksfeindliche Kräfte, die einst die große Macht im Sauerlande verkörperten und es heute noch tun, am Werk wären, dann möchte unser Volk nicht nur in der praktischen Haltung, sondern auch im äußeren Bekenntnis rascher hineinwachsen, in das neue Leben, denn anders kommt es nicht hinein, außer es wächst hin. Wachsen aber braucht Zeit.“

Es kann kein Zweifel bestehen, dass JOSEFA BERENS-TOTENOHL hier mit den immer noch mächtigen „*naturfeindliche[n] und volksfeindliche[n] Kräfte[n]*“ Hierarchie und Milieu des römischen Katholizismus im Sauerland ansprechen möchte, die eben 1938 einem vollen ideologischen Anschluss an die „neue Zeit“ noch entgegenstehen.

7. „Entnazifizierung“ – Nach 1945 im Abseits?

Nach Niederwerfung des massenmörderischen Faschismus 1945 folgen für JOSEFA BERENS-TOTENOHL ein „Entnazifizierungsverfahren“ und das Ende der Karriere als Bestsellerautorin. Die Dichterin sieht sich in ihrer unmittelbaren Umgebung zunehmenden „Anfeindungen“ ausgesetzt.³² (Die Frage, warum die Menschen in nächster Nähe sie nach Ende der NS-Zeit ablehnen, bleibt in der Autobiographie letztlich unbeantwortet.) Lediglich aufgrund ihrer „naturalistischen Grundhaltung“ wird die Schriftstellerin amtlich als „NS-fördernd“ eingestuft, was angesichts von früher NSDAP-Parteimitgliedschaft und ausgiebiger NS-Propagandatätigkeit sehr verwundern muss. Ein genauerer Blick in die Entnazifizierungsakte sorgt für Aufklärung. Der zuständige Ortsausschuss³³ hatte nämlich 1946 zunächst als Ergebnis unmissverständlich festgestellt: „*Aktivistin durch propagandistische*

³² In einem dreiseitigen Maschinentext von Gerhard Wolf (Kopie: Christine Koch-Mundartarchiv), versehen mit der Überschrift „Frau Josefa Berens Totenohl!“ und der Angabe „Königshagen, 31.08.91“, heißt es: „Platz nahmen die Kinder auf den langen Bänken vor dem offenen Kamin. Auf dem Kaminsims lag ein deutscher Stahlhelm mit Durchschuß. [...] Nach dem Einmarsch 1945 wurde Frau Berens, besonders durch das Verhalten eines Herrn Hennecke aus Saalhausen, dazu verpflichtet, die Latrinen des Polenlagers in Saalhausen zu säubern. Sie tat es – wie bekannt wurde – mit sehr viel Würde. Niemand in Saalhausen ergriff für Frau Berens Partei! Hat man darum heute in Saalhausen ein schlechtes Gewissen?“

³³ Unterschriften: Josef Schmelzer, Johannes Hesse, Wilhelm Heschmann [oder Hohmann], Heinrich Atz, Anton Droste, Egbert Hussel.

Vorträge. Als solche nicht mehr tragbar.“ Hernach kam der „Entnazifizierungs-Kreis-Ausschuss“ in seiner Stellungnahme³⁴ allerdings zu einer milderen Bewertung. In der schreibmaschinenschriftlichen Empfehlung dieser höheren Instanz ist zunächst noch eine Stufe III („minder belastet“) vermerkt, was jedoch nachträglich durch handschriftliche Korrektur in Stufe IV („Mitläufer“!) als Endergebnis umgewandelt worden ist. Vorsitzender der am Ende maßgeblichen Entscheidungsinstanz war KARL BROERMANN (1878-1947) aus Kirchhunden-Heinsberg, geboren in Mühlheim an der Ruhr. Dieser Lehrer hatte selbst während der Nazizeit ideologisch-propagandistische Jugendschriften verfasst (z.B. „*Albert Leo Schlageter, ein deutscher Held*“; „*Aus Adolf Hitlers Reden. Bearbeitet für die Jugend*“), weshalb die von ihm ehemals geleitete und nach ihm benannte Schule in Oberhausen 1994 in „Anne Frank-Realschule“ umbenannt worden ist (Bürger 2010, S. 108f; Wikipedia.org). BROERMANN bezeichnete seine Ausschusstätigkeit als „leidige Entbräunungsarbeit“ und sah sich durch das Vertrauen, das Josefa Berens – offenkundig zu Recht – in ihn setzte, geehrt (Nachweis: Opfermann 2012). Im „Entnazifizierungsverfahren“ von JOSEFA BERENS hatte man also förmlich den Bock zum Gärtner gemacht!

Im zerstörten Nachkriegsdeutschland ist die *Femhof*-Autorin wieder zu umfangreichen Dichterlesungen unterwegs. Ein 1949 erschienener Beitrag über sie in der Westfalenpost-Reihe „*Westfälische Dichter*“ enthält nicht den geringsten Hinweis auf das Wirken als Nationalsozialistin. Von einer durchgehenden Isolierung kann wohl keine Rede sein. Die Katholikin CHRISTINE KOCH, in den

³⁴ Die Unterlagen (Landesarchiv NRW, Abt. Rheinland, NW 1.109-201 [Josefa Berens]) liegen mir als Kopie vor. – Die Begründung zur nachsichtigen Empfehlung des übergeordneten Kreisausschusses, unterschrieben vom selbst NS-belasteten Vorsitzenden KARL BROERMANN, enthält zahlreiche logische Widersprüche und schier unglaubliche Passagen: „Es ist abwegig, wenn der Ortsausschuß Josefa Berens als Aktivistin durch propagandistische Vorträge und Schriftstellerei bezeichnet. Sie ist ihrer Grundhaltung nach naturalistisch, losgelöst von jeder überweltlichen Bindung. Als solche offenbart sie sich in ihrem ersten Werk, wie auch in ihrem letzten Roman. Sie erklärte in einer eingehenden Vernehmung, daß sie auch nach dem Zusammenbruch keine Umstellung zu vollziehen habe. Sie kann also [*sic!*] nicht als Nationalsozialistin und Propagandistin bezeichnet werden. Wenn sie von der Partei als Parteigenossin und Ehrengast bevorzugt wurde, so liegt das daran, daß ihre innere naturalistische Grundhaltung [und (?)] den darauf aufgebauten Gedankengebäuden Hitlers entsprach. Sie ist also von der Partei weniger als Künstlerin denn als geistig blutverwandt anerkannt und benutzt [*sic!*] worden. Es steht ausser Zweifel, daß ihr Beitritt zur Partei aus ideellen [*sic!*] Gründen erfolgte, auch ihre Vortragsreisen dienten ideellen Zwecken. Sie mußte aber, da sie in die besetzten Gebiete kam, und, wie sie sagte, freundschaftliche Beziehungen zu Juden pflegte, früher als andere erkennen, daß ihr politischer Weg ein Irrweg war. Sie gab in ihrer Vernehmung auch zu, daß die Brutalitäten und Judengreuel im 3. Reich sie furchtbar abgeschreckt haben. Sie zog aber trotzdem nicht die Konsequenzen und blieb trotz der trüben Erfahrungen in der Partei bis zum Zusammenbruch. Auch wußte sie nicht nachzuweisen, daß sie durch humanes Handeln gegenüber verfolgten Juden, politisch Verfolgten und ausländischen Zwangsverschleppten in etwa ihr parteifreundliches Verhalten aufgewogen habe. Sie ist nicht Aktivistin im üblichen politischen Sinne gewesen, aber war doch parteifördernd durch ihre naturalistische Grundhaltung. Das wiegt umso schwerer, da sie zu den führenden Geistesgrößen gehört. Sie ist einzustufen nach Kategorie [*durchgestrichen: III*] IV [Ziffer handschriftlich].“ – In der Autobiographie ist übrigens nur vom Briefverkehr mit *einer* jüdischen Bekannten die Rede, ohne dass der NS-Massenmord an den Juden in irgendeiner angemessenen Weise zur Sprache käme (geschweige denn die eigene zeitgleiche Judenhetze der Autorin).

1930er Jahren zeitweilig der „neuen Zeit“ des Nationalsozialismus – allerdings ohne Parteibuch und ohne die geringste Spur von Antisemitismus – selbst sehr zugeneigt (Bürger 2012b*), schreibt in einer Buchwidmung über die jüngere Freundin: „Auch sie, so viel geschmäht, / von wenigen erkannt, / sie suchte Gott ... / Doch ihre Seele stand / im Schatten einer unheilschwangeren Zeit. / Für sie zu zeugen / bin ich jederzeit bereit.“ (zit. Bürger 1993)

JOSEFA BERENS hatte sich vom Katholizismus losgesagt. Deshalb wird sie – im Gegensatz etwa zur nationalsozialistischen Propagandistin MARIA KAHLE – in der sauerländischen Heimatbewegung nach 1945 stärker gemieden. Keines ihrer Nachkriegsbücher kann auch nur ansatzweise an den früheren Erfolg anknüpfen. Beim Westfälischen Dichtertreffen 1956 in Schmallenberg kommt es zu heftigen Auseinandersetzungen (Gödden 1992). Jüngere Autoren stellen die stammesideologisch bestimmte Anschauung von „Westfälischer Literatur“ in Frage. Den Älteren, besonders auch JOSEFA BERENS, wird trotz längst wieder erfolgter „Rehabilitierung“ die „Blut-und-Boden-Vergangenheit“ samt aktiver Förderung des Nationalsozialismus vorgeworfen.³⁵ Danach zieht sich die Dichterin immer mehr ins Private zurück und arbeitet 1959/1960 an ihrer Autobiographie, die in vielen Passagen als Selbstrechtfertigung angelegt ist (s.u.). Der SAUERLÄNDISCHE GEBIRGSVEREIN, der seinen Führer aus der Zeit des „Dritten Reiches“, den prominenten Nationalsozialisten Eugen Dellenbusch, bereits 1954 wieder zum Hauptvorsitzenden gewählt hat, zeigt sich ihr jedoch treu verbunden.³⁶ Sogar der „westfälische sozialdemokratische Ministerpräsident Fritz Steinhoff ehrte Berens [1956] zu ihrem 65. Geburtstag. Der Sprecher des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe kam aus diesem Anlass würdigend auf die Ehrung durch den Westfälischen Literaturpreis 1936 aus der Hand des Landeshauptmanns Karl-Friedrich Kolbow zurück, eines Angehörigen der >Alten Garde< der NSDAP.“ (Wikipedia.org; Abruf am 8.1.2013)

1963 kommt es zu einem Krankenhausaufenthalt der Autorin wegen „cerebraler Sklerose“. Die drastisch fortschreitende Demenzerkrankung führt am 30.7.1963 zur Entmündigung. Kurz vor ihrem Tod am 6. Juni 1969 wird JOSEFA BERENS – entsprechend der Bitte ihrer frommen Schwester Anna – wieder in die römisch-katholische Kirche aufgenommen.³⁷

³⁵ Dass JOSEFA BERENS-TOTENOHL 1956/57 im „Westfalenspiegel“ veröffentlicht und der Westfälische Heimatbund 1957 in seine „Kleinen Westfälischen Reihe“ ihre Novelle „*Das Gesicht*“ aufnimmt, deutet darauf hin, dass man in kulturpolitisch maßgeblichen Kreisen Westfalens an der Autorin festhalten will. Man fördert namentlich die alten Vertreter der stammesideologischen Literatur. Von den „Größen“ im Westfälischen Heimatbund war zu dieser Zeit ohnehin kaum jemand „unbelastet“. Fazit: NS-Vergangenheit war kein Problem!

³⁶ Vgl. z.B. das März-Heft 1956 des SAUERLÄNDISCHEN GEBIRGSBOTEN, beginnend mit dem Titelblatt „*Josefa Berens-Totenohl zum 65. Geburtstag*“.

³⁷ Im Nachruf der „Westfalenpost“ heißt es, ohne den geringsten Hinweis auf die Zeit des Nationalsozialismus: „Josefa Berens-Totenohl hat sich um das Echo ihres literarischen Schaffens wenig gesorgt. [*sic!*] Um so mehr tat sie zur Förderung anderer Talente. [...] (Christine Koch)] Seit Kriegsende zog sich die Sauerländerin immer mehr aus der Öffentlichkeit zurück. [...] Dann sprachen ihre Briefe [...] vom weiten Blick ins Sauerland und wie gut es sei, so nahe am Schweigen zu wohnen.“ („*Ich wohne am liebsten im Schweigen*“. 78jährig starb Josefa Berens-Totenohl. In: Westfalenpost [Sauerland], 10. Juni 1969.) Es gibt aber m.W. auch keine anderen Nachrufe, die 1969

8. Autobiographisches Schuldbekenntnis? Oder: „Was man am liebsten vergäße ...“

In ihrer 1959/60 geschriebenen Autobiographie beruft sich JOSEFA BERENS-TOTENOHL mehrfach auf ein „unpolitisches Naturell“, Schicksalsglauben oder Unwissenheit und stellt sich mit großem Selbstmitleid vor allem als Opfer der „Entnazifizierung“ dar: „Als der zweite Weltkrieg zu Ende war, kam eine Zeit, die man am liebsten vergäße [...]. In dieser Zeit der wilden Not und Verfolgung war unsereins still und stumm. [...] Eines Morgens kamen vier Männer von der Kriminalpolizei [...]. Dann fragten sie, ob ich SS-Männer beherberge. Ich sagte wieder ja. [...] In diesen Wochen sahen mich manche verzerrte Gesichter an. [...] In unserem Volke schwelt der Haß weiter. Wer jemals Nationalsozialist gewesen war, mag er politisch noch so wenig gehandelt haben, bleibt verfemt.“ (Berens-TotenoHL 1992, S. 168-173) Die „Zeit der Verfolgung“, das ist für J.B.T. die Zeit, in der Nationalsozialisten nach 1945 zur Rechenschaft gezogen werden und NS-Kulturgrößen keine guten Einkommen³⁸ mehr erzielen. Die große Zivilisationsbedrohung steht in ihren Augen erst noch bevor (ebd., S. 173f). Die NS-Zeit wird weiterhin mit „dem Guten“ assoziiert, während die Autorin die noch junge Bundesrepublik an keiner Stelle positiv würdigt.

Zusammen mit Heinrich Schnadt habe ich diese Autobiographie 1992 im Verlag des Esloher Museums unter dem Titel „*Alles ist Wandel*“ herausgegeben. In der Folgezeit sind von „Freunden der Dichterin“ nur meine – z.T. leider allzu – verständnisvollen Kommentierungen zitiert worden. Von den umfangreichen kritischen Anmerkungen und Recherchen im Anhang wollte man nichts zur Kenntnis nehmen.³⁹ Auch aufgrund solcher Erfahrungen habe ich mich 2000 vom zuvor selbst vertretenen >biographischen Verstehensansatz< (Bürger 1994) distanziert und außerdem neue Gesichtspunkte eingebracht (Bürger 2001).

Ein Schuldbekenntnis ist zu Lebzeiten der Dichterin nirgendwo veröffentlicht worden! Die angebliche Ahnungslosigkeit vor 1945 in Bezug auf die nationalsozialistischen Verbrechen ist bei einer so prominenten Persönlichkeit allemal unglauwbüdig. Eine kritische Rückschau zeigt sich später auch dort nicht, wo JOSEFA BERENS über ihren „zerbrochenen Glauben“ [an den Nationalsozialismus?] schreibt, Unrecht vage bedauert oder sich an einer einzelnen Stelle – wörtlich –

die nationalsozialistische Biographie der Autorin thematisieren (vgl. z.B.: Abschied von Josefa Berens-TotenoHL 1969; Nachruf Josefa Berens-TotenoHL 1969).

³⁸ Die explosiv nach oben schnellende Einkommenskurve von J.B.T. während der Nazizeit ist im Fragebogen zur „Entnazifizierung“ dokumentiert. Bis 1934 verdient die Autorin jährlich lediglich „einige 100 Mark“ und wird „gelegentlich von meiner Schwester (Lehrerin) unterstützt“. Hernach erzielt sie folgende Jahreseinkommen: 8.000 Mark (1935), 15.000 M (1936), 20.000 M (1937), 21.697 M (1938), 24.122 M (1939), 28.412 M (1940), 33.886 M (1941), 34.457 M (1942), 42.021 M (1943) und 61.753 (1944).

³⁹ Der kritische Apparat war aber offenbar doch so versteckt und leicht zu übersehen, dass auch ein gut recherchierender WDR-Journalist 1993 die Herausgabe der Autobiographie im Zusammenhang mit seinem Radiobericht über die Umtriebe des Altnazis und ehemaligen NPD-Landesvorsitzenden Helmut Schauerte in Kirchhundem als bedenkliches Indiz für „*Naziliteratur im Sauerland*“ anführen konnte (Backenecker 1993). Das war für mich als Bearbeiter der Edition ein heilsamer Schock.

„schämt“. Letztlich geht es bei ihr immer noch um Schicksal und unabänderliche Bestimmung, mit Worten der Dichterin: „Wer mag da urteilen?“

Wir hätten besser daran getan, die Edition der besagten Autobiographie ironisch mit „*Alles ist Schicksal*“ zu betiteln. Die wenigen Ansätze zum Eingeständnis von Fehlverhalten und Scham in der Autobiographie werden, wie Reinhard Kiefer detailliert – und auch sachgerecht gegenüber milderem Bewertungen aus meiner Feder – aufgezeigt hat, durch die systematische Verdrängung, Verschleierung und Entschuldigung der Vergangenheit – sowie durch die eigene, äußerst peinliche Opferstilisierung – unglaublich (Kiefer 2000). Was soll etwa der Hinweis auf eine jüdische Freundin, wenn die Dichterin über ihre eigenen Beiträge zum Judenhass vollständig schweigt und selbst in ihrer Biographie nicht die geringste Hilfeleistung für Verfolgte des NS-Regimes aufweisen kann? Das Schlimmste: Genau besehen enthält die Selbstbiographie nach wie vor eine Apologie des Nationalsozialismus!

9. Verdrängungsgeschichte im Sauerland und Aufklärung

Bis in die 1980er Jahren hinein waren im Sauerland völlig unkritische Beiträge zu JOSEFA BERENS-TOTENOHL – unter weitgehender Ausblendung ihrer NS-Ideologie – die Regel, wohl nur z.T. durch schlichte Unkenntnis bedingt (exemplarisch: Hundt 1977*). Ein geradezu wohlwollender Beitrag in der Heimatbund-Zeitung SAUERLAND, der jedoch auch auf den „Ungeist“ der NS-Zeit hinwies (Bödger 1984*), provozierte 1984 sogleich eine Leserbrief-Reaktion mit nur leicht verhüllter rechtsextremer Tendenz.⁴⁰ Nun erschienen jedoch in den 1980er Jahren eine kritische westfälische Literaturgeschichte (Heydebrand 1983) und das Standardwerk „*Raum und Volkstum*“ (1988) von Karl Ditt. Die neuen kritischen Forschungsbefunde griff Dr. Erika Richter als Fachfrau des SAUERLÄNDER HEIMATBUNDES in einem Beitrag „*Westfälische Kulturpolitik auf dem Prüfstand*“ (Sauerland Nr. 3/1989) auf, woraufhin in einem ersten Leserbrief schon die Objektivität der Zuordnung „Blut- und Boden-Ideologie“ in Frage gestellt wurde (Schmelzer 1990*) und ein regelrechtes Rehabilitierungsvotum folgte (Wasser 1990*).

Im Jahr 1991 erreichte die Debatte anlässlich des „100. Geburtstages“ der Dichterin den eigentlichen Höhe- und Wendepunkt. DIETMAR ROST, der damals aktivste Sauerlandliteratur-Forscher, blendete in einem Gedenkbeitrag die kritischen

⁴⁰ Nämlich Wörheide 1984*: „Meint Herr Johannes Bödger wirklich, das Werk [von J.B.T.] mit dem Begriff >Ungeist< in Verbindung bringen zu müssen? Er möge mir diesen Ungeist doch einmal aufzeigen. Es ist überhaupt beschämend, daß >man< an die 40 Jahre nach Ende einer doch sehr kurzen Zeitepoche immer noch meint, sich >entschuldigen< zu müssen. Entschuldigen wofür? Ich war in russischer Kriegsgefangenschaft und habe mich dort auch nicht entschuldigt. Ganz im Gegenteil! Ich bin mit Achtung behandelt worden. – Josefa Berens-Totenoahl hat nun mal in einer bestimmten Zeit gelebt. Man mache ihren Eltern einen Vorwurf daraus, die hätten ja anders >planen< können. Aber ich bin davon überzeugt, daß Frau Berens-Totenoahl wie ich und mindestens 99,9 % meiner Zeitgenossen gern in dieser Zeit gelebt hat. – Man bekenne sich zu Josefa Berens-Totenoahl oder man lehne sie ab, man lasse aber endlich das >Entschuldigen<. Das haben Werk und Dichterin nicht nötig. Kurt Wörheide, Versmold 3.“

Forschungsergebnisse weitgehend aus und stellte die Autorin wie eine politisch naive Mitläuferin dar (Rost 1991a*). Zum 100. Geburtstag wurde in Meschede-Grevenstein unter Anwesenheit des Bürgermeisters eine Gedenktafel für JOSEFA BERENS-TOTENOHL enthüllt (Westfalenpost Hochsauerland, 2.4.1991). Gegen eine verharmlosende und verschleiende Darstellung der Heimatszenen und Lokalzeitungen im Gedenkjahr schrieb der Zeitzeuge Joseph Schmidt (Siegen) folgenden Leserbrief, der am 5.4.1991 in der Westfalenpost Olpe veröffentlicht worden ist:

Als Leser Ihrer Zeitung, der sowohl die Zeit des Dritten Reiches miterlebt, als auch Josefa Berens persönlich gekannt hat, bin ich über die verharmlosende Darstellung des Verhaltens der Berens empört. Josefa Berens, so der Grundtenor Ihrer Sonderseite, sei im Grunde nie politisch engagiert gewesen und sei vielmehr von den Nazis für ihre Zwecke mißbraucht worden. Dies war zugegebener Weise die Darstellung, die Josefa Berens-TotenoHL nach Ende der NS-Diktatur selbst verbreitete. Die Wirklichkeit ist jedoch von dieser einseitigen, verharmlosenden Darstellung meilenweit entfernt. Als junger Journalist war ich in der NS-Zeit gezwungen, im Bereich des Kulturressorts auch über die fragwürdige „Kunst“ von Malern, Bildhauern und Literaten zu schreiben, die NS-Ideale verherrlichten oder nur zu willig den Wünschen der Partei folgten.

Josefa Berens-TotenoHL gehörte zu den ersten westfälischen Künstlern, die durch ihre Begrüßung bereits ihre politische Einstellung erkennen ließ. Hinzu kam eine latente patriotische Haltung, die in antisemitischen Äußerungen gipfelte. Zwar war die Dichterin in der Tat zurückgezogen und introvertiert, doch erinnere ich mich noch gut daran, daß sie auch aufbrausend und laut werden konnte, wenn die Rede auf jüdische Mitbürger, Randgruppen oder Kommunisten fiel.

Die Stadt Altenhundem tut gut daran, die Künstlerin mit ihrer fragwürdigen Vergangenheit nicht zu ehren. Notwendig wären jedoch ein sachlicher Umgang mit den Verfehlungen der Dichterin und kritische Worte gerade in der Heimatpresse.

Auf den oben genannten Jubiläums-Beitrag von DIETMAR ROST reagierte die Literaturwissenschaftlerin Ortrun Niethammer mit einem Leserbrief⁴¹, woraufhin ROST – ebenfalls in Leserbriefform – mit einem erneuten Rehabilitierungsversuch antwortete (Rost 1991b*). Bei seriösen Autoren im Bereich der Sauerland-Forschung setzte sich in der Folgezeit, sofern nicht längst vorhanden, eine kritische Sichtweise durch.⁴² Indessen war damit den Verharmlosungen⁴³ und vielfach

⁴¹ Niethammer 1991*; vgl. zu ihren hernach veröffentlichten BERENS-Forschungen: Niethammer 1992 und 1995. – Wie schwer selbst im wissenschaftlichen Betrieb eine Rezeption der Arbeit von O. Niethammer fällt, belegt eine wirklich nur bedingt kritische studentische Arbeit: Schramm/Stammermann 2001.

⁴² Vgl. z.B. Richter 1993*; Klein/Kalitzki 1998; Löcken 1998; Gössmann 1999. – Dass ich meine eigenen Beiträge zu einer kritischen Forschung (Anmerkungsteil zu Berens-TotenoHL 1992; Bürger 1993, S. 62-65 und 93-97; Bürger 1994*) mit Blick auf die anhaltenden Verschleierungen im

gezielten Irreführungen beim BERENS-Gedenken mitnichten ein Schlusspunkt gesetzt, wobei auch Verantwortliche der Kommunalpolitik sich uneinsichtig zeigten.⁴⁴

Einer der Gipfelpunkte der versuchten Geschichtsfälschung ist die Herausgabe der J.B.T.-Biographie „*Mein Denken an Dich*“ (2000) von Hannes Tuch (1906-1986) aus Meschede, in welcher gar behauptet wird, Hitlers „Machtübernahme“ habe [das 1931 eingetretene NSDAP-Mitglied!] JOSEFA BERENS „wohl überrascht, aber kaum begeistert“.⁴⁵ Gegen solche Lügen kann man nur die Dichterin selbst zitieren: Die „Treue zum Führer“ galt ihr als „die Treue zur Ordnung der Welt“!

*

Eine stattliche JBT-Sammlung zu verstreuten Einzelveröffentlichungen, unveröffentlichten Manuskripten, Tagebuchaufzeichnungen und Briefverkehr – nebst Fotosammlung – ist im Archiv des Museums Eslohe eingestellt. Insbesondere die handschriftlichen Archivalien sind bislang nur zu einem kleinen Teil ausgewertet.

Sauerland noch in keiner Weise für befriedigend halte, habe ich schon zu Beginn des letzten Jahrzehnts deutlich gemacht (Bürger 2001).

⁴³ Vgl. etwa: R. Krämer: „*Das Interesse an der Geschichte wächst...*“. In: Tüsken Linne un Luer. Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Gemeinde Holzen, Heft 3 / Nov. 1996, S. 1-3. – Unangemessen und verharmlosend auch noch: Kost 2009, S. 184-186.

⁴⁴ Zur exemplarischen Debatte um den Saalhauser Gedenkstein für J.B.T. mit ihren zahlreichen unseriösen Hypothesen und Behauptungen vgl.: „*Gedenkstein für Nazi-Propagandistin*“ (WR Olpe, 5.9.2000); „*Gedenkstein für Josefa Berens-Totenohl in Gleierbrück enthüllt*“ (Rundschau für den Kreis Olpe, 11.9.2000); „*Heimes: Irrtum kann auch Hoffnung sein...*“ (Westfalenpost – Olper Kreis-Zeitung 11.9.2000); „*CDU lehnte Diskussion über `Berens` ab*“ (Rundschau für den Kreis Olpe, 14.9.2000); den äußerst bezeichnenden Leserbrief von Dr. Klaus-Peter Wolf, Saalhausen „*Josefa Berens nur wie Millionen ahnungslose Deutsche*“ (Westfälische Rundschau, Sept. 2000) und die Beiträge im „*Saalhauser Boten*“ Nr. 2/2000.

⁴⁵ Diese von K.-P. Wolf (Saalhausen) unkommentiert veröffentlichte J.B.T.-Biographie aus der Feder des verstorbenen Hannes Tuch (*Mein Denken an Dich*. Frankfurt a.M.: Haag + Heerchen 2000) war angesichts der zum Erscheinungsdatum zahlreichen leicht zugänglichen Quellen ein unverantwortliches Editionsunternehmen bzw. vielmehr eine bewusste Irreführung. Darin wird neben zahlreichen Verschleierungen, die allein schon die veröffentlichte Autobiographie der Dichterin selbst Lügen straft, von Tuch unwahr behauptet, JOSEFA BERENS sei Anfang der 1930er fern des Parteiengeschehens und von der „Machtübernahme“ der NSDAP kaum begeistert gewesen (S. 27). Die in bestimmten Kreisen gängige, eindeutig widerlegte Version einer angeblichen J.B.T.-„Vereinnahmung“ durch die Nazis wird hier im Jahr 2000 neu verbreitet: „Es war wie ein Verhängnis, das ihre ersten, unbestritten großen Romane ausgerechnet in der Zeit um 1935 erschienen waren und politisch umgemünzt und ausgeschlachtet wurden. Dabei waren sie zeitlos und hatten zu jeder Zeit ihren Wert.“ (S. 49) H. Tuch bietet noch einiges mehr von dieser Art – alles „Verhängnisse“.

Dokumentation von zwei Primärquellen



Josefa Berens-Totenohl beim BDM
(Heimatblätter Olpe Mai-Juni 1938)

10. Textdokumentation

Josefa Berens-Totenohl: „Wir in der Heimat“ (1939)

Es ist Krieg. Unsere Männer, Väter und Söhne stehen im Felde. In Polen haben sie ein Werk getan, wie noch keines getan wurde in der Geschichte. Zu groß ist es und zu kühn, als daß wir von hier aus Worte dazu reden dürften. Das aber ist heute schon sichtbar: in den wenigen Wochen des Kampfes ist über unser Heer ein Ruhm aufgegangen, der fort dauern wird durch alle Zeiten.

*Besitz stirbt,
Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie.
Eines weiß ich,
das ewig lebt:
der Toten Tatenruhm.*

So sprechen unsere Vorfahren vom heldischen Mann. Heute ist es in unserm Volke nicht anders. Und wir? Wir in der Heimat? Wir Frauen? Hat an diesem großen Kampfe, an diesem gewaltigen Geschehen, das die Neuordnung der Gesetze der Völker einleitet, nur der Mann seinen Anteil? Wird einzig an der Front draußen der Kampf geführt? Ist es uns versagt, auch unsern Anteil zu leisten am großen Werk? Dann würde das Leben ein ungleich Ding sein, ein Ding ohne Mitte, ein Gesetz ohne Ganzheit, eine Waage mit nur einer Schale.

Auch wir haben unsern vollen Teil. Wir wollen ihn auch haben, unsern Teil am Opfer, an der Not und dem Leid, wie auch an dem Stolz und dem Glück des Sieges, anders müßte der deutsche Mann uns verachten.

Den ersten und größten Teil leisten die Frauen und Mütter, die ihre Männer und Söhne hergeben zum Kampf. Das ist schwer, denn mit dem Vater ihrer Kinder, mit dem Sohne, der von ihr geht, wandert die Liebe der Frau, der Mutter fort. Alle Wege geht sie mit ihm in dunkler sorgenvoller Nacht, alle Gefahren durchleidet sie mit ihm und stirbt wohl hundertmal einen Tod, wenn es das Schicksal so bestimmt.

Wie die Alten unseres Volkes in früher Zeit, so begreift auch die heutige Frau die Notwendigkeit dieses Kampfes und fügt sich ein, dulddend-tapfer. So tapfer, wie die Männer sich stellen, so tapfer steht sie nun allein an dem Platze, der Wiederkehr harrend oder zum letzten Opfer sich bereitend.

Das ist das Eine. Das andere aber ist ihr treues Dienen. Immer haben die germanischen Frauen dem kämpfenden Manne die Stätte seines Lebens erhalten und verwaltet, bis er heimkehrte. Im bäuerlichen Leben ist es heute nicht anders als je. Da wird Kopf für Kopf und Hand für Hand geleistet. Im Leben der Städte, der zusammengeballten Arbeit, tritt eine Gemeinschaft an die Arbeitsplätze der Männer. Auch dort verrichtet die Frau, soweit ihre Kraft es nur vermag, die Arbeit, die notwendig ist, um das Leben des Volkes innen und den kämpfenden Mann draußen mit allem Notwendigen zu versorgen. Wie klein wird da auf einmal alles Persönliche, wo es ums Ganze geht! In diesem Kampfe steht auch unsere Jugend, sie steht in der Stadt und besonders auf dem Lande eingereiht in die Front der Arbeit, in die andere Kampffront.

Wenn wir von der Front der Heimat sprechen, so setzt dies Wort allerdings noch etwas anderes voraus als die Hingabe und das stille Dulden der Frauen und Mütter, noch etwas anderes auch als die Pflichterfüllung an den Plätzen der Arbeit. Das Wort setzt noch den Kampf gegen einen Feind voraus, und dieser Feind ist in ständigem Angriff da. Wir kennen ihn vom [ersten; P.B.] Weltkrieg her. Damals stand er tief in der Heimat. Solange hatte er damals seinen Samen ausgesät und sein Gift ausgestreut in die Herzen derer in der Heimat, daß er schließlich dem deutschen Manne an der Front das Schwert zerschlug und seinen Arm lähmte.

Dieser Feind muß von denen in der Heimat bezwungen werden. Er ist unsichtbar, tückisch, geschmeidig und heuchlerisch. Er hat tausend Wege und Mittel zu seinem Ziele: den Glauben zu zerstören, die Treue zu brechen, die Zuversicht des Sieges und das unbedingte Vertrauen in unsere Führung zu unterhöhlen, das sind seine Ziele.

Noch ist es leicht, beglückt und heißen Herzens die innere Front unangetastet zu halten, denn der Waffenglanz unseres Heeres hält uns zusammen. Noch prallt jedes Feindeswort ab. Aber wenn das Schwergewicht einer langen Dauer erst fühlbar wird, dann werden die Schwachen sichtbar werden. Das ist die Zeit des Einsatzes der Heimatfront gegen den allgegenwärtigen Feind der Lüge und Verführung. Dann heißt es, die Zweifel vernichten, den Glauben stählen, den Willen steinhart machen. Dann heißt es, den Wall der Verteidigung im Innern aufrichten gegen schädigende äußere Macht, und allen Willen und alle Kraft einlenken in jenen einzigen großen Strom, der mit dem Kampf der Männer einig geht, der unseres großen Volkes heiliges Recht erstreiten muß, unser Recht auf Gottes Erde. Auch für die Heimatfront ist es heute eine Ehrensache und Ehrenpflicht, ganz einzustehen, heute, da an dem ersten Platze im Kampfe der Führer steht und da im Angesichte aller der deutsche Mann unvergleichlich tapfer sein Werk vollbringt. Wie sollten wir in der Heimat da klein sein?

(Berens-Totenohl: Wir in der Heimat. In: Heimat und Reich Jg. 1939, Heft 10, S. 361-362. [Text auch zugänglich in: Gödden/Maxwill 2012, S. 672f])

11. Textdokumentation

Josefa Berens-Totenohl: „Vom Glauben“ (1944)

Alles Große erwächst aus dem Glauben. Er allein vermag den einzelnen Menschen wie auch ganze Völker über sich selbst hinaufzureißen zu jenen Zielen hin, die ihnen die Götter setzten. Wo alle Kenntnisse und Erkenntnisse aufhören, wo alles Wissen seine Grenze findet, da beginnt der Glaube sein Wirken. Nicht umsonst spricht man von „Glaubenskraft“. In diesem Wort liegt viel Aussage über sein Wesen. Wer unter Glauben eine müde Eingebung versteht, ein Sichhingeben, ein Sichbetten in eine Kraft außer ihm, der weiß nichts vom rechten Glauben.⁴⁶

Der Glaube ist Tat. Er ist Kampf. Wie Dürers Ritter in die Schlucht des Todes hineinreitet, aufrecht und ohne Furcht, wie ihn keine Hölle und kein Teufel schreckt, wie er den Tod auf der Lauer weiß und doch seinen Weg nimmt, so und nur so kann der Mensch Zeiten überstehen, wie wir sie heute erleben. Wer innerlich schwach ist, wer von Furcht erfüllt, seine Tage zählt, wer die Fackel des Glaubens anzuzünden vergaß, oder wer zu arm war an Feuersglut, daß ihm der zündende Funke fehlt, der wird die Schlucht des Todes nicht durchschreiten; er wird zusammensinken, ehe er noch die Mitte ergangen hat.⁴⁷

Weltstunden sind immer von unheimlicher Größe. In ihnen brechen elementare Kräfte auf, die zwar zu aller Zeit vorhanden sind und in der Tiefe schlummern; aber sie sind dann gebunden und gebändigt, überdeckt von Ordnungen, die für Jahrhunderte und länger Geltung haben. Dann aber, wenn deren Zeit um ist, wenn neue Inhalte ans Licht drängen und sich ihre neue Form suchen, wenn andere Lebensordnungen gefunden werden müssen, dann bebt die Erde. Das Leben gebiert sich neu. Unter Erschütterungen und Schmerzen aber geschieht alle Geburt.

Die Menschen wissen es nicht, was ans Licht drängt, sie ahnen es nur. Diesem Geahnten schenken sie ihren Glauben. Von der Notwendigkeit dieses Geahnten aber wird dieser Glaube gehärtet, je näher die Zeit heranrückt. Einer ist der vom Schicksal Erkorone, der das Neue auszulösen hat; er ist der Schauende, der es verkündigt.⁴⁸ Er gewinnt die Erstlinge der Gläubigen und führt sie der neuen Ordnung des Lebens zu, er vollzieht mit ihnen den Durchbruch ins Kommende.

Wie dieser erste Glaubensträger, wie seine Anhänger sich aber allen andern plötzlich gegenüberstehend sahen, denjenigen, die noch in der alten Ordnung lebten, so steht heute das gläubige Volk jenen Mächten gegenüber, denen das Gewordene gehört, die sich im Besitz des Gewordenen reich dünken und im materiellen Sinne auch sind.

⁴⁶ „Glaube“ wird hier also eindeutig abgegrenzt zur tradierten christlichen Religion und eben nicht verstanden als „Sich verankern“ in einen transzendenten Gott.

⁴⁷ Diese Zeilen sind ohne Zweifel als Absage an alle zu deuten, die 1944 keinen „Glauben“ mehr an einen Endsieg der deutschen Wehrmacht im Weltkrieg hegen. Zuvor schon war z.B. ein kriegspropagandistischer Text von J.B.T. wie „Mutter Drisch“ 1939/1942 in Schullesebüchern für Mädchen und Jungen abgedruckt worden (Niethammer 1992, S. 355).

⁴⁸ Für keinen Leser 1944 blieb verschlossen, dass die Autorin hier Adolf Hitler meint und mit den „ersten Glaubensträgern“ dann im nächsten Absatz die Pioniere der nationalsozialistischen Bewegung angesprochen sind.

Diesen Besitzenden wohnt eine heimliche Angst inne, die Sorge, daß aus dem Gewordenen nicht etwas Gewesenes werde. Die Sorge treibt sie zum Kampfe. So stehen die beiden Mächte heute gegeneinander.

Auch die Zeiten kennen Jugend und Alter. Die eine ist das Wachsende, die andere das Vergehende. Unerbittlich waltet dieses Gesetz. Immer aber ist das Wachsende das Stärkere, einerlei ob ein Jahrhundert darangewendet werden muß oder ein Jahrtausend. Die Waagschale des anderen sinkt, einerlei, wie lange sie noch in der Schweben sein mag.

Der Glaube aber ist es, der Glaube an das Neue, das Kommende, der es wachsen macht. Er ist die Herzkraft unseres Volkes, in der wir durch die Hölle des Krieges hindurchgehen können mit einem Wagemut ohnegleichen und einem Zorn ohnegleichen. Unsere Waffen sind die Stärke unserer Hand, unser Glaube aber ist die Kraft unseres Herzen, die unsere Hand lenkt. Solange er in uns brennt, stehen wir; solange sind wir unbesiegbar. Wann aber hätten wir Grund, im Glauben wankend zu werden? Sind wir doch die Wachsenden, die Kommenden!

(Josefa Berens-Totenohl: Vom Glauben. In: Bücherkunde der Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums 11/1944, S. 3-4.)

12. Literatur & Internetressourcen

(Kurztitel)

Alle Beiträge, bei denen der vorangestellte Kurztitel mit einem Sternchen gekennzeichnet ist, können auch im Internet nachgelesen werden.*

Abschied von Josefa Berens-Totenohl 1969 = Abschied von Josefa Berens-Totenohl [Nachruf]. In: Sauerländischer Gebirgsbote H. 4/1969, S. 92f.

Backenecker 1993 = Backenecker, Günter: Naziliteratur im Sauerland. WDR-Hörfunk, 11.8.1993. [Manuskript: Kopie Chr.Koch-Mundartarchiv]

Berens-Totenohl 1938* = Berens-Totenohl, Josefa: Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums [Rede]. Jena: Eugen Diederichs-Verlag 1938.
Internetzugang: <http://de.scribd.com/doc/105034975/Berens-Totenohl-Josefa-Die-Frau-als-Schopferin-und-Erhalterin-des-Volkstums-1938>

Berens-Totenohl 1992 = Berens-Totenohl, Josefa: Alles ist Wandel. Autobiographie. [Edition mit umfangreichem Anhang; betreut von Peter Bürger und Heinrich Schnadt]. Eslohe 1992. [Bezugsadresse www.museum-eslohe.de]

Bergenthal 1938 = Bergenthal, Josef: Vom volkhaften Standort westfälischer Dichter. In: Heimat und Reich Jg. 1938, S. 321-328.

Blömeke 1992 = Blömeke, Sigrid: Nur Feiglinge weichen zurück. Josef Rüther (1881-1972). Eine biographische Studie zur Geschichte des Linkskatholizismus. Brilon 1992.

Bödger 1984* = Bödger, Johannes: Vor dem Vergessen bewahren. In: Sauerland Nr. 2/1984, S. 56. [zu J. Berens-Totenohl; ohne nähere Kenntnis des NS-Hintergrundes] [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Bürger 1993 = Bürger, Peter (Bearb.): Christine Koch. Liäwensbauk. Erkundungen zu Leben und Werk. [= Christine Koch-Werke. Ergänzungsband]. Eslohe/Fredeburg 1993. [Bezugsadresse www.museum-eslohe.de]

Bürger 1994* = Bürger, Peter: „Heimat“ als kritischer Verstehenshorizont, zugleich Anfrage an unsere Literatur. In: Sauerland Nr. 1/1994, S. 4f. [unangemessener biographischer Zugang] [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Bürger 2001 = Bürger, Peter: „Treue zum Führer“ galt ihr als „Treue zur Ordnung der Welt“. Ein notwendiger Einspruch zur Josefa Berens-Debatte. In: Esloher Museumsnachrichten 2001, S. 28f. [noch immer unangemessen hinsichtlich der herausragenden propagandistischen Rolle der Dichterin im Nationalsozialismus]

Bürger 2010 = Bürger, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2010. [Bezugsadresse www.museum-eslohe.de]

Bürger 2011 = Bürger, Peter: Faschistische Volkstumsideologie und Rassismus statt Wissenschaft. Zur Studie „Mundart und Hochsprache“ (1939) von Karl Schulte Kemminghausen. In: Niederdeutsches Wort. Beiträge zur niederdeutschen Philologie. Bd. 51 (2011), S. 1-24.

Bürger 2012a = Bürger, Peter: Liäwensläup. Fortschreibung der sauerländischen Mundartliteraturgeschichte bis zum Ende des ersten Weltkrieges. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2012. [Bezugsadresse www.museum-eslohe.de]

Bürger 2012b* = Bürger, Peter (Bearb.): Nationalkonservative, militaristische und NS-freundliche Dichtungen Christine Kochs 1920-1944. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 59. Eslohe 2012. www.sauerlandmundart.de

Bürger 2013* = *Bürger*, Peter: Der völkische Flügel der sauerländischen Heimatbewegung. Über Josefa Berens-Totenohl, Georg Nellius, Lorenz Pieper und Maria Kahle – zugleich ein Beitrag zur Straßennamen-Debatte. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 60. Eslohe 2013. <http://www.sauerlandmundart.de/pdfs/daunlots%2060.pdf> [Vgl. dazu auch den Aufruf: Bürger, Peter: Der völkische Flügel der sauerländischen Heimatbewegung und die Straßennamendebatte. In: Sauerland Nr. 1/2013.]

Bürger/Neuhaus/Gosmann 2014* = Georg Nellius (1891-1952). Völkisches und nationalsozialistisches Kulturschaffen, antisemitische Musikpolitik, Entnazifizierung – Darstellung und Dokumentation im Rahmen der aktuellen Straßennamendebatte. Vorgelegt von Peter Bürger und Werner Neuhaus in Zusammenarbeit mit Michael Gosmann (Stadtarchiv Arnsberg). = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am museum eslohe. nr. 69. Eslohe 2014. www.sauerlandmundart.de

daunlots* = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen und heimatmuseum eslohe. nr. 1 ff. Eslohe 2010ff. www.sauerlandmundart.de

Ditt 1992 = Ditt, Karl: Der westfälische Literaturpreis im Dritten Reich. Die Förderung westfälischer Schriftsteller/innen zwischen Literatur-, Heimat- und Parteipolitik. In: Westfälische Forschungen. Hg. Karl Teppe. Bd. 42. Münster 1992, S. 324-346.

Fischer 1938 = Fischer, Franz: Unsere Heimatdichterinnen Christine Koch und Josefa Berens-Totenohl. In: Sauerländischer Gebirgsbote Jg. 1938, S. 13.

Frese 2012 = Frese, Matthias (Hg.): Fragwürdige Ehrungen!? Straßennamen als Instrument von Geschichtspolitik und Erinnerungskultur. Münster: Ardey 2012.

Gödden 1992 = Gödden, Walter: Literaturpolitische Schnittstellen. Die westfälischen Dichtertreffen 1955 und 1956. In: Westfälische Forschungen 42 (1992), S. 380-389.

Gödden/Maxwill 2012 = Westfälische Literatur im „Dritten Reich“. Die Zeitschrift *Heimat und Reich*. Eine Dokumentation. 2 Bände [fortlaufende

Seitenzählung]: Teil I: 1934-1937; Teil II: 1938-1943. Herausgegeben und bearbeitet von Walter Gödden unter Mitarbeit von Arnold Maxwill. = Literaturkommission für Westfalen – Reihe Texte Band 22. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2012.

Gössmann 1999 = Gössmann, Wilhelm: Josefa Berens-Totenohl. Eine literarische Provokation. Manuskript 1999. [4S.; Chr.Koch-Mundartarchiv]

Grothe 1936 = Grothe, Heinz: Schicksal und Treue. Über Josefa Berens-Totenohl. In: „Wille und Macht“ vom 15.1.1936, S. 20-23.

Heydebrand 1983 = Heydebrand, Renate von: Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945. Ein literaturhistorischer Modell-Entwurf. Münster 1983.

Hillebrand 1989 = Hillebrand, Ulrich: Das Sauerland unterm Hakenkreuz. Bd. 1. Meschede 1989.

Hundt 1977* = Hundt, Theodor [Th.Ht.]: Gedenkstätte für Josefa Berens. In: Sauerland Nr. 4/1977, S. 98. [Rehabilitierungsversuch] [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Kiefer 2000 = Kiefer, Reinhard: Erinnerung als Verdrängung. Überlegungen zu Josefa Berens-Totenohl und ihrer Autobiographie. In: Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung. Hg. W. Gödden. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2000, S. 67-83.

Kiefer 2001 = Kiefer, Reinhard: Die Frau als Nationalsozialistin. Bemerkungen zu Josefa Berens-Totenohls „Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums“. In: Jahrbuch Ernst Meister Gesellschaft 8 (2000/2001), S. 107-114.

Klein/Kalitzki 1998 = Klein, Arnold M./Kalitzki, Jürgen: Nationalsozialistische Literatur- und Kulturpropaganda 1933-1945. Die Schriftstellerin und Dichterin Josefa-Berens-Totenohl. In: Jahresheft des Heimat- und Verkehrsvereins e.V. Grevenbrück. Ausgabe 1998, S. 15-52.

Knepper-Babilon/Kaiser-Löffler 2003 = Knepper-Babilon, Ottilie/Kaiser-Löffler, Hannelie: Widerstand gegen die Nationalsozialisten im Sauerland. Brilon 2003.

Kost 2009 = Kost, Dieter: Halinger Kunstwerke der Josefa Berens-Totenohl. In: Derselbe: Heckenrosen. Menden-Halingen 2009, S. 184-186. [Teilrehabilitierungsversuch unter Umgehung der neueren Forschung]

Löcken 1998 = Löcken, Monika: Josefa Berens-Totenohl (1891-1969). „Ein Leib, für den es kein Gewand gibt“. In: Lebensbilder von Frauen im Kreis Olpe. Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 28. Olpe 1998, S. 156-169.

LWA* = Gödden, Walter/Nölle-Hornkamp, Iris (Bearb.): Westfälisches Autorenlexikon Bd. I: 1750-1800. Paderborn 1993; Bd. II: 1800-1850. Paderborn 1994; Bd. III: 1850-1900. Paderborn 1997. – Zugrundegelegt wird die vollständige, aktualisierte und stark erweiterte Version im Internet mit dem neuen Titel „Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren 1750 bis 1950“: <http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php> [dies ist für Westfalen die

wichtigste Datenbank für Literaturforscher]; <http://www.literaturportal-westfalen.de>

Nachruf Josefa Berens-Totenohl 1969 = Josefa Berens-Totenohl † [Nachruf]. In: Heimatstimmen Olpe F 76 (1969), S. 167. [ohne jede Erinnerung an ihre NS-Vergangenheit]

Nellius 1930* = Nellius, Georg: Kunst als Grundkraft der Heimatbewegung. In: Heimwacht Nr. 6-7/1930, S. 169-174. [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv] [erneut in: Festschrift 140 Jahre Musikverein Arnsberg. Arnsberg 1949, S. 59ff.] [wichtiges Dokument zum Flügelkampf im SAUERLÄNDER HEIMATBUND ab 1928]

Neuhaus 2009* = Neuhaus, Werner: Heimat, Volk, Glaube. Zum Selbstverständnis des Sauerländer Heimatbundes in der Weimarer Republik. In: Sauerland Nr. 2/2009, S. 90-95. [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Niethammer 1991* = Niethammer, Ortrun: Leserbrief „Josefa Berens-Totenohl“. In: Sauerland Nr. 2/1991, S. 67.

Niethammer 1992 = Niethammer, Ortrun: Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik. In: Westfälische Forschungen. Hg. Karl Teppe. Bd. 42. Münster 1992, S. 346-359.

Niethammer 1995 = Niethammer, Ortrun: Josefa Berens-Totenohl (1891-1969). In: Literatur von nebenan. 60 Porträts von Autoren. Hg. B. Kortländer. Bielefeld: Aisthesis Verlag 1995, S. 43-48.

Opfermann 2012 = Opfermann, Ulrich Friedrich: „Zigeuner“ auf der Heimatbühne. Eine Sauerländer Erfolgsautorin und ihr Hauptwerk, in: Karola Fings/Ulrich Friedrich Opfermann (Hrsg.), Zigeunerverfolgung im Rheinland und in Westfalen. 1933-1945. Geschichte, Aufarbeitung und Erinnerung, Paderborn 2012, S. 301-314.

Pieper 1920* = Pieper, Lorenz: Der Sauerländer. In: Trutznachtigall Nr. 7/1920, S. 74-77. [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Pieper 1934 = Pieper, Lorenz: Nationalsozialismus und Heimat. Vortrag auf dem 30. Sauerländischen Gebirgsfest in Fredeburg 1934. In: Sauerländischer Gebirgsbote Juni 1934, S. 91f.

Pöpperling 1938 = Pöpperling, Tilly: Drei sauerländische Dichterinnen. Christine Koch, Josefa Berens, Maria Kahle. In: Arnsberger Hinkende Bote 1938, S. 49-52.

Pröpper 1949 = Pröpper, Theodor: Franz Hoffmeister, der Wächter sauerländischen Volkstums. Leben und Werk. Paderborn 1949.

Richter 1993* = Richter, Erika: Josefa Berens-Totenohls Biographie – eindeutig geklärt? In: Sauerland Nr. 1/1993, S. 30f. [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Richter 2000 = Richter, Reinhard: Nationales Denken im Katholizismus der Weimarer Republik. Münster 2000.

Richter 2007 = Richter, Erika: Sauerländer Heimatbund 1921-2006. Kultur als Erbe und Auftrag. Hg. Sauerländer Heimatbund. Meschede 2007.

Rost 1991a* = Rost, Dietmar: Die Epikerin Josefa Berens-Totenohl. In: Sauerland Nr. 1/1991, S. 11-13. [Rehabilitierungsversuch] [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Rost 1991b* = Rost, Dietmar: Erwiderung auf einen Leserbrief zum Thema Josefa Berens-Totenohl [Leserbrief]. In: Sauerland Nr. 3/1991, S. 101. [erneuter Rehabilitierungsversuch] [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Saure 1993* = Saure, Werner: Dr. Lorenz Pieper, eine Persönlichkeit im Widerstreit. In: Sauerland Nr. 4/1993, S. 130-132.

Schmelzer 1990* = Schmelzer, Robert (Kirchhündem): Leserbrief „Josefa Berens-Totenohl“. In: Sauerland Nr. 1/1990, S. 34. [Rehabilitierungsversuch] [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Schramm/Stammermann 2001 = Schramm*, Sonja/Stammermann*, Hendrik: „Das Wahrste, das unsereins über sich selber aussagen kann, steht unbedingt in den dichterischen Werken“. Josefa Berens-Totenohl zwischen Ideologie und Naivität. In: Kritische Ausgabe. Zeitschrift für Germanistik & Literatur 2/2001, S. 18-23. <http://www.kritische-ausgabe.de/hefte/provinz/schramm-stammermann.pdf> [nur bedingte Rezeption der kritischen Forschungsergebnisse]

Schroeder 1991* = *Schroeder*, Friedrich: Der Heimatbegriff am Beginn des Sauerländer Heimatbundes. In: Sauerland Nr. 4/1991, S. 116-118. [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Schroeder 2005 = Schroeder, Friedrich: Blut, Schicksal und Untergang. Anmerkungen zu Josefa Berens-Totenohl „Einer Sippe Gesicht“. In: Heimatstimmen Olpe F 219 (2005), S. 133-140.

Schulte 1973 = Schulte, Wilhelm: Der Westfälische Heimatbund und seine Vorläufer. Band I und II. Münster: Westfälischer Heimatbund 1973.

Stadtarchiv Meschede o.J.* = Stadtarchiv Meschede (Hg.): Persönlichkeiten in Meschedes Umfeld. Meschede ohne Jahresangabe. Internetzugang: http://www.meschede.de/Stadtinformation/geschichte/geschichte_ehrenbuerger_ua/persoenlichkeiten.pdf

Tochtrop 1975 = Tochtrop, Theodor: Chronik des Sauerländer Heimatbundes e.V. 1921-35 und 1950-75. Brilon: Selbstverlag SHb [1975].

Tröster 1993a = Tröster, Werner: Dr. Lorenz Pieper, Priester der Erzdiözese Paderborn, Mitglied der NSDAP Nr. 9740. In: Ulrich Wagener (Hg.): Das Erzbistum Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus. Paderborn 1993, S. 45-91.

Tröster 1993b = Tröster, Werner: „Die ganze Front stand voller Neugieriger, die aber lautlos zusahen“. – „Euthanasie“ an Geisteskranken, dargestellt am Beispiel der Heilanstalt Warstein. In: Ulrich Wagener (Hg.): Das Erzbistum Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus. Paderborn 1993, S. 333-363.

Tröster 2002 = Tröster, Werner: Nur ein Patriot? Versuch eines Lebensbildes des Paderborner Priesters Dr. Lorenz Pieper. In: Klasvogt, P./Stiegemann, Chr.: Priesterbilder. Zwischen Tradition und Innovation. Paderborn 2002, S. 173-182.

Tuch 2000 = Tuch, Hannes: Mein Denken an Dich. Biografie der Josefa Berens-Totenohl. Bearbeitet durch Klaus Peter Wolf. Frankfurt a.M.: Haag + Herchen 2000. [diese „Biografie“ ist vorläufiger Gipfelpunkt der versuchten Geschichtsfälschung]

Vernekohl 1941 = Vernekohl, Wilhelm: Kriegsbekenntnis westfälischer Dichter. In: Heimat und Reich Jg. 1941, S. 124f.

Wasser 1990* = Wasser, Rolf: Leserbrief „Josefa Berens-Totenohl“. In: Sauerland Nr. 2/1990, S. 70. [Rehabilitierungsversuch] [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Westenfelder 1989* = Westenfelder, Frank: Genese, Problematik und Wirkung nationalsozialistischer Literatur am Beispiel des historischen Romans zwischen 1890 und 1945. Frankfurt, Bern, New York, Paris 1989. Benutzte Internetausgabe [Entstehung, Entwicklung und Wirkung der nationalsozialistischen Ideologie zwischen 1890 und 1950 am Beispiel des „Massenmediums“ historischer Roman]: <http://www.westfr.de/ns-literatur/>

Wörheide 1984* = Wörheide, Kurt (Versmold 3): Leserbrief „Josefa Berens-Totenohl“. In: Sauerland Nr. 3/1984, S. 105. [Rehabilitierungsversuch m. rechtsextremer Tendenz] [Internetzugang: www.sauerlaender-heimatbund.de/html/zeitschrift_archiv]

Wurm 2012 = Wurm, Dieter: „Im Dienste der Kultur und des Tourismus“: Überregionale und kreisübergrenzende Vereine, Verbände, Organisationen und Institutionen im kölnischen Sauerland. Mit einem Exkurs „Mundart und Sauerlandidentität“ von Manfred Raffenberg. In: Klüeting, Harm/Foken, Jens (Hg.): Das Herzogtum Westfalen. Band 2. Teilband 2. Münster: Aschendorff 2012, S. 691-748.

II.

Josefa Berens-Totenohl (1891-1969) „Ein Leib, für den es kein Gewand gibt“

VON MONIKA LÖCKEN, M.A.



Josefa Berens als Malerin vor einem ihrer Bilder (1930er Jahre)

Ist Josefa Berens eine Persönlichkeit, deren Leben und Werk wieder einmal ins Gedächtnis gerufen werden sollte?

Geboren und aufgewachsen bei Meschede, ließ sie sich erst nach langen Jahren der Ausbildung im Alter von 34 Jahren im Kreis Olpe nieder. Sie gilt heute als eine der Protagonistinnen der nationalsozialistischen Literaturszene in Westfalen. Letzteres lässt eine Auseinandersetzung, die ehrendes Erinnern bezweckt, zumindest diskussionswürdig erscheinen.

Ein solcher erinnernder Aufsatz birgt zweifellos, besonders vor dem Hintergrund der positiven Rezeption ihres literarischen Werkes noch in den letzten Jahren, die Gefahr einer weiteren Legendenbildung und Geschichtsklitterung in sich, dies umso mehr, als ich der Künstlerin zunächst mit einem positiven Vorurteil gegenübertrat.

Ich bin jedoch der Meinung, dass eine Auseinandersetzung aus mehreren Gründen

einem Übergehen⁴⁹ vorgezogen werden sollte. Zum einen schrieb sie in der Wahlheimat Saalhausen ihre bekanntesten Bücher, übernahm den Künstlernamen Totenohl von der im Volksmund geläufigen Bezeichnung des Örtchens Gleierbrück und hat sich damit quasi selbst „eingebürgert“.

Zweitens wurde ihr im Jahre 1936 der Westfälische Literaturpreis verliehen, ihre Bücher „Der Femhof“ und „Frau Magdlene“ wurden zu vielgelesenen Bestsellern, die auch heute noch in öffentlichen Bibliotheken stehen.

Drittens erinnert in Lennestadt-Saalhausen, in dem Ort, in dem sie begraben wurde, eine erst im Jahre 1977 eingeweihte Gedenkstube an sie.

Viertens ist in Gleierbrück eine Straße nach ihr benannt. Berens hat damit öffentliche Ehrungen wie kaum eine zweite Frau im Kreis Olpe erfahren, eine Auseinandersetzung mit ihrer Person in diesem Buch ist dadurch gerechtfertigt.

Gleichwohl gehen die Meinungen zur Person Josefa Berens' sehr weit auseinander und reichen von der Charakterisierung „Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik“⁵⁰ bis zur Feststellung, sie sei die „bedeutendste epische westfälische Dichterin überhaupt“⁵¹ gewesen.

Im Jahre 1991 forderte D. Rost, dass die Dichterin endlich ihren Platz in der Literaturgeschichte erhalten solle.⁵² Die kontroverse Diskussion um ihre Person und ihr Werk flammte besonders anlässlich des sich abzeichnenden 100jährigen Geburtsjubiläums auf und wurde bezugnehmend aufeinander in verschiedenen kulturellen westfälischen Zirkeln geführt, zu denen sowohl Veröffentlichungen in der Heimatliteratur als auch im Rahmen der 1989 neugegründeten „Rüschhaus – Tage“ gehörten, die sich in Vorträgen und literaturwissenschaftlichen Aufsätzen ihrer Person zuwandten.⁵³

Zu dieser Zeit war die literarische Bedeutung Josefa Berens' von Literaturwissenschaftlern aber bereits hinterfragt worden. Berens hatte, wie Ortrun Niethammer das Ergebnis zusammenfasst, ihren Platz in der Literaturwissenschaft als typische Vertreterin der sogenannten Blut- und Bodenliteratur gefunden.⁵⁴

Dieses Urteil stützt Niethammer zum einen auf die literaturwissenschaftliche Analyse der Romane. So ist sich die Zunft einig, dass nationalsozialistische

⁴⁹. Im Falle der Josefa Berens-Totenohl besteht zwar die Möglichkeit des Übergehens, jedoch nicht die des Vergessens. Erst in der ersten Jahreshälfte 1998 haben Klein und Kalitzki eine 156 Titel umfassende Bibliographie allein der Titel vorgelegt, die über J. Berens nach 1945 veröffentlicht worden sind. Hinzu kommen ihre eigenen Veröffentlichungen vor 1945 (54 Titel) und nach 1945 (30 Titel), die Veröffentlichungen über sie vor 1945 (130 Titel) sowie Veranstaltungshinweise (6 Titel), Forschungsliteratur (43 Titel), Nachlässe und ein Quellenkatalog. Vergl.: Klein, A. und Kalitzki, J.: Nationalsozialistische Literatur- und Kunstpropaganda 1933-1945, 1998, S. 15-52. Eine Würdigung ihres darstellerischen Werkes steht aber noch aus. Als Malerin findet sie in der einschlägigen Literatur keine Erwähnung.

⁵⁰. Niethammer, Ortrun: Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik, 1992, S. 346-360.

⁵¹. Tuch, Hannes: Josefa Berens-Totenohl, 1976, S. 96-98.

⁵². Rost, Dietmar: in "Sauerland" Nr 1/1991.

⁵³. Klein, Arnold M. / Kalitzki, Jürgen, Nationalsozialistische Literatur- und Kunstpropaganda S. 40. Allein die „Sauerländer Diskussion“ 1989-1991 zu Josefa Berens-Totenohl umfasst 18 Titel.

⁵⁴. In Sauerland Nr. 2/1991. Der Streit zwischen Rost und Niethammer wurde in der Zeitschrift "Sauerland" in den Nummern 1990 bis 1991 ausgetragen.

Literatur anhand bestimmter Merkmale identifiziert werden kann, die für sich genommen zwar auch in anderen Literaturspektren auftauchen, zusammen jedoch als charakteristisch für die Ideologie der NSDAP gelten. Danach gilt die Bevorzugung bestimmter Themen, zu denen beispielsweise das Landleben versus Verstädterung, Soldatenfreundschaften und Kriegsverherrlichung gehören, als ein Indiz für diese Literatur. Weiter geht man davon aus, dass sich der Typ durch triviale Deutungsmuster und Heroisierung der Hauptperson auszeichnet. In den meisten Romanen gibt es fremdenfeindliche Tendenzen, die sich gegen bestimmte Gruppen, wie zum Beispiel Juden, Homosexuelle, Ausländer, Heimatlose oder >Zigeuner<, richten.

Die Literatur von Frauen zeigt hier oft die harmlose, salonfähige Seite faschistischer Ideologie. Erst vor dem Hintergrund der typischen nationalsozialistischen Frauenkultur wird ihre manipulative Wirkung sichtbar. Hier spielen Themen wie Mutterschaft, Heimatbezogenheit und Bauerntum eine große Rolle und führen unmerklich politisch-pädagogische NS-Intentionen mit sich. Niethammer führt detailliert vor, wie deckungsgleich Berens in ihren frühen Romanen die Themen der nationalsozialistischen Identitätsmuster bedient.⁵⁵

Dabei haben Literaturwissenschaftler ein Instrumentarium entwickelt, das es ihnen ermöglicht, NS-Literatur deutlich von der häufig ähnliche Themen aufgreifenden Heimatliteratur zu unterscheiden, die sich seit ihrer Entstehung am Beginn des 19. Jahrhunderts im Spannungsfeld idyllisch versöhnlicher und satirisch kritischer Darstellungen bewegte.

So kann zum Beispiel das Werk Christine Kochs, die in weiten Teilen ähnliche Themen aufgreift wie Josefa Berens, eindeutig der Heimatliteratur zugeordnet werden. Koch wandte sich beispielsweise beschwörend gegen die massive Industrialisierung und die zunehmende Verstädterung des unverstellten Naturraumes und stellte dieser Entwicklung poetische Beschreibungen der "intakten" ländlich-bäuerlichen Welt entgegen. Im wohl bekanntesten Buch der Berens dagegen, mit dem Titel „Der Femhof“, wird das bäuerliche mittelalterliche Umfeld als bloße Kulisse benutzt, um Themen wie rassische Andersartigkeit oder die Heroisierung der Mutterschaft anzusprechen. Koch schildert realistische Naturräume, durch die es dem Einzelnen möglich wird, sich in einer sinnlich erfahrbaren und erfahrenen Welt zu Hause zu fühlen, bei Berens werden diese „zugunsten der Fiktion eines ideologischen Raums, der indessen notwendig konturlos bleibt“, aufgelöst.

Vor diesem Hintergrund warf Winfried Freund den Anhängern der Berens 1996 vor, dass es ein Irrtum sei, die NS-Literatur, „kompiliert aus dem Bodensatz der Romantik, mit der Heimatdichtung in Verbindung zu bringen. Verglichen mit der realistischen, an den konkreten Raum gebundenen Dichtung bedeutet die NS-Literatur (...) einen romantisch verblendeten Anachronismus.“⁵⁶

⁵⁵. Niethammer, Ortrun: Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik, 1992, S. 346-360 und in: Bernd Kortländer (Hg), Literatur von nebenan, 1900-1945, 1995, S. 43-48.

⁵⁶. Freund, Winfried, Region als schöpferischer Impuls, 1996, S. 4.



„Die Schuld“ – Aus dem Kupferstich-Zyklus „Das Weib in Fesseln“
von Josefa Berens-Totenohl (Repro: Museum Eslohe)

Der Lebensweg

Geboren wurde Josefa Berens am 30. März 1891 in Grevenstein als drittes von zehn Kindern eines Schmiedes. Die Mutter starb kurz nach ihrer Geburt, aus der zweiten Ehe des Vaters gingen weitere sieben Geschwister hervor. Die Familie lebte in ärmlichen Verhältnissen, die Mithilfe der Kinder, hier besonders der weiblichen, bei der kleinen Vieh- und Landwirtschaft war üblich.

Josefa besuchte die Dorfschule bis sie 14 Jahre alt war. Zwei ihrer Lehrer verstanden es, die kreativen Talente des aufgeweckten Mädchens durch ihren Unterricht besonders zu fördern. Ansonsten genoss sie wohl eine normale Volksschulbildung.

Darüber hinaus berichtet sie in ihrer post mortem erschienenen Autobiographie⁵⁷, dass ihr Vater durch verschiedene Ehrenämter in der Gemeinde Kontakt mit dem Oberschulinspektor und Gemeindepfarrer Schulte-Platzmann hatte. Dieser nahm Einfluß auf die kleine Josefa, indem er ihr sagte: „Laß dich nicht unterkriegen! Heirate du keinen Bauern. Geh du ins Leben.“ An diesem Programm hielt Josefa jahrelang hartnäckig, gegen den Widerstand der Stiefmutter, fest. Durch die Förderung ihres Vaters und ihrer Schwester bestand sie im Jahre 1910 die Aufnahmeprüfung für das Lehrerinnenseminar in Arnsberg und konnte sich nach dem Tod des Vaters mit zwanzig Jahren endlich aus der „Familienfrohn“ befreien.

Zwei im Seminar lehrende Frauen wurden ihre Vorbilder, die „verehrt und geliebt“ wurden und mit denen sie noch nach 1945 Kontakt hatte.

Berens nahm nach dem bestandenen Examen 1914 die Lehrerinnenlaufbahn auf und wurde Schulleiterin der einklassigen Schule in Stremel bei Sundern. Während beruflicher Stationen in Oelinghausen und Warstein entwickelte sie ihr kreatives Talent; sie schrieb erste Gedichte und Erzählungen und versuchte sich auch in der Malerei.

1918 zog sie nach Düsseldorf und begann eine Ausbildung als Malerin, indem sie neben dem Schuldienst die dort ansässige Carpsche Malschule besuchte.

Nach vier Jahren siedelte sie nach Höxter um. Dort lebte sie als freischaffende Künstlerin, den Schuldienst gab sie nach langem Abwägen auf. Im Freieschen Haus richtete sie ein Malatelier ein und verlebte den Sommer 1924 im Haus Brunnen des Freiherrn von Heuss in Godelheim an der Weser, inmitten einer Gruppe von unabhängigen, jungen Leuten. In diese Zeit fällt die Veröffentlichung ihres ersten Buches mit dem Titel „Märchen der Liebe“, ein Kinderbuch, das sie dem Musikdirektor und Komponisten Georg Nelliuss widmete.

In diesem Kreis begegnete sie auch dem frühen Hitleranhänger Richard Euringer, der offen für den Nationalsozialismus eintrat. Euringer, der sich als „Thingspieldichter“ einen Namen gemacht hatte, wurde ihr literarischer „Entdecker“, Mentor und Freund. Nach der Machtergreifung der NSDAP im Jahre 1933 machte er Karriere als Mitglied des Reichskultursenats im höchsten Gremium der Reichskulturkammer. Er nutzte seine einflußreiche Position, um die literarische

⁵⁷. *Berens-Totenohl*, Josefa: Autobiographie, (post mortem), o.J., S.55.

Karriere Berens' in den 30er Jahren zu befördern, und nahm zu ihren Gunsten Einfluß auf die Verleihung des Kulturpreises 1936.⁵⁸

Weil ihr Leben langsam, wie sie es selber umschreibt, „sehr bewegt wurde“, und da sie ein Mensch war, „der nichts mehr liebte als die Einsamkeit“, verließ sie Ostwestfalen, um ins Sauerland zurückzukehren.

Im Juni 1925 ließ sie sich in Gleierbrück nieder. Hier gelang ihr die Weiterentwicklung ihres künstlerischen Talents. Ihre ersten, dem Sauerland gewidmeten Gedichte entstanden, und ihre Malarbeiten, wie der Zyklus der „eddischen Bilder“, wurden 1925/26 in einer Kunstaussstellung in Berlin gezeigt.

1930/31 brach sie allein zu Studienreisen nach Spanien, Nordafrika und im Jahre 1934 nach Skandinavien auf, durch die sie sich die Möglichkeit eröffnete, ihren Bildungs- und Erfahrungshorizont zu erweitern. Trotz dieser Erfahrungen mit fremden Kulturen trat sie 1931 in die NSDAP ein.

In dieser Zeit war es der Partei zwar gelungen, durch die 1928 einsetzende Agrarkrise erhöhte Resonanz unter der ländlichen Bevölkerung zu finden, und im Jahre 1930 gelang ihr die Unterwanderung und Eroberung der bäuerlichen Standesorganisationen, doch war die NSDAP zu dieser Zeit noch in heftige Flügelkämpfe verwickelt und von einer Regierungsübernahme und dem damit verbundenen Machtinstrument der Gleichschaltung sehr weit entfernt. Es kann deshalb eingewandt werden, dass sie sich um 1930 einer Festlegung in Weltanschauungs- und Programmfragen noch erfolgreich entzog und auf diese Weise ein Auffangbecken für die verschiedensten Ideen und Personen bot, die dann von den nationalsozialistischen Ideologen vereinnahmt werden konnten. Die Personen, die sich jedoch, aus welchen idealistischen Gründen auch immer, zunächst auf die NSDAP einließen, dann aber die menschenverachtende nationalsozialistische Ideologie nicht übernahmen, wurden spätestens nach dem Röhmputsch im Jahre 1934 ausgeschaltet.

Berens rechtfertigte ihren Beitritt nach dem Kriege: „Ich glaubte, dass es nur eine Wahl gebe zwischen dem Kommunismus und dem Nationalsozialismus, (...). Ich wollte nicht politisch arbeiten. Auch verstehe ich nicht die unterirdisch verlaufenden Wege der Politik. Nur meinen kleinen Beitrag an Geld wollte ich zahlen. Das war alles“.⁵⁹

Die Realität war jedoch eine andere. Mit ihrem Parteibeitritt öffnete sich Josefa Berens ein etablierter Kreis von Kunstschaffenden, der von den Machthabern nach 1933 aktiv gefördert wurde. Wann immer die NSDAP in der Sauerländer und Olper Kunstszene eine parteiideologisch konforme Künstlerin präsentieren wollte, griff sie seitdem auf Berens zurück. So war sie es, die bei den offiziellen Kultureröffnungsabenden der Kreisparteitage einen Hauptpart übernahm. Ihre Lesungen vor der Hitlerjugend wurden im Rundfunk übertragen, und ihre Verbundenheit mit den Mädchen des BDM-Werkes wurde in der Westfälischen Landzeitung „Rote Erde“ unterstrichen.⁶⁰ Im Jahre 1935 hielt sie die

⁵⁸. Ditt, Karl: Der Westfälische Literaturpreis im Dritten Reich, 1992, S. 324-345.

⁵⁹. Hier zitiert nach Strottdrees, Gisbert: Bestseller-Autorin des „Dritten Reiches“, S. 134.

⁶⁰. Klein, Arnold: Katholisches Millieu und Nationalsozialismus, 1994, S. 208, 423, 464.

Eröffnungsrede der Kunstschau „Sauerländer Malerei und Plastik“ in Arnsberg, die von den Nationalsozialisten gefördert worden war.

Ihre Rede wurde in den Medien, in Anlehnung an ihre eigene Interpretation, als „...grundlegende Bekenntnisworte zur neuen deutschen Kunst“⁶¹ verstanden, und sie wird wie folgt zitiert: „Nur ein paar Männer wandten sich gegen den Pfuhl der Fäulnis (gemeint ist das Kunstschaffen vor 1933)“ (...) „Dann kam der Sturm über unser Land (...) und brachte die Flucht des jüdischen Treibens vom deutschen Felde.“

Nach einer rhetorischen Frage nach den Maßstäben der Kunstbewertung setzte sie ihre Rede fort: „Es ist die Darstellung des Bauern und der Frau und der Mutter, in der sofort der himmelweite Unterschied zwischen jüdisch-bolschewistischer und bluthaft deutscher Kunst sichtbar wird.“

Solche Äußerungen, zum Beispiel vor dem Bund deutscher Mädchen, der Hitlerjugend, der NS-Frauenschaft und anderen NS-Organisationen, lassen die weltanschauliche Übereinstimmung Josefa Berens' mit dem perversen nationalsozialistischen Gedankengebäude sehr deutlich werden. Aus Überzeugung hetzte sie gegen Bolschewismus und Judentum und offenbarte eine rassistische und antisemitische Weltansicht.

Ihr erster Roman, „Der Femhof“, wurde bei seinem Erscheinen 1934 von der nationalsozialistischen Kritik begeistert aufgenommen.⁶² 1936 erhielt sie den, durch die NSDAP-Kulturpolitik neu gestifteten, Westfälischen Literaturpreis. Nach der Verleihung verstärkte sie ihre Mitarbeit im NSDAP-Kulturbund durch eine intensiviertere Lese- und Redetätigkeit für die Partei. Noch bis 1944 reiste sie durch ganz Deutschland und verbreitete in bis zu 30 Vorträgen im Monat die NS-Ideologie. Von diesem Lebensabschnitt, der vierzehn Jahre dauerte, hat sie sich auch später weder distanziert noch hat sie öffentlich zu den nationalsozialistischen Verbrechen, die, da sie durch ihre Bücher und Lesungen die weltanschauliche Rechtfertigung lieferte, auch in ihrem Namen begangen wurden, Stellung bezogen.

Vor diesem Hintergrund kann das Bild von der naiven Antikommunistin und unpolitischen Mitläuferin, das sie nach 1945 selber zeichnete, in keiner Weise aufrechterhalten werden.

Nach der Befreiung von der NS-Diktatur musste sie sich folgerichtig einem Entnazifizierungsverfahren stellen, in dessen Verlauf sie aber – aufgrund ihrer eigenen Angaben? – nur als „Mitläuferin“ eingestuft wurde. Gleichwohl war ihre Karriere als Schriftstellerin beendet. Ihre Bücher konnten kaum noch verkauft werden und sie zog sich in ihr Haus in Gleierbrück zurück. Am 6. Juni 1969 starb sie in einem Krankenhaus in Meschede, begraben wurde sie in ihrer Wahlheimat Saalhausen.

Trotz der tiefen Verstrickung Josefa Berens in das NS-Milieu, hat mich der unangepasste Lebensweg und die darum gesponnene Lebenslegende dieser Sauerländer Schmiedetochter besonders im Zusammenhang der Stellung der

⁶¹. Im Weiteren zitiert nach *Sauerländisches Volksblatt*, 12.8.1935, Artikel „Heimat und Volk“.

⁶². Klein, Arnold. M. und Kalitzki, Jürgen: Nationalsozialistische Literatur- und Kunstpropaganda, 1998, S. 15-52. Hier S. 19.

Frauen in der Gesellschaft, interessiert. Der Weg vom ungebildeten, viehhütenden Naturkind, als das sie sich selbst darstellte, zur Lehrerin kann schon als auffällig bezeichnet werden, der weitere Werdegang über die freischaffende Künstlerin zur weitgereisten Bestsellerautorin des „Dritten Reiches“ und die Stilisierung zur „Norne“ wären auch für heutige Verhältnisse bemerkenswert.

Drei Punkte möchte ich herausgreifen, die bislang in der Literatur über sie nur am Rande Erwähnung finden: erstens die allgemeine Lage der freischaffenden, bildenden Künstlerinnen in Deutschland, zweitens die Stilisierung Josefa Berens' zur Norne und drittens ihr Leben im Kreis Olpe nach 1945.



(Blonder!) Christus und die Sünderin – Gemälde von J.B.T.

1. Zur Situation der Künstlerinnen in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Dass eine Frau ernsthafte Gründe haben könnte, sich mit Kunst zu befassen, hier gar ihren Broterwerb zu suchen, wollten weder die Gesellschaft, der Kunstbetrieb, noch die Kunstkritik lange Zeit wahrhaben. Das Verhältnis der Frauen zur Kunst wurde im 19. Jahrhundert als spielerisch, dilettantisch und vor allem als rezipierend aufgefasst.

Trat eine Frau mit eigenen kreativen Arbeiten an die Öffentlichkeit, unterlag sie thematischen Beschränkungen und Kontrollen. Man erwartete Tier-, Landschafts-, Blumen- und Porträtmalerei. Das Gemälde der Malerin Artemisia Gentileschi "Judith enthauptet den Holofernes" galt der Kunstkritik um 1900 als ein Werk, das man eher einem Henkersknecht als einer Dame zuschreiben wollte.

Aber auch in privater Hinsicht wurde den Künstlerinnen durch zahllose Verbote und Erwartungen ein eisernes Korsett angelegt. Während man den Künstlern

durchaus Abweichungen von den bürgerlichen Lebens- und Moralvorstellungen zubilligte, verurteilte man es streng, wenn eine Künstlerin sich ähnliche Freiheiten herausnahm. Noch 1976 wies Meret Oppenheim auf diese immer noch bestehende Ungleichheit hin, aber auch auf die Möglichkeit, sie zu beenden. Sie schrieb: „Ja ich möchte sogar sagen, dass man als Frau die Verpflichtung hat, durch seine Lebensführung zu beweisen, dass man Tabus, mit welchen die Frauen seit Jahrtausenden in einem Zustand der Unterwerfung gehalten wurden, als nicht mehr gültig ansieht. Die Freiheit wird einem nicht gegeben, man muß sie sich nehmen.“⁶³

Künstlerin zu sein oder werden zu wollen, wurde von vielen noch bis in die 1950er Jahre in einem zweifelhaften und unmoralischen oder emanzipatorischen Licht gesehen. Dies gilt verstärkt für die Zeit, in der sich Berens entschloss ihre künstlerischen Talente ausbilden zu lassen. Künstlerin sein zu wollen sah man als Emanzipationsbestrebung an. Obwohl sich die Künstlerinnenorganisationen nicht ausdrücklich zur Frauenbewegung bekannten, wurden sie doch mit ihr in Verbindung gebracht. Die kunstschaftenden Frauen in der Kunst waren deshalb eine zusätzliche Zielscheibe für emanzipationsfeindliche Autoren und man versuchte sie durch pseudowissenschaftliche Beweise weiblicher Inferiorität einzuschüchtern.

Doch die Künstlerinnen gewannen an Selbstvertrauen. 1909, während der „Wiener Sezession“, separierten sich erstmalig Frauen und gründeten die „Vereinigung Bildender Künstlerinnen Österreichs“. 1913 entstand unter der Leitung Käthe Kollwitz' der „Frauenkunstverband“. Dabei handelte es sich um einen reinen Fachverband, der nur Malerinnen und Bildhauerinnen mit abgeschlossener Ausbildung aufnahm und der Lehr- und Lernmöglichkeiten und gleichberechtigte Aufnahme in Künstlerkooperationen forderte. Erst die Verfassung der Weimarer Republik von 1919 gestand den Frauen gleiche Ausbildungsmöglichkeiten zu. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, blieben deutsche Kunstakademien, so auch in Düsseldorf, den Frauen bis weit in die 1920er Jahre verschlossen. Als Äquivalent für eine akademische Ausbildung konnten sie lediglich Privatschulen oder -unterricht in Anspruch nehmen, sofern sie es nicht vorzogen, im Ausland zu studieren.

Alle Privatschulen, so natürlich auch die Carpsche Malschule in Düsseldorf, mussten zudem im Vergleich zum Akademiestudium teuer bezahlt werden und boten keinerlei Vergünstigungen, wie zum Beispiel die kostenlose Benutzung von Ateliers oder Modellen, die einen Rahmen für die freie künstlerische Entfaltung bieten konnten. An vielen Privatschulen – sie boten auch getrennte Kurse für Männer und Frauen an – war die angehende Künstlerin darüber hinaus der fragwürdigen Konkurrenz dilettierender Freizeitkünstler ausgesetzt.⁶⁴ Die künstlerische und kreative Ausbildung, die männliche Aspiranten als möglichst schnell zu absolvierendes Durchgangsstadium betrachteten, blieb für die Frauen ein ebenso zeitraubendes wie kostspieliges Experiment.

⁶³. In *Tatort Bern*, Ausstellungskatalog, Bochum 1976, S. 126 -127. Hier nach *Stelzl*, Ulrike: „Die zweite Stimme im Orchester“, 1983, S. 266.

⁶⁴. *Berger*, Renate: *Malerinnen auf dem Weg ins 20.*, Köln 1982, S.87 ff.

Im Jahre 1926 entstand in Hamburg die bislang größte deutsche Künstlerinnenorganisation, die Gemeinschaft deutsch-österreichischer Künstlerinnen und Kunstfreundinnen – GEDOK, die in zahlreichen Städten Ortsgruppen bildete und 1933 bereits 7000 Mitglieder hatte.⁶⁵

Am Ende der 1920er Jahre erlebte die Kunst von Frauen eine kurze, aber intensive Blütezeit und Künstlerinnen traten im Kunstbetrieb massiver auf.

Die Nationalsozialisten beendeten diese Phase, und Namen von Künstlerinnen aus dieser Zeit sind kaum geläufig. Anscheinend gab es in der bildenden Kunst kein Pendant zu Zarah Leander oder Leni Riefenstahl.

Wie viele Künstlerinnen Opfer des NS-Regimes wurden, ist nicht bekannt. 1933 wurde die Gründerin des GEDOK, Ida Dehmel, in Hamburg von bewaffneten SA-Leuten gezwungen, den Vorsitz niederzulegen. Käthe Kollwitz, deren Werke in der Ausstellung „Entartete Kunst“ gezeigt wurden, erhielt Arbeitsverbot und wurde aus ihrem Amt als Professorin an der Preußischen Akademie der Künste entlassen. Künstlerinnen emigrierten (Renée Sintenis), verübten nach der Machtergreifung Selbstmord (Anita Ree), kamen im Konzentrationslager ums Leben (Elfriede Lohse-Wächtler) oder wurden, wie Elisabeth Schumacher, wegen ihrer Arbeit im Widerstand hingerichtet.

Berens blieb den Künstlerinnenorganisationen in Düsseldorf und auch später in Höxter fern. Ihr Beruf als Lehrerin gab ihrem Leben zunächst noch einen gesellschaftlich geduldeten Rahmen, in dem sie als unverheiratete Frau leben konnte, so lange sie sich an den Verhaltenskodex der preußischen Lehrerinnen hielt. Die Carpsche Malschule, die sie besuchte, war ein staatlich anerkanntes Institut für Männer und Frauen, das eine Malklasse, eine Graphik-, eine Bildhauer- und eine Kunstgewerbeklasse mit insgesamt 80 Schülern umfasste. Die Schule arbeitete zwar – was schon als Fortschritt betrachtet werden muss – mit der Kunstakademie zusammen, doch konnte sie nur einen dürftigen Ausgleich für das komplexe Förderungssystem und Protektionsgefüge der Akademie bieten. Gleichwohl bedeutet ihr Besuch für Berens die bestmögliche Ausbildungschance, die sie neben ihrem Lehrerinnenberuf wahrnehmen konnte und die, finanziert durch ihr geringes Lehrerinnengehalt, erhungert und erfroren werden musste. Kontakte zu gleichgesinnten Frauen oder zu Künstlerorganisationen nahm sie in Düsseldorf nicht auf. Es scheint so, dass sie sich bewusst und misstrauisch vom Kunstbetrieb fernhielt.

2. Die Stilisierung zur Norne

Halten wir uns doch noch einmal kurz vor Augen, wie im deutschen Kaiserreich und auch noch während der Weimarer Republik das Leben der Frauen in dem sozialen Milieu aussah, aus dem Berens stammte. Ihr Vater war Dorfschmied, die Familie gehörte also zum ländlichen Kleinhandwerk.

⁶⁵. Nach 1945 wurde die Organisation als „Gemeinschaft der Künstlerinnen und Kunstfreunde“ neu gegründet und hatte 1983 ca. 4000 Mitglieder. Nach *Stelzl*, S. 270.

Als weibliche Lebensziele galten hier, auch noch am Anfang des 20. Jahrhunderts, Heirat und Mutterschaft. Lediglich 10 % eines Jahrgangs blieb unverheiratet und dies oft auch nur unfreiwillig auf Grund eines spürbaren Frauenüberschusses.

Häufig blieben die unverheirateten Frauen in ihren Familien, in die sie ihre unbezahlte Arbeitskraft einbrachten. Wollte oder musste eine Frau erwerbstätig werden, stand ihr nur ein begrenztes Repertoire an Berufen offen. Die Töchter der Landarbeiter, der kinderreichen Familien der Kleinbauern und der Kleingewerbetreibenden rekrutierten hauptsächlich das Heer der weiblichen Dienstboten. Das Dienstmädchendasein bildete für die Mädchen vom Lande oft eine Durchgangsstation zur finanziell attraktiveren Fabrikarbeit oder zur ersehnten, da gesellschaftlich anerkannten und ökonomisch stärker absichernden Heirat.⁶⁶

Als ledige, kinderlose Künstlerin passte Berens weder in das Klischee der kaiserlichen, „republikanischen“ noch der nationalsozialistischen Frauenbilder. Wollte man sie heute beschreiben, so würde man etwa auf den folgenden Steckbrief kommen: eine unabhängige, selbständige Frau, weitgereist, kreativ, unverheiratet, keine Kinder.

Vor diesem Hintergrund gehe ich davon aus, dass es sowohl für Berens als auch für ihre Freunde notwendig war, das unangepasste und unabhängige Leben mit Hilfe einer Legende zu verschleiern und zu tarnen. Berens, die wohl selbst von den sie umgebenden Vorurteilen geprägt und durch sie unter Druck gesetzt wurde, webte an der Entstehung ihres Lebensmythos aktiv mit. Sie konnte auf einen in der mitteleuropäischen Kulturgeschichte gängigen Mythos zurückgreifen, in dem das gute, unverdorbenes Naturkind gegen die unnatürliche und pervertierte Zivilisation gestellt wurde. So wurde ihre Herkunft, die ihr wenige Wahlmöglichkeiten angeboten hatte, ins Positive verkehrt und bot nun eine Möglichkeit, ihre Person romantisch zu verklären. Die Aufgabe, nach der Schule als Hirtin das Vieh zu hüten, bot ihr die Möglichkeit, das Bild eines Naturkindes entstehen zu lassen, dessen Bildung in erster Linie aus den erzählten Märchen und Sagen des Großvaters herrührte und erst in zweiter Linie aus dem Besuch der Volksschule resultierte.⁶⁷ Die Inszenierung zum „naiven Naturkind“ kann als Versuch verstanden werden, sich bildungsbürgerlichen Rollenvorstellungen zu entwinden und dadurch das Urteil über die unangepasste Künstlerin abzumildern.

Meiner Meinung nach kreierte ihr Entdecker und Freund Richard Euringer jedoch eine noch weitaus effektivere „Tarnkappe“, indem er sie zunächst mit den Vorurteilen ihrer Zeit konfrontierte und sie dann als „Norne“ über den gesellschaftlichen Verhaltenskodex stellte. Er schrieb im Jahre 1932 in der Zeitschrift *Westfälische Heimat*:

„...Fräulein Berens wohnt hier nicht. (...) Fräulein Berens so hieße ein 'Malweib' oder eine 'Lehrerin' oder ein verspätetes Mädchen. Hier in diesem Hexenhaus müßte eine Hexe hausen. Oder eine gute Fee. Und nun geht das Pförtchen auf. Und nun haust da eine Norne.“⁶⁸

⁶⁶. Winkler, Dörte: *Frauenarbeit im „Dritten Reich“*, Hamburg 1977, S. 8.

⁶⁷. *Berens-Totenohl*, Josefa: *Autobiographie (post mortem)*, 1992, S. 15-22.

⁶⁸. Euringer, Richard; *Die Norne*, In: *Westfälische Heimat* 14, 1932, S. 166 f. Auch in:

Nun ist sie keine Zeitgenossin mehr, die Euringer als Sprachrohr der Gesellschaft aufgrund ihres Lebensentwurfes als Malweib und verspätetes Mädchen denunzieren könnte, sondern „eine Frau wie aus der Sage“, für die die geschlechtsspezifischen Muster keine Geltung mehr haben. Gegen Anfeindungen aus latent frauenfeindlichen Reihen, die sich – zeittypisch – in der ganzen Gesellschaft fanden, ist Berens nun gewappnet. Doch Euringer erreicht noch mehr: Er räumt ihr gleichzeitig unter den Anhängern der mythisch verklärten nordischen Götterwelt und damit im Gedankengebäude der Nationalsozialisten den Platz einer Heiligen ein.

Diese Verklärung verschaffte Berens zwar den Freiraum für ihr unangepasstes, Lebenskonzept, doch ließ Euringer sie diese Souveränität auch teuer bezahlen. Er fuhr nämlich fort:

„Wer ihr zum ersten Mal begegnet, erschrickt. Da ist nichts mehr von Gesellschaft, Konvenienz und Bürgerei. Da ist nichts von Städtertum, von Bohème, von Kleinstadtwesen: eine Norne schaut dich an.“

Damit löscht er Berens als „zoon politikon“, als ein soziales, auf die Gemeinschaft angelegtes und die Gemeinschaft bildendes Lebewesen, als gesellschaftliche Person aus. Sie hat danach weder einen Platz in der Zivilisation noch einen Anspruch auf menschliche Nähe.

Weiter heißt es:

„Ein Haupt wie Holz, derb gekerbt. Ein Leib, für den es kein Gewand gibt, es sei denn das der weisen Weiber.“

Damit leugnet er quasi ihre physische weibliche Existenz.

Die Beschreibung ihres Schlafzimmers, die er diesen Zeilen anschließt, sollte, wie mir scheint, psychologischer Deutung überlassen bleiben.

„Auf das schmale Lager nieder blickt die Mutter aller Schmerzen. Auf der Bank liegt der Revolver, handlich für den Nachtgebrauch.“

Zu ihrer darstellenden Kunst fällt ihm nur ein:

„Wer ihre Bilder sieht, erschrickt. So malen keine Malerinnen“.

Die Nornen galten in der altnordischen Mythologie als Schicksalsgottheiten. Durch ihren Spruch bestimmten sie dem Menschen bei seiner Geburt Schicksal und Lebensende.⁶⁹ Die Verbindung mit der nordischen Mythologie hatte Berens durch ihr künstlerisches Werk selber hergestellt. Bereits während ihrer Zeit in Düsseldorf (1918-1923) hatte sie Entwürfe an die Wände ihres Zimmers gezeichnet, die Bilder aus der Edda darstellten. Dieses Thema ließ sie auch während der folgenden Jahre nicht los. An der Weser und später in Gleierbrück entstanden Gemälde in heute unbekannter Anzahl, darunter auch der in Berlin ausgestellte „eddische Zyklus“. Weiter Bilder tragen Titel wie „Wotan als Schöpfer“ oder eben „Die Norne“. Das

Generalanzeiger Dortmund, 01. Dez. 1933 und anderen Zeitungen.

⁶⁹. *Brockhaus Enzyklopädie* in 24 Bänden, hier Band 19, Mannheim 1991, Stichwort „Norne“.

Bild, das vermutlich Mitte der 1930er Jahre entstanden ist,⁷⁰ zeigt eine alte, ernste Frau, die in der Pose einer Nachdenkerin kritisch in den Bildhintergrund schaut. Sie sitzt vor einer Felsenhöhle, in der eine Quelle entspringt. Aus dem weiten Kapuzenmantel, der ihren Körper umhüllt, schauen nur kräftige, große Hände und das Gesicht hervor. Boden, Wasser und Felsen gehen ineinander über, das Licht ist diffus, so dass die Umgebung schroff und undurchsichtig erscheint.

Auch in ihrem literarischen Werk greift sie das Thema der altnordischen Mythen in vielen Varianten auf. Für Euringer lag die Verbindung von Berens mit einem ihrer künstlerischen Hauptthemen also nahe. In seinem Gedicht „Die Norne“ übertrug er die künstlerische Auseinandersetzung Josefa Berens mit dem nordischen Mythos auf ihre reale Person als Frau und Künstlerin, die damit zeittypischer Kritik enthoben wurde.

Dafür, dass er sie außerhalb der geschlechtsspezifischen Rollenverteilung ansiedelte, verlor sie in seinem Verständnis auch ihren Platz in der Gesellschaft und ihren Status als Frau. Für das unbeirrte Festhalten an ihrem Lebensentwurf als Künstlerin, gegen alle Hemmnisse, die in ihrer Weiblichkeit und ihrer soziale Herkunft begründet lagen, musste sie einen hohen Preis bezahlen. Damit teilte auch sie das oft tragische Los so vieler Frauen, die einfach nur das gute bürgerliche Recht auf Selbstbestimmung auch für sich einforderten.

Berens hat dieses „Tauschgeschäft“ akzeptiert, denn die Tarnkappe der Norne legte sie auch später nicht mehr ab. Sie scheint sie vielmehr nach 1945 in die Figur der guten Märchentante Josefa transformiert zu haben.

3. Josefa Berens nach 1945

Nach kurzer Ächtung direkt nach Kriegsende fand Berens bereits in den 1950er Jahren wieder Beachtung. Besonders der SGV mit seinen Abteilungen bemühte sich, ihr dichterisches Werk weiter bekannt zu machen und organisierte Besuche von Wander- und Jugendgruppen. Ohne Widerspruch und Einschränkungen wurde sie sowohl zu größeren Dichterlesungen als auch zu Vorträgen vor Schulklassen eingeladen.⁷¹ Man ließ es zu, dass aus den nahen Dörfern Kinder zu ihr kamen, um ihren Märchen zu lauschen, wobei sie sich als „Märchentante Josefa“, vor dem Kamin sitzend, ein zahmes Reh zu ihren Füßen und Wolle spinnend, inszenierte.⁷² 1961 war sie in der öffentlichen Meinung wieder zu einer geachteten „Heimtdichterin“ geworden, der Friedhelm Kaiser zu ihrem 70. Geburtstag im Sauerländischen Gebirgsboten „den Dank und die Verehrung des Sauerlandes für seine Dichterin“ übermitteln konnte.⁷³

Immer wieder wurde denn auch bis in die jüngere Zeit versucht, Josefa Berens in die Reihe der sauerländischen Heimtdichter zu stellen. Dabei tat sich besonders

⁷⁰. *Berens-Totenohl*, Josefa: Autobiographie (post mortem), 1992, S.203.

⁷¹. Klein, Arnold M. / Kalitzki, Jürgen: Nationalsozialistische Literatur- und Kunstpropaganda, S. 38.

⁷². Krause, Jochen: Josefa Berens-Totenohl, Einsam im Totenohl, 1987, S. 63.

⁷³. *Sauerländischer Gebirgsbote*. 63.1961. Heft 2. S.39. Weitere Glückwünsche im Sauerländischen Gebirgsboten: *Bergenthal*, J. zum 60. und 65. Geburtstag, in der Westfalenpost und im Westfalenspiegel. Hier nach Klein, Arnold M. / Kalitzki, Jürgen, S. 38.

der „westfälische Walddichter“ und Förster a.D. Hannes Tuch hervor. Sein Blick auf die Person ist uneingeschränkt positiv; so schreibt er 1976 in den Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe⁷⁴, dass Josefa Berens für ihn „zum Kreis der bedeutendsten westfälischen Dichterinnen“ gehöre, „ja vielleicht die bedeutendste niederdeutsche epische Dichterin überhaupt“ sei.

Mit besonderem Nachdruck berichtet er über die einfache Herkunft der Künstlerin und ihre weiten Reisen, deren Eindrücke sich in ihren Bildern und Wandteppichen niederschlugen. Seine fast schwärmerischen Darstellungen blieben nicht nur in den Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe, sondern auch auf westfälischer Ebene unwidersprochen.

Ähnlich verfuhr Jochen Krause 1987. Für ihn war Josefa Berens politisch vollkommen unbegabt für die Zeit und die Ideale im unheilvollen Dritten Reich, in die sie als Dichterin auch hineingezwängt worden sei, für das sie bitter habe büßen müssen.⁷⁵ Eine letzte vehemente Ehrenrettung unternahm noch am Anfang der 1990er Jahre Dietmar Rost, Schulleiter an einer Grundschule bei Sundern, der zwischen 1990 und 1991 acht Aufsätze veröffentlichte⁷⁶. Für ihn war sie eine „wichtige sauerländische Schriftstellerin“, die wegen ihrer zeittypischen Themen Volk, Bauertum, Schicksal usw. in den 1930er Jahren in die Kulturarbeit der NSDAP eingegliedert worden sei. Dabei betrachtete er die nationalsozialistischen Ehrungen als Vereinnahmungen ihrer Werke durch die Partei und bezweifelte, ob dies ihre Zustimmung gefunden habe.⁷⁷

Tuch schließlich hielt im Jahre 1977 in Saalhausen die Eröffnungsrede für die Gedenkstätte „Josefa Berens-Totenohl“, ohne auf ihre Verstrickung in den Nationalsozialismus kritisch einzugehen. Noch 1987 wurde ihr zu Ehren im Rahmen einer Feierstunde ein Namensstein in der Dichtersteinanlage in Offenhausen enthüllt.⁷⁸

Diese faktische Rehabilitation sowie die kritiklosen Ehrungen noch in den letzten zwanzig Jahren machen stutzig und werfen die Frage auf, warum man sich so leicht darüber hinwegsetzte, dass sie eine bekennende Nationalsozialistin gewesen ist, deren Erfolge ohne den nationalsozialistischen Gleichschaltungsapparat nicht denkbar sind.

„Laß dich nicht unterkriegen. Geh Du ins Leben“ hatte der Schulrat der kleinen Josefa geraten. Sie hatte sich an diesen Lebensentwurf gehalten und war überzeugt von ihren Fähigkeiten und ihrem Talent aufgebrochen. Bedauerlicherweise fand sie ihren Platz in der Welt im Kosmos derjenigen Kulturschaffenden, die durch die Nationalsozialisten in Westfalen gefördert und bezahlt wurden. Nach dem Krieg war es ihr nicht möglich, ihre Irrtümer öffentlich einzugestehen oder gar zu bedauern.

⁷⁴. Tuch, Hannes: Josefa Berens-Totenohl, Dichterin, Malerin und bildende Künstlerin, in: HSO Jg 47, 1976, F. 103, S. 96-98.

⁷⁵. Krause, Jochen: Josefa Berens-Totenohl, Einsam im Totenohl, 1987, S. 57-63. Hier S. 57.

⁷⁶. Klein, Arnold M. / Kalitzki, Jürgen: Literaturanhang.

⁷⁷. Rost, Dietmar: Sauerländische Schriftsteller, Schmollenberg-Holthausen 1990, S. 23-25.

⁷⁸. Klein, Arnold M. / Kalitzki, Jürgen: Literaturanhang.

Literatur

Berger, Renate: Malerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert, Kunstgeschichte als Sozialgeschichte, Köln 1982.

Berens-Totenohl, Josefa: Alles ist Wandel. Autobiographie. Betreuung der Herausgabe durch Bürger, P., Schnadt, H. (post mortem), Hrsg. Maschinen und Heimatmuseum Eslohe, Fredeburg o.J. (1992).

Ditt, Karl: Der Westfälische Literaturpreis im Dritten Reich. Die Förderung westfälischer Literatur-, Heimat- und Parteipolitik. In: Westfälische Forschungen, Zeitschrift des Westfälischen Instituts für Regionalgeschichte des LWL, 42/1992, Münster 1992, S. 324-345.

Domscheit-Preuß, Annette: Kunst und Künstler im Kreis Olpe, Malerei und Plastik im 20. Jahrhundert. Hrsg vom Künstlerbund Südsauerland e.V. Olpe 1991.

Euringer, Richard: Die Norne, In: Westfälische Heimat 14, 1932, S. 166 f. Auch in: Generalanzeiger Dortmund, 01. Dez. 1933 und andere Zeitungen.

Freund, Winfried: Die Region als schöpferischer Impuls. Zu einem zeitgemäßen Verständnis der Literatur des Sauerlandes. In: Heimatpflege in Westfalen, Rundschreiben des Westfälischen Heimatbundes, 9. Jg., 6/1996, S 1-7.

Klein, Arnold: Katholisches Milieu und Nationalsozialismus. Der Kreis Olpe 1933 - 1939, (=Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 24), Siegen 1994.

Klein, Arnold und Kalitzki, Jürgen: Nationalsozialistische Literatur- und Kunstpropaganda 1933-1945. Die Schriftstellerin und Dichterin Josefa Berens-Totenohl, In: Jahresheft des Heimat-und Verkehrsverein , Grevenbrück, Heft Nr 17, 1998, S. 15-52.

Krause, Jochen: Josefa Berens-Totenohl, Einsam im Totenohl. In: Menschen der Heimat Teil 1 (1-33) Ay-Verlag, Olpe 1987, S. 57-63.

Niethammer, Ortrun: in Sauerland Nr. 2/1991. [Der Streit zwischen Rost und Niethammer wurde in der Zeitschrift „Sauerland“ in den Nummern 1990 bis 1991 ausgetragen.]

Niethammer, Ortrun: Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik, in: Westfälische Forschungen, Zeitschrift des Westfälischen Instituts für Regionalgeschichte des LWL,42/1992, Münster 1992, S. 346-360.

Niethammer, Ortrun: JTB. In: Bernd Kortländer (Hg), Literatur von nebenan, 1900 - 1945, Bielfeld 1995, S. 43-48.

Rost, Dietmar: Sauerländische Schriftsteller des kurkölnischen Sauerlandes im 19. und 20. Jahrhundert. Schieferbergbaumuseum Schmalleberg-Holthausen 1990, S. 23-25.

Rost, Dietmar: in „Sauerland“ Nr 1/1991.

Sauerländischer Gebirgsbote. 63.1961. Heft 2. S.39. – Hier nach: Klein, M. / Kalitzki, J., S. 38.

Stelzl, Ulrike: „Die zweite Stimme im Orchester“, Zum Bild der Künstlerinnen in der Kunstgeschichtsschreibung. In: Pusch, Luise F. (Hg.), *Feminismus, Inspektion der Herrenkultur*, Frankfurt 1983, S. 259-278.

Strottdrees, Gisbert: Bestseller-Autorin im „Dritten Reich“. In: *Es gab nicht nur die Droste, Sechzig Lebensbilder westfälischer Frauen*. Münster 1992, S. 134-136.

Tatort Bern, Ausstellungskatalog, Bochum 1976, S. 126 -127. Hier nach Stelzl, Ulrike: „Die zweite Stimme im Orchester“ 1983, S. 266.

Tuch, Hannes: JBT, Dichterin, Malerin und bildende Künstlerin, in: *HSO Jg 47*, 1976, F. 103, S. 96 -98.

Winkler, Dörte: *Frauenarbeit im „Dritten Reich“*, Hamburg 1977.

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin nach folgender Erstveröffentlichung:

Löcken, Monika: *Josefa Berens-Totenohl (1891-1969). „Ein Leib, für den es kein Gewand gibt“*. In: *Lebensbilder von Frauen im Kreis Olpe. Schriftenreihe des Kreises Olpe Nr. 28. Olpe 1998, S. 156-169.*

Monika Löcken, M.A.: Seit 1993 Leiterin des Museums und „Technischen Kulturdenkmals“ Wendener Hütte. Die Leitung des Südsauerlandmuseums, Museums für Kunst und Kulturgeschichte des Kreises Olpe in Attendorn übernahm sie im Jahre 2003. Ein Selbstzeugnis der Autorin: „Seit meiner Teenager-Zeit habe ich mich für die Stellung und die Rollen von Frauen in der Gesellschaft interessiert. Die politische Arbeit in Frauengruppen während der Studienzeit führte mich in den AStA der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, wo ich Referentin im autonomen Frauenreferat war. [...] Ich bin verheiratet und habe einen Sohn.“

Redaktionelle Anmerkung: Zum Thema „Stadt und Industrialisierung im Werk Christine Kochs“ (hier S. 40) vgl. auch die abweichende Einschätzung in der Einleitung zum Ersten Band der Esloher Christine Koch-Werkausgabe. P.B.

III.

Josefa Berens-Totenohl

als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik

VON ORTRUN NIETHAMMER

In den Medien Westfalens wurden im Umfeld des 100. Geburtstags von Josefa Berens-Totenohl mit viel Polemik deren Beziehungen zum Nationalsozialismus thematisiert.⁷⁹ Insgesamt lassen sich aus diesen Artikeln die Fragestellungen entwickeln, ob Josefa Berens das NS-System bewusst unterstützt hat oder nicht und inwieweit ihre Literatur der NS-Literatur zuzurechnen ist. Um diese Auseinandersetzung einerseits stärker an Fakten zu orientieren und andererseits das Vorurteil zu korrigieren, daß es sich um literarisch eigenständige Romane im bäuerlichen Milieu handelt, wird im folgenden der Versuch unternommen, die Biographie und die Werke von Josefa Berens-Totenohl gerade auch auf die Bezüge zum Nationalsozialismus zu untersuchen. Es werden dabei vier Themenbereiche angesprochen: 1. die Biographie; 2. ihre Literatur: Ähnlichkeiten und Differenzen zur NS-Literatur; 3. die ideologische Stützung des NS-Systems durch Josefa Berens und 4. ihre Verbindungen zum Eugen-Diederichs-Verlag, Jena.

Die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Josefa Berens und ihrem Werk liegt darin begründet, dass es offensichtlich Bestrebungen gibt, die NS-Vergangenheit bestimmter westfälischer Autoren (Josefa Berens, Maria Kahle,

⁷⁹ Ausgelöst wurde die Diskussion um Josefa Berens zuerst auf den „Rüschhaustagen zur westfälischen Literatur“ (10.-12.3.1989), auf denen Karl Ditt und die Verf. zu „Westfälischen Schriftstellerinnen im Dritten Reich und ihre kulturpolitische Förderung“ und zu Josefa Berens-Totenohl referiert haben. Frau Dr. Erika Richter hat in „Sauerland“ Nr. 3 / 1989 die Studie von Karl Ditt „Raum und Volkstum“ besprochen und kritisch auf Josefa Berens Bezug genommen. Thematisiert wurde deren Zugehörigkeit zum nationalsozialistischen Kulturbetrieb. Eine Replik von Robert Schmelzer (in: Sauerland Nr. 1, 1990) entwirft dazu die Gegenposition, die sich später in mehreren Beiträgen findet und die Nähe der Autorin zu Heidegger proklamiert, da beide Antworten auf „Heimatlosigkeit und Existenzleere der entwurzelten Großstadtmassen“ suchten. Im März 1991 erscheint in „Sauerland“ Nr. 1 / 1991 eine längere positive Würdigung der Autorin zu ihrem 100. Geburtstag von Dietmar Rost, in der gefordert wird, daß sie endlich in die Literaturgeschichten aufgenommen werden solle, was wohl u. a. damit zusammenhängt, daß Josefa Berens und Maria Kahle nicht in „Die westfälischen Dichter“ (in: Jahrbuch Westfalen '91) erwähnt worden sind. Replik zum Artikel Rost von der Verf. in Sauerland“ Nr. 2 / 1991, in der Verf. darauf hinweist, daß Josefa Berens schon längst in Literaturgeschichten aufgenommen sei, nämlich unter „Blu-Bo“-Literatur. Dazu eine Erwiderung in „Sauerland“ Nr. 3 / 1991, in der der Verf. „selbstgerechte Gesinnungsschnüffelei“ vorgeworfen wird und der „untaugliche Versuch“, Josefa Berens-Totenohl „als Mittäterin am NS-Regime zu desavouieren“. (Weitere Artikel in: Jahrbuch Hochsauerlandkreis 1991, Brilon 1990, wo bezweifelt wird, daß der Erfolg von „Der Femhof“ / „Frau Magdiene“ allein auf die „nationalsozialistische Aera“ zurückzuführen sei; in: Westfalenpost vom 15.4.1991: Kultur Extra: „Josefa Berens-Totenohl vor 100 Jahren geboren“ und Hinrich van Deest in „Über Land und Leute“ - WDR 5. 22.2.1992).

Heinrich Luhmann, Karl Wagenfeld) zu negieren und deren Literatur unabhängig von den innewohnenden rassistischen und faschistischen Tendenzen, Motiven und Themen als „Heimatliteratur“ zu klassifizieren. Zwischen Heimatliteratur, Bauernromanen und NS-Literatur gibt es aber Unterschiede, die weniger in der Themenauswahl als in ihrer Behandlung liegen (s. u.).

Dass es sich bei den Werken der oben genannten Autoren darüber hinaus oft um Trivalliteratur handelt, die wegen ihrer mangelnden literarischen Qualität heute nur noch literarhistorisch von Interesse ist, weist auf einen anderen Aspekt hin, der hier aber nicht im Vordergrund steht.

1. Die Kultur- und Literaturpolitik der Nationalsozialisten

Die organisierte Kulturpolitik der Nationalsozialisten begann 1927 mit der von Alfred Rosenberg gegründeten „Nationalsozialistischen Gesellschaft für deutsche Kultur“ (ab 1928 „Kampfbund für deutsche Kultur“). Seit dieser Zeit arbeitete Rosenbergs Organisation daran, einflussreiche kunstpolitische Funktionsstellen mit systemkonformen Mitgliedern zu besetzen. Mit der Ende 1933 gegründeten Reichsschrifttumskammer, der die Lenkung aller literarischen Aktivitäten oblag, wurde Rosenbergs Kampfbund eine spezifisch auf Literatur bezogene Zensurbehörde an die Seite gestellt. Übergeordnet zuständig für Druckerlaubnis und -verbote, Zensur und Überwachung war Goebbels „Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda“, das im Jahre 1940 2.500 Verleger, 23.000 Buchhandlungen, 3.000 Schriftsteller und 20.000 Neuerscheinungen kontrollierte.⁸⁰

Diese Instrumente offizieller Lenkung, Beeinflussung und Überwachung konnten in vollem Umfang nur im Zusammenspiel und mit Unterstützung von Verlegern, Schriftstellern und Lesern funktionieren. Dabei ist z. B. an die öffentliche Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 zu erinnern, die an mehreren Orten gleichzeitig stattfand und von Professoren und Studenten unterstützt wurde. Ziel der Überwachung und Zensur war, solche Literatur unter allen Umständen und auch mit Gewalt zu fördern, die bestimmte Muster repräsentierte und geeignet schien, systemstabilisierend zu wirken. Damit hängt es auch zusammen, dass sich über 1.800 Schriftsteller gezwungen sahen, ins Exil oder in die innere Emigration zu gehen. Namen und Personen als Dichter des Dritten Reichs tauchten auf, die nach 1945 wieder verschwanden; dazu gehört auch Josefa Berens-Totenohl.⁸¹

Welche Literatur zur nationalsozialistischen zu rechnen ist, muß unter mehreren Gesichtspunkten betrachtet werden: Äußere Daten von Schriftstellern, wie Parteizugehörigkeit, sind nicht in jedem Fall ein Hinweis auf die Produktion von NS-Literatur, es müssen die Werke selbst und deren Rezeption hinzugezogen werden. Es gab Bestrebungen innerhalb der NS-Literaturkritik, konservative

⁸⁰ Dietrich Strothmann: Nationalsozialistische Literaturpolitik. Ein Beitrag zur Publizistik im Dritten Reich. Bonn 1968, S. 27.

⁸¹ Vgl. weiterführend dazu: Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels. München 1991, S. 329-359. Auf S. 345 wird auch Josefa Berens neben Hans Friedrich Blunck, Hans Zöberlein, Werner Beumelburg, Edwin Erich Dwinger und Kuni Tremel-Eggert als NS-Autorin erwähnt.

Literatur (Heimat-, Geschichts- und Bauernromane), die verstärkt seit den 20er Jahren auftrat, zu vereinnahmen.

Einer der meistgelesenen Romane von Frauen in der NS-Zeit – Ina Seidels „Wunschkind“ – stammt aus dem Jahr 1930 und erfuhr auch nach 1945 noch mehrere Auflagen. Ähnliches gilt für Agnes Miegels Schriften. D. h., auch Literatur, die vor dem Dritten Reich entstanden ist, muss u. U. zur NS-Literatur hinzugerechnet werden. Merkmale nationalsozialistischer Literatur sind neben bestimmten Themenbereichen (Bevorzugung des Landlebens vs. Verstädterung, Aufhebung von Klassendifferenzen, Soldatenfreundschaft, Kriegsverherrlichung etc.) triviale Deutungsmuster, Fehlen von Zweifeln und Mehrdeutigkeiten und Heroisierung der Hauptpersonen. In den meisten Romanen gibt es fremdenfeindliche Tendenzen, die sich gegen bestimmte religiöse und weltanschauliche Gruppen der Deutschen (Juden, Homosexuelle u. a.) und gegen Ausländer, besonders sogenannte Heimatlose, wie Zigeuner, richten.⁸²

Die Literatur von Frauen zeigt – im Gegensatz zur Literatur von Männern – oft die „harmlosen, salonfähigen Seiten faschistischer Ideologie“. „Ihre manipulative Wirkung wird erst sichtbar vor dem Hintergrund der typisch nationalsozialistischen Frauenkultur.“⁸³ In ihren Werken spielen Themen wie Mutterschaft, Heimatbezogenheit, Bauerntum eine stärkere Rolle als bei männlichen Autoren.

2. Zur Biographie von Josefa Berens-Totenohl

Josefa Berens wurde am 30. März 1891 als drittes Kind eines Schmieds in Grevenstein/Sauerland geboren. Die Mutter starb bei ihrer Geburt, die zweite Frau des Schmieds nahm sich der drei Kinder aus erster Ehe an und brachte weitere sieben Kinder zur Welt. Die Kinder wurden wegen des hohen Arbeitsaufkommens im bäuerlichen Betrieb und der Schmiede hauptsächlich von den Großeltern aufgezogen. Charakteristisches Merkmal ihrer Großeltern, so Josefa Berens-Totenohl, war die Güte ihrer Großmutter und das Erzähltalent ihres Großvaters. Da es in Grevenstein keine Bücherei o. ä. gab, beschränkten sich die ersten literarischen Erfahrungen von Josefa Berens-Totenohl auf die Erzählungen des Großvaters, in denen die Märchen der Brüder Grimm, Gedichte von Ludwig Uhland, die Eulenspiegelien und die Erzählungen vom Schinderhannes eine Rolle spielten. Dennoch muss ihre Bildung so umfassend gewesen sein, dass sie 1911 die Aufnahmeprüfung in das Arnberger Lehrerinnenseminar bewältigen konnte. Anschließend absolvierte sie die dreijährige Ausbildung. Über ihre Schulbildung ist bisher nichts bekannt, da sie diesen Bereich, wie auch ihre Tätigkeit als Lehrerin

⁸² Vgl. weiterführend dazu: Ernst Loewy: Literatur unterm Hakenkreuz. Das Dritte Reich und seine Dichtung. Eine Dokumentation. Frankfurt a. M. 1990; Günter Hartung: Literatur und Ästhetik des deutschen Faschismus. Berlin (Ost) 1983; Horst Denkler und Karl Prümm: Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Stuttgart 1976.

⁸³ Godele von der Decken: Die neue „Macht des Weibes“. Frauen-Literatur im Umkreis des Nationalsozialismus, in: Deutsche Literatur von Frauen. 2 Bde. Hg. von Gisela Brinker-Gabler. München 1988, Bd. 2. S. 286.

zwischen 1913 und 1923, aus ihrer immer wieder abgedruckten Selbstbiographie von 1934 ausklammerte. Nach dreijährigem Kunststudium in Düsseldorf siedelte sie 1923 nach Höxter-Godelheim über, mietete sich ein Atelier und lebte als freischaffende Malerin. 1925 fand in der Bad Driburger Brunnenhalle ihre erste größere Ausstellung statt, die 1930 und 1936 von dem katholischen Priester Lorenz Pieper emphatisch im „Westfälischen Volksblatt“⁸⁴ gelobt wurde. Mit der Übersiedlung ins Totenohl (1925) nahm sie aus Verbundenheit mit dem Wohnort den Ortsnamen in ihren Familiennamen auf.⁸⁵ In die Jahre von 1923 und 1930 fallen auch ihre Reisen nach Skandinavien, Spanien und Nordafrika, über die sie, ähnlich wie über ihre Schulbildung, nicht sprach. Um 1930 tritt Josefa Berens-Totenohl der NSDAP bei.⁸⁶

Die Anregungen zu ihrem ersten größeren Roman „Der Femhof“ mit der Fortsetzung „Frau Magdlene“ (1934/35 bei E. Diederichs, Jena) wurden, wie sie mehrfach betont, durch intensive Gespräche mit Richard Euringer, dem Verfasser von Thingspielen (u. a. „Deutsche Passion 1933“), gefördert. Er hatte ihr von der Malerei abgeraten und sie zum Schreiben motiviert. Ohne ihren Mentor Richard Euringer hätte sich Josefa Berens wohl nicht als Schriftstellerin versucht, was u. a. auch an dem bemühten Stil und der Themenauswahl deutlich wird.

1936 wurde ihr der „Westfälische Literaturpreis“ für den „Femhof“ und „Frau Magdlene“ verliehen.⁸⁷ Die Verleihung des Preises ist biographisch wichtig, da sie seit diesem Zeitpunkt verstärkt im NSDAP-Kulturbund mitarbeitete, bis 1944 nachweislich als Vortragsreisende durch das Großdeutsche Reich fuhr und bis zu 30 öffentliche Lesungen im Monat hielt. 1936 und 1937 erschienen bei Diederichs zwei Gedichtbände: „Das schlafende Brot“ und „Heimaterde“. Der Vortrag „Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums“ (Diederichs 1938) wurde in den NS-Frauenorganisationen als Pflichtlektüre empfohlen. Das Epos „Einer Sippe Gesicht“ erschien 1941, ebenfalls bei Diederichs. 1943/44 veröffentlichte sie ihren zweiten Bauernroman „Der Fels“ mit der Fortsetzung „Im Moor“ (wiederum bei Diederichs). Nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen noch mehrere Erzählungen über bäuerliche Lebensweise und Kindermärchen⁸⁸. Während diese Erzählungen nur selten eine dritte Auflage erreichten, wurden vom „Femhof“ bis 1957 275.000 Exemplare verkauft, der Großteil dieser Auflage liegt allerdings vor 1945. Noch

⁸⁴ Dr. Lorenz Pieper (Münster): Josefa Berens-Totenohl, Malerin des Sauerlandes, in: Westfälisches Volksblatt. 27.1.1936. Der Artikel ist als Wiederabdruck von 1930 im „Westfälischen Volksblatt“ gekennzeichnet.

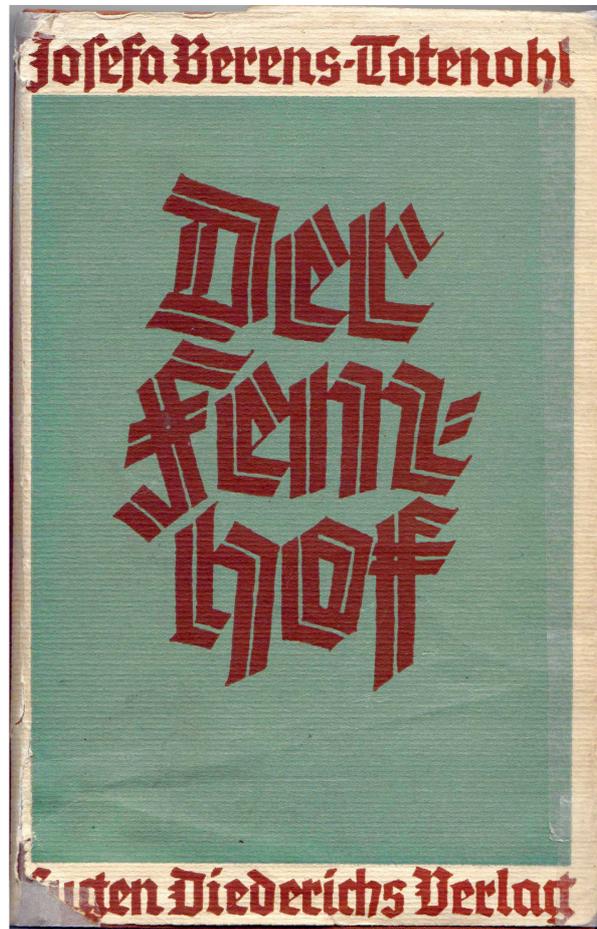
⁸⁵ Totenohl, d. i. Totental, weil dort die Familien mit ihren Toten auf dem Weg nach Wormbecke (heute Wormbach) übernachteten, um zu der einzigen Pfarrei im Sauerland während des Mittelalters zu gelangen. Wormbecke spielt auch in dem Roman „Frau Magdlene“ als Begräbnisstätte des Geliebten der Magdlene eine wichtige Rolle.

⁸⁶ Heinz Grothe in „Wille und Macht“, 15. Januar 1936.

⁸⁷ Vgl. den Beitrag von Karl Ditt, S. 324 ff. [Westfälische Forschungen 42/1992]

⁸⁸ „Der Alte hinterm Turm“ 1949; „Die Stumme“ 1949; „Die goldenen Eier. Kindermärchen“ 1950, alle Bücher bei W. Spael in Essen; „Die Liebe des Michael Rother“ Bonn: Vink 1953; „Das Gesicht.“ Mit Illustrationen von H. Krull. Münster: Aschendorff 1955; „Westfalen. Land der roten Erde“ Frankfurt 1955; „Die heimliche Schuld“. Balve/Westfalen: Zimmermann 1960. „Das Haus am Wege“ 1962. Das 1924 erstmalig erschienene Kinderbuch „Märchen der Liebe“ wurde 1978 erneut aufgelegt. Keines der nach 1945 erschienenen Bücher hatte nennenswerte Auflagen.

1960 erschien dieser Band bei der österreichischen Buchgesellschaft Donauland. Um 1960 hörte die Rezeption der Werke in Zeitungen und Zeitschriften weitgehend auf. Sie starb am 6. Juni 1969.



Josefa Berens-Totenohls erfolgreichster Roman „Der Femhof“ erreichte zur Zeit des Nationalsozialismus Massenaufgaben (Abbildung: Wikimedia.org).

3. Die biographischen Texte über Josefa Berens-Totenohl als Muster einer weiblichen NS-Biographie

Liest man zeitgenössische biographische und autobiographische Texte von und über Josefa Berens, fällt auf, daß die Texte Lücken und Verzerrungen hinsichtlich der realen Person aufweisen, die sich vor dem Hintergrund ihres Engagements für die nationalsozialistische Bewegung erklären lassen. Dabei orientieren sich die biographischen Darstellungen in der Gewichtung an einer idealisierten NS-Biographie und sparen bewußt nicht mit der NS-Ideologie konform gehende Anteile – wie Berufstätigkeit – aus.

Die ersten ausführlicheren autobiographischen Hinweise erschienen 1934 in dem Verlagsverzeichnis von E. Diederichs.⁸⁹ Hier wird von dem Geburtsort Josefa Berens', der väterlichen Schmiede, dem großväterlichen Erzählen, von der Absenz

⁸⁹ Verlagsverzeichnis des Eugen Diederichs Verlag: Die Bücher des Jahres 1935. Jena [1934].
Erweitert bei Friedrich Castelle: Josefa Berens-Totenohl. In: Der Türmer. Februar 1936.

der Bücher und in zwei Sätzen über ihre Berufstätigkeit berichtet. 1936, im Rahmen der Verleihung des ersten Westfälischen Literaturpreises, 1937 zu der ersten Großdeutschen Buchwoche und 1942 wird ihre Biographie erneut der Öffentlichkeit vorgestellt. Diese Biographien sind nahezu identisch und ähneln der ersten von 1934, da die bäuerliche Kindheit, die intensive Naturerfahrung und der Stellenwert des mündlichen Erzählens hervorgehoben werden. Friedrich Castelle stellt im Februar 1936 eine Szene aus dem „Buch des Monats“: „Frau Magdlene“ vor. Betitelt ist diese Szene „Das Pestweib“. In der biographischen Notiz wird die sauerländische Natur als prägend für Werk und Leben von Josefa Berens-Totenohl dargestellt. Er bezieht sich auf sie als Norne, ein Vergleich, der von Richard Euringer im „Türmer“ vom Februar 1934 geprägt worden ist.

Auch Kurt Ziesels Biographie zitiert aus der Verlagsanzeige von Diederichs 1934, ist allerdings umfangreicher. Das weist auf Kenntnis der Vorlage für den Verlagstext oder auf einen erweiterten Text hin. Er betont besonders die richtige Darstellung des bäuerlichen Lebens und der Charaktere und resümiert, daß die Beschreibungen „reinste Zeugen dichterischer Verkündigung [seien], die Kraft, Gestalt und Wirkung aus den Kräften des Blutes, der Erde und damit im weiteren Sinne der Rasse schöpf[ten]“.⁹⁰ 1937 stellt er fest: „Mit diesem Heft in der Reihe unserer Feierabendfolgen wird das erste Mal das dichterische Werk einer Frau in den Mittelpunkt eines Feierabends gestellt. Wir wollen dabei vor allem zuerst dem möglichen Irrtum vorbeugen, daß sich diese Feierabendfolge etwa nur für gemeinsame Stunden von Mädels und Frauen eignet. Das Werk Josefa Berens-Totenohls hat in seiner inneren Gestalt, in seiner geistigen Haltung und in seiner landschaftlichen und stammesmäßigen Verbundenheit so viel Starkes und Männliches, daß vor allem im Kreise der Hitler-Jugend, des Arbeitsdienstes oder der SA schon bisher Josefa Berens-Totenohl mit eigenen Vorlesungen den größten und weitwirkenden Widerhall gefunden hat.“⁹¹

In allen vorgestellten Biographien werden ihre Reisen, die Wanderungen durch Skandinavien und Spanien, ihre Schul- und Studienzeit über die bloße Information hinaus nicht thematisiert.⁹²

Schon diese biographischen Notizen machen deutlich, welches Bild von Josefa Berens-Totenohl entworfen wurde bzw. welches Bild sie von sich selbst entwarf: Sie war das Naturkind, das schon früh die Schönheiten und Bedrohungen der Natur kannte und dem Wald und Acker mehr galten als Stadt und städtische Vergnügungen; sie war Bäuerin, künstlerische und literarische Autodidaktin mit dem unverdorbenen Geschmack für das sogenannte Wahre, wodurch sie die Stimme des Volkes verkörperte. Sie war eine „Norne“, eine Frau mit Gesichtern, wie Richard Euringer 1934 schreibt: „Da ist nichts mehr von Gesellschaft, Konvenienz und Bürgerei. Da ist nichts von Städtertum, von Bohème, von

⁹⁰ Josefa Berens-Totenohl, in: Deutsches Volkstum. Hamburg März 19,37. Wiederabdruck in: Die Literatur. Sept. 1941. Als selbständige Publikation erschien dieser Text mit längeren Textbeispielen in: Josefa Berens-Totenohl. Eine Dichterstunde. Zusammengestellt von Kurt Ziesel. Hamburg 1937.

⁹¹ Einleitung. S. 3.

⁹² Vgl. auch Josefa Berens-Totenohl: Im Elternhaus, in: Die Neue Literatur, Nov. 1942, S. 223-228. Noch 1977 nimmt Hannes Tuch Teile dieser Biographie wörtlich in „Weg ist alles ...“ auf.

Kleinstadtwesen: Eine Norne schaut dich an. [...] Josefa Berens-Totenohl wird die bäuerliche Schwester jener Rüschausdroste sein, oder aber wird nicht sein.“⁹³ Darüber hinaus verstand sich Josefa Berens-Totenohl als Erzieherin, wie in verschiedenen Artikeln deutlich wird.⁹⁴ Ihre Literatur sah sie als Werkzeug und Mittel, diese erzieherische Aufgabe zu bewältigen, wobei sich ihre Erziehungsvorstellungen auf Mädchen und Frauen richteten. Thematisiert werden für Frauen die Bereiche des Dienens, Unterordnung und Bindung: „Wissen, daß man gebunden ist, aber in dieser Gebundenheit stolz sein, das ist der Weg jedes starken Menschen. Wir müssen alle begreifen lernen, daß der Sinn unseres Lebens in Dienst und Opfer für etwas Größeres liegt. [...] Jeder Einzelmensch muß schlecht werden, der die Bindung an Volk und Heimat verloren hat. Wieviel mehr ein ganzer Stamm. Der Wert eines Volkes besteht darin, daß es bereit zum Opfer ist. Für was aber soll der Jude opfern? Für was der Zigeuner [...]. So müssen diese Menschen zu den Feinden und Verderbern der anderen werden.“⁹⁵

Die Opferbereitschaft wird also nicht nur von den Frauen, von diesen aber in besonderem Maße, gefordert, sondern vom ganzen Volk. Während Männer als Tatmenschen und Rationalisten bezeichnet werden, sind Frauen passiv: „Nun steht die Frau aber niemals handelnd im Mittelpunkt [...]. Eine tiefe Unbewußtheit ist um alle Mutterschaft gelegt, [...] denn nur in der Unbewußtheit kann jene elementare Kraft wirken, die das Leben braucht, um zu bestehen.“⁹⁶ Frauen und Mütter sind für Josefa Berens-Totenohl identisch, da die Frau biologisch als Mutter angelegt ist; von daher können sich öffentliche Erziehungsanstrengungen auch nur auf die Mutterschaft richten. Da nur der Mann über Ratio verfügt und die Frau als Lebensstifterin und -erhalterin fungiert, hat sie nach Josefa Berens-Totenohl auch nicht die Kompetenz, sich zu gesellschaftlichen Vorgängen zu äußern. Die Dichterinnen haben nun die Aufgabe, das Mutterbild zu verklären, Bilder und Sinnbilder der Frau zu schaffen, die der lesenden Frau wiederum Maßstab sein sollen. Von der jüdischen Literatur und Kunst distanziert Josefa Berens sich in diesem Zusammenhang ausdrücklich, da dort die „Dirne als Romanheldin mehr wert war als die Frau, die Mutter“⁹⁷.

Indem Josefa Berens-Totenohl ihre höhere Ausbildung und ihre selbständigen Reisen verschwieg, für sich zwar nicht die leibliche, aber die seelische Mutterschaft mit den Erziehungsfunktionen in Anspruch nahm,⁹⁸ entwarf sie eine Biographie, die dem propagierten Frauenbild der Nationalsozialisten entsprach. Sie verstärkte diesen Eindruck, da sie sich als „Norne“ inszenierte – wie von Lesungen bestätigt wird. Die Schriften selbst – die dargestellten Landschaften, Personen, die Sprache –

⁹³ In: Der Türmer. Januar 1934, S. 315.

⁹⁴ Besonders in: Josefa Berens-Totenohl in ihrer Heimat, in: Das deutsche Mädel. Juni 1936; Lene Bertelsmann: Josefa Berens-Totenohl – eine deutsche Frau und Dichterin, in: Frauenkultur im deutschen Frauenwerk. Oktober 1936; Dichter der Gegenwart, in: Sonntagsbeilage der „Nordhäuser Zeitung“. 6.2.1937; Josefa Berens-Totenohl, in: Mährischer Grenzboten, 4.2.1939 u. v. a.

⁹⁵ Josefa Berens-Totenohl in ihrer Heimat, in: Das deutsche Mädel. Juni 1936.

⁹⁶ Josefa Berens-Totenohl: Die Frau als Erhalterin und Schöpferin des Volkstums. Jena 1938.

⁹⁷ Ebd. S. 17.

⁹⁸ Vgl. den Vortrag: Josefa Berens-Totenohl: Die Frau als Erhalterin und Schöpferin des Volkstums. Jena 1938.

sollen als Ausdruck ihrer Nähe zur idealisierten bäuerlichen Kultur gelesen werden, deswegen distanzierte sie sich auch wiederholt von der Stadt, die als Gegenmodell (s. obiges Zitat von Euringer) zum „(volks)gesunden“ Land galt. Gleichzeitig lag ihr Tätigkeitsfeld vornehmlich in den Städten. Sie ist als berufstätige, öffentliche Frau zu bezeichnen, obwohl sie gerade dieses Image zu umgehen versuchte. Zusammenfassend kann wohl gesagt werden, daß Selbstkonzeption und Fremddarstellung von Josefa Berens-Totenohl aufeinander bezogen sind und eine widerspruchsfreie Frauenbiographie entwerfen, die Vorbildcharakter haben soll und nicht an der realen Person orientiert ist.

4. Das Werk von Josefa Berens-Totenohl

Die an dem Mutterschaftskult der Nationalsozialisten orientierte Konzeption der Biographie von Josefa Berens kann auch in ihren Werken verfolgt werden. Da die Figuren der Romane und Erzählungen, ihre Beziehungen und ihr Umfeld, die Thematik und Handlungsstränge sich vielfach ähneln und trivialen Mustern folgen, fällt eine Darstellung des Werks verhältnismäßig leicht:

Ein Grundmerkmal ist Statik: weder die Charaktere noch die Örtlichkeiten, noch die Beschreibungsmerkmale ändern sich. Schon das Personal entspricht dem arischen Menschen im Verständnis der Nationalsozialisten. Man sieht den Figuren an, welchen der beiden Kategorien, moralisch „gut“ oder „böse“, sie angehören. Haben sie helle Augen und glattes Haar, sind sie sicher „gut“; dunkle, krause Haare und schwarze, stechende Augen deuten schon auf das „Böse“ hin, das sich zumeist bei Zigeunern oder sogenannten heimatlosen Menschen äußert. Nun kommt es vor, daß sich auch sogenannte gute Menschen, d. h. Bauern oder Bäuerinnen, irren. Damit ist schon der Konflikt vieler ihrer Geschichten charakterisiert. Es geht in ihren Romanen vor 1945 nur um Konflikte arischer Menschen und um den moralischen Sieg der Hellhäutigen und Blauäugigen. Ungeachtet ihrer Verirrungen brechen sich die in den Büchern positiv bewerteten, besseren Eigenschaften der Protagonisten Bahn, wie bei Henning in dem Romandoppel „Der Fels“ / „Das Moor“:

Der ältere Bruder Burk kehrt einarmig aus der russischen Gefangenschaft auf seinen elterlichen Hof zurück, den Henning schon über Jahre hin bewirtschaftet und als sein kommendes Eigentum betrachtet. Trotz seiner Behinderung will Burk den Hof übernehmen und stellt sich der jahrhundertealten Bedingung, einen gewissen Felsen auf einem Feld des „Pracherhofes“ abzustemmen. Der jüngere Bruder und seine dunkelgelockte Verlobte werden eifersüchtig, werfen einen Stein auf die schwangere Frau Burks, die an den Folgen stirbt. Henning flieht und Burk übernimmt den Hof. Schon zu Beginn des zweiten Bandes „Im Moor“ ist sich Henning seiner Schuld bewußt und versucht diese zu tilgen, indem er auf einem heruntergekommenen Moorhof als Knecht arbeitet und den alkoholabhängigen Bauern und dessen junge Frau unterstützt. Nach dem selbstverschuldeten Tod des Bauern heiratet er die junge Frau und kehrt in seine Heimat zurück. Seine Mutter hatte ungeachtet des tödlichen Steinwurfs an seine Unschuld geglaubt und

gewartet: er wird wieder in die Familie seiner Mutter und seines Bruders aufgenommen.

Nicht erklärlich ist dem Leser die schnelle Wandlung von Henning. Er, der eifersüchtig war, wird plötzlich demütig und zurückhaltend. Die für die Kohärenz eines Romans notwendige Darstellung der Schuldeinsicht wird nicht geschildert. Wenn die Figuren nicht, wie Henning Pracher, imstande sind, die Ehre der eigenen Sippe gegenüber zu wahren oder wieder zu erringen, werden die Elemente aktiv. Der Vater von Magdlene aus dem „Femhof“ wird z. B. in der Konsequenz vom Blitz erschlagen.

Die Muster innerhalb der Romane sind konstant. Es werden Themen wie Schuld und Sühne, Heimat und Heimatlosigkeit behandelt. Das Personal ist eindimensional. Selbstreflexion bzw. Infragestellung der eigenen Person oder Weltsicht finden nicht statt. Die Konflikte werden schablonenartig dargestellt, schon die Anfangskonstellation zeigt aufgrund äußerer Merkmale die positiven und negativen Helden an, die in der ihnen vorgegebenen Weise handeln, womit gleichzeitig die Merkmale von Trivalliteratur beschrieben sind. Es gibt keine Entwicklung der Personen, die Situationen werden vom auktorialen Erzähler – auch wenn es Fememord o. ä. ist – gemäß der NS-Ideologie bewertet.

Die Romane von Josefa Berens gehören ihren dargestellten Konstellationen nach in den Bereich der Trivalliteratur und sind auch, wie diese, recht spannend geschrieben, wodurch möglicherweise ein Teil ihres Erfolges zu erklären ist. Josefa Berens verfügt über das Inventar der Kriminalgeschichte und versteht es, die Natur als Seismograph für drohendes Unheil einzusetzen. Die Ähnlichkeit zur Kriminalliteratur kommt nicht von ungefähr, da auch hier Opfer und Täter, Gut und Böse vorab verteilt sind. Allerdings wird nicht, wie in den komplexeren Kriminalnovellen, das Problem von Schuld und Sühne erörtert. Es geht vielmehr um die stilistischen Mittel: Aufbau der Handlung mit Hinweisen auf dem Leser noch unbekanntes Schuld/Geheimnisse/Flüche, Vorausblenden kurzer Hinweise auf drohendes Unheil etc.

Da in den Romanen vornehmlich Bauern im Mittelalter beschrieben werden, gehören sie zu den historischen bzw. bäuerlichen Romanen, die heute unter dem Begriff der Heimatliteratur gefaßt werden.⁹⁹ Triviale, statische Problemkonstella-

⁹⁹ Daß die Romane der Berens auch historische Fehler aufweisen, wird durch eine Kritik von dem ebenfalls der Blut-und-Boden-Literatur zuzurechnenden Börris von Münchhausen angedeutet. Er schreibt 1935 über „Frau Magdlene“: „Ich habe das außerordentlich langweilige Buch nicht fertig lesen können, weil mich, je weiter ich las, um so mehr die völlige Unfähigkeit dieser Frau für den geschichtlichen Roman halb ärgerte, halb belustigte. Im Jahre 1350 fluchten die Leute dieses Buches Pest und Cholera, obgleich diese doch erst im 19. Jahrhundert nach Europa kam, wird bei Spinnen von einer Spule, dann vom Spinnrad gesprochen – daß es dazwischen Spindel und Rad heißt, zeigt nur, daß Frau Berens von keiner der beiden Spinnarten eine klare Vorstellung hat. Überall fehlt es an Kenntnis des Tatsächlichen, z. B. spricht sie von einem erdgrauen Hengst und erzählt uns, daß sich die Schnecken klatfertief in den Erdboden verkriechen. [...] Die Verfasserin hat sich an Selma Lagerlöf und Sigrid Undset *angelehnt* – nein: angehängt, denn wer lehnt, der hat doch wenigstens eigene Beine! – Wie schon in ihrem ersten Roman quält den Leser auch hier eine gewisse lähmende quälige unfrohe Trübseligkeit, die wohl Mittelalter und urigen Bauern trotz, Herbheit und Schollengeruch vorstellen soll. Aber es ist weniger Scholle als klebriger Lehm in dem Buche.“ Münchhausen war wohl als Kritiker angeschrieben worden, da über der Abschrift des Briefes steht: nicht zur Veröffentlichung. –

tionen und die Thematisierung bäuerlicher Lebensumstände sind zwei Bestandteile der Schriften von Josefa Berens, die sich auch in vielen NS-Romanen finden. Wichtigste Merkmale für die Zuordnung zur NS-Literatur sind aber die übermäßige, schwülstige Heroisierung der Mütter und die rassistische Darstellung von Zigeunern bzw. mittellosen Arbeitern. Über diese kam in den Romanen der Berens jeweils Unheil auf die Höfe und in die traditionellen Familienzusammenhänge. Diesen Bedrohungen durch die „dunklen Völker“ konnte innerhalb der Romanhandlung nur mit Vertreibung des „unwerten Lebens“ begegnet werden. Damit ersetzt Josefa Berens-Totenohl die Funktion der Juden, die nach nationalsozialistischer Propaganda Schuld an der ökonomischen Krise trugen und deswegen separiert und vernichtet werden mußten, durch Zigeuner. Die vom NS-System entwickelten Konflikte zwischen Ariern und Juden sind in ihren Büchern Konflikte zwischen Bauern und Zigeunern, deren Minderwertigkeit den Lesern suggeriert wird. Begründet wird dies durch die sogenannte Blutmischung. Die Propaganda des NS-Systems und die literarische Verarbeitung bei Josefa Berens sind also strukturell identisch, werden nur mit unterschiedlichem Personal durchgeführt.

Auch die Rolle der Bauersfrau als heroischer Mutter in schweren Zeiten äußerer und innerer Anfeindungen – wie etwa Magdlene in „Frau Magdlene“ – entspricht den Vorstellungen der NS-Propaganda in Bezug auf die „Heimatfront“. Die alltägliche Welt der bäuerlichen Romanheld(innen) wird also in Hinblick auf die faschistische Mutterideologie modifiziert.¹⁰⁰

Die heroische, verzichtende Mutter, die ihre Söhne ohne innere Widersprüche dem Krieg für das Vaterland ausliefert, wird von Josefa Berens auch in diversen Lesebüchern dargestellt. Die Geschichte von „Mutter Driesch“ abschließend, heißt es im Zusammenhang mit einem Soldaten, der wieder in den Krieg zieht: „In der Nacht sucht Mutter Driesch ihre Söhne. Weit muß ihr Herz wandern. Millionen Mütter begegnen ihr. Das Vaterland muß etwas sehr Teures sein, daß die Menschen so viel darum leiden können. Früher hat sie das nicht gewußt.“¹⁰¹

Die positive Rezeption der Schriften von Josefa Berens in den Lesebüchern – also Multiplikatoren nationalsozialistischer Ideologie – ist ein zusätzlicher Hinweis auf die Zugehörigkeit ihrer Schriften zur NS-Literatur. Auch inhaltliche Motive der Romane (z. B. der „Fememord“ an dem Knecht Ulrich) weisen auf eine geübte Praxis nationalsozialistischer Terrorherrschaft hin und sind ohne den Bezug zum Nationalsozialismus nicht denkbar.

In der literaturwissenschaftlichen Rezeption der Schriften von Josefa Berens werden ihre Romane zu Recht als NS-Literatur gelesen. Ernst Loewy nimmt in seine Anthologie zur „Literatur unterm Hakenkreuz“ mehrere ihrer Schriften auf. Die Überschriften seines zweiten Kapitels geben Stichworte für das Werk der

Abschrift aus der Rezensionmappe zu „Frau Magdlene“ im Archiv des E. Diederichs-Verlags, München.

¹⁰⁰ Ähnlich verfahren z. B. auch die Romane von Helene Voigt-Diederichs, Lulu von Strauß und Torney, Kuni Tremel-Eggert u. a.

¹⁰¹ In: Deutsches Lesebuch für Mädchen. Tl 2, 1942; Deutsches Lesebuch für Jungen. Tl 5, 1939. Wiederabgedruckt in: Frauen und Mädchen in faschistischen Lesebüchern und Fibeln. Quellen zur Geschichte des Deutschunterrichts. Bd 1, Köln 1986, S. 228.

Berens. Dort wird unter der Überschrift: Triumph der Provinz: „Das total platte Land: 1. Zurück zur Scholle – 2. Bauernfäuste – 3. Blut und Boden – 4. Segen des Geschlechts und reinen Bluts. – 5. Schoß der Mütter“ gefaßt. Unter 4. und 5. finden sich einige Passagen aus „Einer Sippe Gesicht“.¹⁰² Auch in den Literaturgeschichten von Victor Žmegač wird ihr Werk unter „Blut und Boden“-Literatur aufgenommen. Zu „Frau Magdlene“ wird folgendes ausgeführt: „Die Mutterrolle [...] wird vom nationalsozialistischen Frauenroman in verschiedensten Variationen durchgespielt. Josefa Berens-Totenoehl steigert ihre Protagonistin Frau Magdlene (1935) im historischen Abstand des 14. Jahrhunderts zur heroischen Mutter, die sich ausschließlich der Geburt und der Aufzucht ihres Sohnes und der Bewahrung seines Erbes, des Wulfshofes im Hochsauerland, während Kriegs- und Pestzeiten widmet [...]. Auf sich selbst gestellt überwindet Magdlene alle ihrem Sohn drohenden Gefahren. So gelingt ihr die erfolgreiche Bekämpfung der von einer rachsüchtigen Zigeunerin aufgetragenen Lüge (die „schwarzen Völker“ erscheinen als das Böse schlechthin), das Kind sei die Frucht blutschänderischen Inzests.“¹⁰³



Illustration aus der niederländischen Übersetzung des Femhofes:
„De Wolfshoeve“ (Den Haag 1944)

¹⁰² Siehe Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels. München 1991, S. 121-125.

¹⁰³ Viktor Žmegač (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Band III/1 (1918-1945). Königstein/Ts. 1984, S. 349.

5. Der Diederichs-Verlag und Josefa Berens-Totenohl

Nachdem erläutert worden ist, daß die Schriften von Josefa Berens der NS-Literatur zuzurechnen sind, weil sie NS-Ideologie in Bezug auf rassistische Darstellung von Zigeunern, Mutterschaft und Heimatfront transportieren, interessiert die Frage, wie Josefa Berens-Totenohl zur Autorin des einflußreichen Diederichs-Verlags wurde. Eugen Diederichs (1867-1930) gründete 1896 den Verlag in Florenz, übersiedelte im folgenden Jahr nach Leipzig und 1904 nach Jena. Er setzte als Verleger, Autodidakt mit protestantischem Arbeitsethos, Schwerpunkte, die dem Verlag bald ein charakteristisches Profil gaben. Er verlegte u. a. den französischen Symbolisten Maurice Maeterlink, Leo Tolstoi, Sören Kierkegaard, den Philosophen Arthur Drews und den Nobelpreisträger von 1919, Carl Spitteler, dazu seine Ehefrauen Lulu von Strauß und Torney und Helene Voigt-Diederichs; das ihm angebotene Manuskript von Musils „Die Verwirrungen des Zöglings Törless“ lehnte der Verlag hingegen ab. Das Verlagsprogramm erstreckte sich über Märchen, Dichtungen verschiedener Völker, religiöse Strömungen, Mystiker, das deutsche Volkstum bis hin zu Erziehungsfragen, Naturwissenschaften und Körperkultur, d. h. der frühen Tanzbewegung. Auch für Frauenliteratur bestand mit Ricarda Huch, Agnes Miegel, Lou Andreas Salome und die oben schon genannten Schriftstellerinnen eine eigene Tradition. Ausgehend von den Bemühungen Jacob Grimms und der germanistischen Philologie versuchte Diederichs, das „deutsche Volkstum“ zu stärken, z. B. durch die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Die Tat“. In dem Begriff des „deutschen Volkstums“ verbanden sich für ihn religiöse und soziale Elemente; er stellte nicht explizit die Rassenfrage, konzidierte aber den Deutschen eine größere Aktivität und metaphysische Veranlagung aufgrund ihrer „Blutmischung“.¹⁰⁴ 1930 starb Eugen Diederichs, und Lulu von Strauß und Torney-Diederichs, seit 1916 seine zweite Frau, übernahm mit den beiden Söhnen aus erster Ehe die Verlagsarbeit. Da sie das Lektorat schon länger intensiv begleitet hatte, war gerade in der Übergangszeit ihr Urteil bestimmend. Sie wird zu dem wohl Anfang der 30er Jahre eingereichten Romandoppel „Der Femhof“ und „Frau Magdlene“ eine gewisse Affinität gespürt haben, die durch ihre eigenen Romane, in denen bäuerliche Lebensart und niederdeutsche Landschaft geschildert werden, hervorgerufen sein wird. Sie distanzierte sich wiederholt von der „Asphaltliteratur“, der Literatur der Städte und der sogenannten Dekadenz, und sah in dem Heimatroman eine wünschenswerte Gegenbewegung. Dadurch setzte sie einen Kontrapunkt zur damaligen Avantgarde, was ansatzweise auch in dem Verlagsprogramm sichtbar wird. Darüber hinaus wird auch die beginnende Gleichschaltung der Kulturpolitik entscheidend für die Aufnahme von Josefa Berens in den Diederichs-Verlag gewesen sein. Die Verlagsprogramme sollten ab 1933 stärker an den „gewünschten“ Büchern ausgerichtet werden, dem sogenannten „deutschen Sortiment“. Die Nationalsozialisten verfolgten dabei eine doppelte Strategie. Einerseits wurde die erwünschte Literatur über publizistische Werbemaßnahmen gefördert, zu denen auch die Einrichtung von Literaturpreisen, die Etablierung der „Woche des deutschen Buches“ und Leseverpflichtungen für

¹⁰⁴ „Nicht Lesebücher, sondern Lebensbücher“. Verlagsverzeichnis, Jena 1925/26, S. 8.

Autoren gehörten. Andererseits wurde unerwünschte Literatur über vielfältige Repressionsmaßnahmen unterdrückt – wie Bedrohung durch Berufsverbote für Autoren, Verleger und Buchhändler, Vorlagepflicht für bestimmte Literatur etc.¹⁰⁵ Die Aufnahme der Romane von Josefa Berens-Totenohl im Diederichs-Verlag wurde – soweit es sich heute recherchieren läßt – durch mehrere Umstände begünstigt. Zuerst lag sie mit ihren Themen nicht weit außerhalb des Verlagsprofils, dann wird auch die Nähe ihrer Romane zu denen der maßgeblichen Lektorin ausschlaggebend für die Aufnahme gewesen sein. Ohne Lulu von Strauß und Torney wäre Josefa Berens sicherlich nicht zum Diederichs-Verlag gekommen. Zuletzt wird die kulturelle Gleichschaltung den Zugang zum Diederichs-Verlag erleichtert haben, der an Autoren interessiert sein mußte, die in das Konzept der NS-Literatur paßten.

6. Die Reisetätigkeit von Josefa Berens-Totenohl

Neben der Förderung der NS-Literatur durch die verwaltenden Stellen gab es von der „Zentralstelle für Dichtereinsatz im gesamten Dienstbereich des Reichspropagandaministeriums und der Reichsschrifttumskammer“ organisierte Vortragstourneen, die der Verbreitung erwünschter Literatur galten.¹⁰⁶ Auch Josefa Berens-Totenohl beteiligte sich an diesen Lesungen. Dadurch steigerten sich ihre Auflagen erheblich: „Der Femhof“ erschien insgesamt in 275.000 Exemplaren. „Frau Magdlene“ brachte es in 16 Auflagen auf etwa 180.000 Exemplare. „Der Fels“ auf 42.000 und „Das schlafende Brot. Gedichte“ auf etwa 10.000 Exemplare.

Seit 1935 befand sich Josefa Berens-Totenohl auf Vortragsreisen, am 18.10.35 wird im „Völkischen Beobachter“ ein Dichter-Abend mit ihr angekündigt, und am 13.12. findet eine Veranstaltung des Vortragsringes der NS-Kulturgemeinde in Recklinghausen statt¹⁰⁷, am selben Tag wird in Münster im Audimax aus ihren Werken gelesen. Nach der Verleihung des Literaturpreises hielt sie sicherlich einige Lesungen, die aber nicht belegt sind. Die Reisetätigkeit intensivierte sich im Jahre 1936, denn in einem Vortragskalender, der sich in den Rezensionsmappen des Diederichs-Verlags findet, sind für den Zeitraum von Oktober 1936 bis März 1937 etwa 60 Lesungen verzeichnet. Im Januar 1937 las sie z. B. am 11. in Buer, am 12. in Dorsten, am 13. in Gelsenkirchen, am 14. in Soest und am 21.3. bei dem Bund deutscher Mädchen in Pommern. Wahrscheinlich hat sie diese rege Vortragstätigkeit bis 1944 beibehalten, vielleicht auch bis Kriegsende. Für Januar/Februar 1944 ergeben sich folgende Termine durch Zeitungshinweise: am 8.2. in Duisburg vor dem „Verein für Literatur und Kunst“, am 14.2. in Westfalen-Süd vor der Hitlerjugend, am 18.2. in Jena vor der NS-Frauenschaft, am 14.3. in Ratingen, am 15.3. in Wittlar im Volksbildungswerk, am 16.3. in Köln, am 17.3. in Rheydt usw.

¹⁰⁵ Vgl. Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels. München 1991, S. 336.

¹⁰⁶ Vgl. Reinhard Wittmann: Geschichte des deutschen Buchhandels. München 1991, S. 337.

¹⁰⁷ Recklinghauser Zeitung, 11.12.35.

Diese Lesungen wurden jeweils in den örtlichen Presseorganen angekündigt und besprochen. Bei den Lesungen wurden sicherlich Büchertische aufgestellt, was schon durch den Vortragskalender bei Diederichs belegt ist. Bei diesen Gelegenheiten wurden dann der Doppelroman „Der Femhof“ / „Frau Magdlene“, ab 1938 sicherlich auch der besonders in der NS-Frauenschaft empfohlene Vortrag „Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums“ verkauft. Die Reisetätigkeit von Josefa Berens-Totenohl beschränkte sich aber nicht nur auf das Großdeutsche Reich; sie las nachweislich in Frankreich und Holland, Rezensionen zu ihren Werken gibt es auch aus Norwegen.

Bis zur Verleihung des „Westfälischen Literaturpreises“ 1936 war sie aber über die Grenzen Westfalens hinaus nicht weiter bekannt, obwohl der Diederichs-Verlag über vielfältige Werbestrategien verfügte. Es sind z. B. Antworten mehrerer Buchhandlungen überliefert, in denen Mitarbeiter zu „Der Femhof“ Stellung nehmen. Da heißt es von Hans Hugo Kruppa der Firma Carl Hüscher in Bamberg vom 1.12.1934: „Ich halte es für ein gutes Familien-Unterhaltungsbuch, das vor allen Dingen in keiner Leihbücherei fehlen dürfte. Als Erstlingswerk der Dichterin ist es beachtlich [...]. Restlos begeistert bin ich von dem „Femhof“ nicht, der Deus ex machina spielt darin eine zu große Rolle. Das Buch macht auf mich zu sehr den Eindruck eines ausgeprochenen Unterhaltungsromanes, der sich nur leicht an geschichtliche Geschehnisse anlehnt.“ Oder Werner Pieritz am 5.11.1934 aus Essen: „[...] Ich habe das Buch noch nicht ganz gelesen, kann Ihnen aber schon heute mitteilen, daß es auf mich einen [...] starken Eindruck gemacht hat. Ich hoffe sehr, recht viel zur Verbreitung des für unsere Zeit besonders wichtigen Buches beitragen zu können. Mit deutschem Gruß.“

Nachdem sie den Westfälischen Literaturpreis im Januar 1936 zuerkannt bekommen hatte, wurde sie in zahlreichen Zeitungen in Westfalen, aber auch in Hamburg, Würzburg, Stettin und überregionalen Blättern erwähnt und besprochen.¹⁰⁸ Die Amplitude dieser Erwähnungen verdeutlicht die Bedeutung, die dem Westfälischen Literaturpreis zumindest in der NS-Propaganda zukam. Damit war der Werbestrategie des Hauses Diederichs eine zweite, wirksamere an die Seite gestellt, dem der Verlag Rechnung trug, indem er am 30.11.1936 die Vierzigjahrfeier des Verlags mit einer sogenannten Morgenfeier beging, zu der als Verlagsautorin Josefa Berens-Totenohl mit einer Lesung geladen war. Zuletzt trugen aber auch Werksbüchereien, wie es für die Firma Glanzstoff (Wuppertal) belegt ist, zu ihrer Bekanntheit bei. In der Werkszeitschrift „Wir von Glanzstoff“, deren erste Nummer Weihnachten 1935 herauskam, wurden „Frau Magdlene“ und „Der Femhof“ im Juli 1937 rezensiert. Eine Biographie von Josefa Berens-Totenohl schloß sich an. Glanzstoff hatte zu der Zeit etwa 15.000 Beschäftigte, 13 Werksbüchereien und behandelte seit der Januarausgabe von 1937 „gute Bücher“; neben Josefa Berens-Totenohl wurden Knut Hamsun, Felix Timmermann, Karl-Heinrich Waggerl, Friedrich Schnack, Emil Strauß, Gunnar Gunnarson u. a.

¹⁰⁸ Westfälischer Kurier, 20.1.36, Rheinische Landeszeitung, 21.1.36, Völkischer Beobachter, 22.1.36, Hamburger Fremdenblatt, 24.1.36, Pommersche Zeitung, Stettin, 25.1.36, Westfälisches Volksblatt, 27.1.36, Der Mitteldeutsche, 28.1.36, Frankfurter Kurier, Würzburg, 28.1.36, Heimat und Reich, Januar 1936, Der Türmer, Februar 1936, Goslarsche Zeitung, 24.2.36.

vorgestellt, wobei Bauern-, Heimat- und Kriegsromane im Vordergrund standen. Ausgehend von den Werkbüchereien bildeten sich Lesezirkel, auch wurden öffentliche Dichterlesungen veranstaltet.¹⁰⁹

Es bedarf sicher einer gesonderten Untersuchung, warum das Werk von Josefa Berens-Totenohl heute noch als Bauerndichtung gelesen und warum sie als harmlose Heimatdichterin diskutiert wird. Die Gründe liegen wahrscheinlich in mangelnder Distanz zum Untersuchungsgegenstand. Daß die Schriften von Josefa Berens der NS-Literatur zuzurechnen sind und daß sie selbst diese Ideologie vertrat, ist sowohl durch die Thematik ihrer Schriften, durch die Rezeption und auch dadurch belegt, daß ihre Werke nach 1945 keine Rolle mehr spielen. Josefa Berens vertrat darüber hinaus in einem erheblichen Maß die NS-Ideologie, wie durch die ausgedehnte Reisetätigkeit und ihre Mitarbeit an NS-Multiplikatoren – wie Lesebüchern – sichtbar wird. Aufschlußreich ist darüber hinaus das Zusammenspiel zwischen einer Schriftstellerin, dem Provinzialverband mit seinem „Westfälischen Literaturpreis“, den Medien, einem Verlag und der NS-Kulturpolitik, wodurch die Totalität des NS-Systems ansatzweise sichtbar wird.

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der „Westfälischen Forschungen“ (Redaktion) nach folgender Erstveröffentlichung:

Niethammer, Ortrun: Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik. In: Westfälische Forschungen Bd. 42. Hg. Karl Teppe. Münster 1992, S. 346-359.

Prof. Dr. Ortrun Niethammer, Promotion zu dem Band „Verschiedenes“ (Bd. 7) der Historisch-kritischen Ausgabe der Werke und Briefe von Annette von Droste-Hülshoff (Osnabrück, 1992), Habilitation zu „Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert“ (Osnabrück, 2000). Beides bei Prof. Dr. Winfried Woesler. Seit 2009 Oberstudienrätin am Bischöflichen Berufskolleg, der Josef-Pieper-Schule (Rheine), und Mitglied des Teams zur Individuellen Förderung / Binnendifferenzierung des Bistums Münster.

¹⁰⁹ Für die freundliche Auskunft danke ich der Akzo-Unternehmensgruppe, Wuppertal.

IV. „Zigeuner auf der Heimatbühne“ Eine Sauerländer Erfolgsautorin und ihr Hauptwerk

VON ULRICH FRIEDRICH OPFERMANN

Einstieg in eine Karriere

Josefa Berens (1891-1969) wurde in Grevenstein im Sauerland als Tochter eines Dorfschmieds geboren. Sie wurde Lehrerin und malte nebenher. 1934 gab sie sich nach einem Tal an der oberen Lenne den Künstlernamen Berens-Totenohl. Sie war nun eine über ihre Herkunftsregion weit hinaus prominente Heimatschriftstellerin. Ihren Ruhm begründete sie mit zwei miteinander verbundenen Bauernromanen. 1934 erschien im renommierten Eugen Diederichs Verlag in Jena *Der Femhof*, im Jahr darauf folgte *Frau Magdlene*.

Der Femhof erreichte bis 1961 eine Auflage von 280.000 Exemplaren, mit fast 30 Prozent der Exemplare ein erheblicher Teil davon nach 1945, *Frau Magdlene* bis etwa 1950 beachtliche 202.000.¹¹⁰ Ab 1957 erschienen die zwei Bücher in einem Band. Es gab mindestens eine Buchgemeinschaftsausgabe und Ausgaben für die „Ostland-Kompanie-Bücherei“ der Wehrmacht. Beide Schriften führten zeitweise die Ausleihlisten der westfälischen Bibliotheken an. Sie wurden in mehrere Sprachen übersetzt.

Berens verstand sich als völkische Schriftstellerin. 1928 trat sie dem von dem Sauerländer Komponisten und späteren Nationalsozialisten Georg Nelliuss initiierten Sauerländischen Künstlerkreis bei, dem auch ihre Freundinnen, die Heimatschriftstellerinnen Christine Koch und Maria Kahle, angehörten. Koch vertrat ein national-konservatives Weltbild. Sie scheute sich nicht, Gedichte auf Hitler und die NSDAP zu schreiben.¹¹¹ Kahle war aktives Mitglied des antisemitischen Jungdeutschen Ordens, dann der NSDAP.¹¹² Der Anstoß zum *Femhof* kam von dem befreundeten Thingspiel-Dichter Richard Euringer, Mitglied und Aktivist der NSDAP seit den 1920er Jahren. Der als Autor erfolgreiche Euringer wurde nach der Machtübernahme Direktor der Essener Bibliotheken und sonderte sogleich etwa 11.000 Werke unerwünschter Literatur aus seinen Beständen aus.¹¹³ Das Milieu, in dem Berens lebte und arbeitete war zu einem frühen Zeitpunkt ebenso heimat- wie ns-bewegt. Es ist also nicht weiter erstaunlich, wenn sie bereits

¹¹⁰ Ich stütze mich hier auf die Angaben der Deutschen Nationalbibliothek.

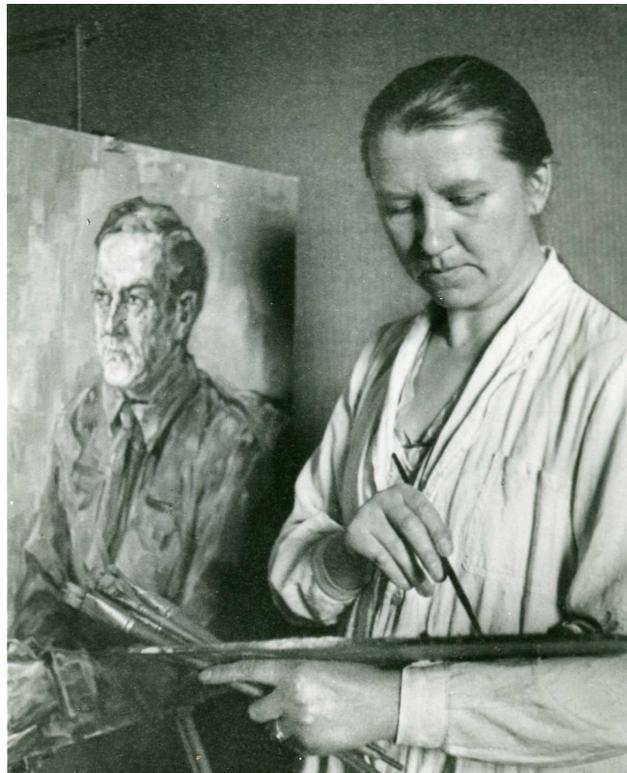
¹¹¹ Willy Knoppe, Un bey allem is wuat – Orientierungssuche in einer regionalen Sprachform, Eine literaturpädagogische Untersuchung zu den Werthaltungen in der niederdeutschen Lyrik von Christine Koch, Göttingen 2005, S. 289.

¹¹² Landesarchiv NRW, Abt. Rheinland, NW 1.090-327 (Maria Kahle).

¹¹³ Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Literaturkommission für Westfalen (Hrsg.), Lexikon westfälischer Autorinnen und Autoren, in http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=00000003&letter=E&layout=2&author_id=00000621 (Zugriff: 14.7.2011).

1931 den *Völkischen Beobachter* abonnierte und die Aufnahme in die NSDAP beantragte.¹¹⁴

1935 erhielt sie den erstmals verliehenen, mit 10.000 Reichsmark dotierten Westfälischen Literaturpreis. Woraufhin sie „verstärkt im NSDAP-Kulturbund mitarbeitete.“¹¹⁵ Zweite Trägerin des Preises war 1937 Maria Kahle. Berens unternahm für das Propagandaministerium zahlreiche Lesereisen im In- und Ausland („Dichtereinsatz“), so auch in den besetzten osteuropäischen Gebieten. Bevorzugte Zielgruppe war die Hitler-Jugend.¹¹⁶ 1941 veröffentlichte die NS-Zeitschrift *Heimat und Reich* ein „Kriegsbekenntnis westfälischer Dichter“. Da mochte wohl auch Berens sich einreihen, und sich wie viele westfälische Heimatautoren als „Soldat des Wortes“ sehen. Ihrem Selbstverständnis nach schrieb sie, was ihr „Blut“ ihr „auftrage“. Dies zu können, sei eine „Gnade“.¹¹⁷



Josefa Berens malt Richard Euringer in Parteiuniform

¹¹⁴ Knoppe, S. 276; Josefa Berens-Totenohl, *Alles ist Wandel. Autobiographie*, Betreuung der Herausgabe durch Peter Bürger und Heinrich Schnadt, Eslohe o. J. (1992), S. 150.

¹¹⁵ Ortrun Niethammer, Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik, in: *Westfälische Forschungen*, 42 (1992), S. 346-359, hier: S. 349.

¹¹⁶ Landesarchiv NRW, Abt. Rheinland, RW 23, Nr. 247, Korrespondenz des Werbe- und Beratungsamts für das deutsche Schrifttum beim Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda.

¹¹⁷ Siehe: Literaturportal Westfalen, Josefa Berens-Totenohl, „Femhof“, in: http://www.literaturportal-westfalen.de/main.php?id=00000084&article_id=00000172 (Zugriff: 14.7.2011).

Das Gespenst der Ver lumpung

In *Der Femhof*, und in *Frau Magdlene* erzählt Berens von einer Blut-und-Boden-Welt Sauerländer Bauerntums im 14. Jahrhundert. Stoff, Personal und Geschichte sind trivial, die Figuren statisch, die Sprache ist altertümelnd, oft schwülstig-pathetisch. Mit einem Nebeneinander von christlichem Volksglauben und germanisch-heidnischen Rückgriffen gibt es eine Differenz zum vertrauten Sauerländer Heimatmuster. Berens grenzte sich vom NS-kritischen Sauerländer Katholizismus ab. Ihr Bekenntnis lautete „gottgläubig“, NS-Formel für „arteigene Frömmigkeit des deutschen Wesens“.¹¹⁸ Sie wertschätzte die germanische Mythologie.

Schauplatz der beiden Romane ist die Region zwischen Arnberg, dem hohen Sauerland und der Gegend um Altena, Letmathe und Menden. Ohne hier auf die Konstellationen und Konflikte um den „freien Wulfshof“, die Erbfrage und die Rolle des Wulfbauern wie seiner Tochter als Garantin der Geschlechterfolge, sie beide Träger „starken, mutig-wilden Bluts“, und die sich aus dieser Ausgangslage ergebenden Verwicklungen näher eingehen zu wollen, bemerkenswert ist der Gegenentwurf zur Welt der Bauernehre, den Berens entwickelt. Der erdverwachsenen und wehrhaften bäuerlichen Lebenswelt mit ihren kernigen Protagonisten stellt sie in scharfer Polarisierung eine verkehrte Welt gegenüber, die äußerst bedrohlich ist, die das Gesunde und Gute in ihrer Substanz gefährdet.

Dafür stehen zum einen ein geradezu satanischer „Mischling“ mit dem sprechenden Namen „Robbe“ und zum zweiten „Zigeuner“ („Tataren“, „schwarze Völker“). Wer den Verlockungen dieser geschickten Verführer zum müßiggängerischen Leben erliege und damit die Werte Sauerländer Erbhofbauern verrate, der werde unweigerlich als Geächteter im Elend enden, lautet die Botschaft. Einen solchen Abstieg beschreibt Berens an unterschiedlichen Beispielen als „Gespenst der Ver lumpung“ und als Prozess der Annäherung an die Gruppe der „Zigeuner“. Die Affinitäten dieses Szenarios zu den Abstiegsalpträumen in den Mittelschichten liegen auf der Hand. Aus den Deklassierten aus der eingesessenen Bevölkerung bildet Berens eine weitere antagonistische Gruppe: „zerschelltes Volk“, „Fahrendes Volk“. In Schlupfwinkeln in der Nähe der „Zigeuner“ wie etwa in den Sauerländer „Tausendbrüchen“ würden diese „Marodebrüder, Lumpengesindel“, „Lungerer und Hungerer“ sich sammeln, um nach Zigeunerart ihre Bettel- und Betrugstouren zu unternehmen. Unschwer ist in den Tausendbrüchen ein Pendant zum „Glasscherbenviertel“ mit „asozialer“ Bewohnerschaft an den Rändern der modernen Städte zu erkennen.

Zwischen „Mischling“ und „Zigeunern“ stellt Berens eine enge, erbbiologisch gestiftete Verbindung her: ihr „Mischling an Blut und Heimat“ ist ein solcher von Juden und „Zigeunern“. Über die Blutmetaphorik grenzt Berens die feindliche Gegenwelt völkisch-rassistisch gegen den „Blutstrom“ der eingesessenen Sauerländer Bevölkerung ab.

¹¹⁸ Sie war aus der katholischen Kirche ausgetreten. So ausweislich ihrer Angaben im Entnazifizierungsverfahren: Landesarchiv NRW, Abt. Rheinland, NW 1.109-201 (Josefa Berens), Fragebogen, 27.6.1946. Zu „gottgläubig“: Cornelia Schmitz-Berning, *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin 2000, S. 282.

Explizit spricht sie die jüdische Minderheit in ihren beiden Schriften an keiner Stelle an.¹¹⁹ Sie verfährt subtiler. Sie evoziert Antisemitismus auf der Grundlage stillen antisemitischen Einvernehmens mit ihren Lesern im Subtext. Um ihren „Mischling“ passend zu markieren, verwendet sie eindeutig konnotierte Schlüsselkontexte, die die Leser ohne weiteres dekodieren können: „die Bilder in den Köpfen (funktionieren) als abrufbare Codes.“¹²⁰ Ihr „Mischling“ ist demnach nicht *expressis verbis* als „jüdisch“ ausgewiesen, gleichwohl „könnte [er] auch ein Jude sein, ... aber ich wollte diese Gestalt nicht so eng fassen. Jeder Einzelmensch muß schlecht werden, der die Bindung an Volk und Heimat verloren hat. Der Wert eines Volkes besteht darin, dass es bereit zum Opfer ist. Für was aber soll der Jude opfern? Für was der Zigeuner, für was der rastlose Robbe? So müssen diese Menschen zu den Feinden und Verderbern der anderen werden.“¹²¹

Im Unterschied zu der eher versteckt thematisierten Feindgruppe der Juden denunziert Berens „Zigeuner“ geradeheraus als kollektive Kriminelle. Romantische Anklänge, wie sie anders als im Antisemitismus hier möglich wären (musizierende, tanzende „Zigeuner“, Lob zigeunerischer Freiheit usw.), vermeidet sie konsequent. Gemeinsam mit dem „Lumpengesindel“ aus den „Tausendbrüchen“ bilden „Zigeuner“ den zeitgenössisch so genannten „asozialen Abschaum“ der Gesellschaft. Allerdings fällt deren Beschreibung aggressiver aus als die Beschreibung der Absteiger aus der Mehrheitsbevölkerung.

Der „Mischling“

Das antisemitische und das antiziganistische Bilderrepertoire überschneiden sich bekanntlich.¹²² Der berens'sche „Mischling“ steht für die Schnittmenge. Robbe, ein – wie er durchgängig bezeichnet wird – „Händler“, hausiert mit „Kräutern und Salben ..., Nachrichten und Geschichten und Weisheiten“. Damit macht er sich unentbehrlich. Von der bäuerlichen Bevölkerung unterscheidet er sich in „Gestalt und Haltung“, er hat – wie sowohl Juden als auch „Zigeunern“ nachgesagt – „etwas Südliches“. Körperlicher Ausdruck einer grundlegenden Andersartigkeit sind seine missratenen Proportionen, die zu dem Spitznamen „Robbe“ führten. Das ist lautlich nah bei „Ratte“, und wie diese Spezies beschrieben wird, so verhält Robbe sich. Seine Fortbewegungsweise unterscheidet sich auffällig vom Normalgang. Er hat den aus antisemitischen Schriften bekannten „jüdischen“ Gang. Er „schleicht“, hat einen „leisen Tritt“, nähert sich „mit schlüpfenden Schritten“, wenn er nicht wie ein Lurch oder Insekt irgendwo „hervorkriecht“. Er „lauert“ in einer Mauerecke,

¹¹⁹ Ein allgemeines Merkmal antisemitischer Demagogie, siehe mit regionalem Bezug: Ulrich Friedrich Opfermann, „Im Volksleib schlimmer als der Tuberkulosen-Bazillus“. Zu Verbreitung und Rezeption des christlich-sozialen Antisemitismus, 1881-1914, in: Siegener Beiträge. Jahrbuch für regionale Geschichte 11 (2006), S. 109-146, hier: S. 133ff., 12 (2007), S. 81-113, hier: S. 81ff.

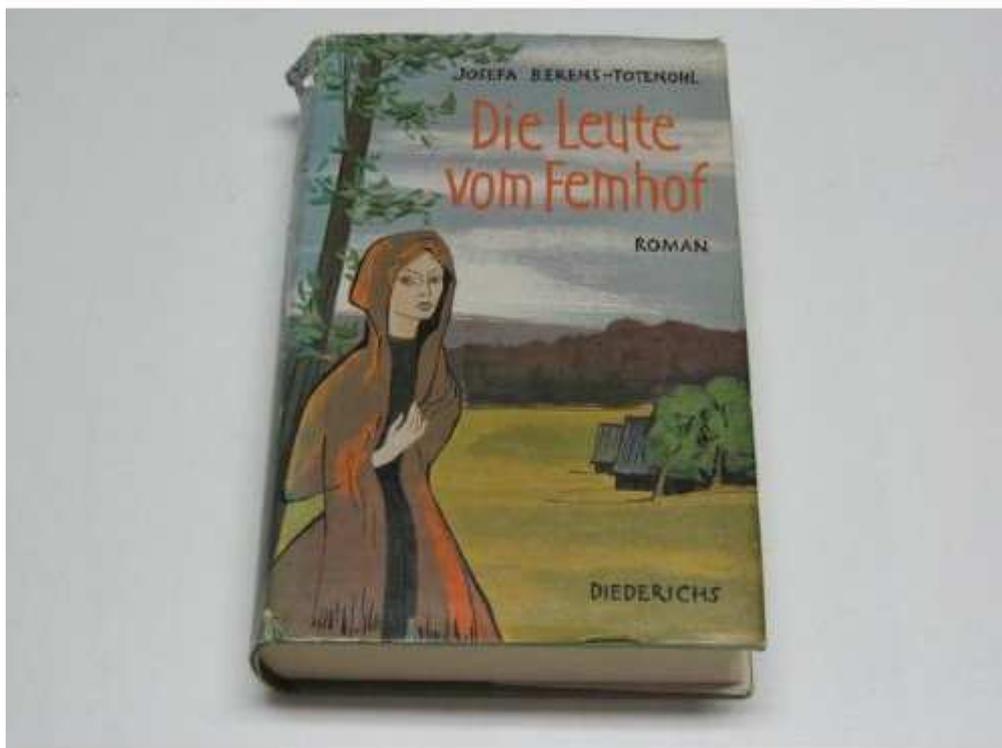
¹²⁰ Wolfgang Benz, *Bilder vom Juden. Studien zum alltäglichen Antisemitismus*, München 2001, S. 11.

¹²¹ Josefa Berens-Totenohl in ihrer Heimat, in: *Das Deutsche Mädel. Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ*, 6 (1936), zit. nach: dies., *Wandel*, S. 197f.

¹²² Wolfgang Wippermann, „Wie die Zigeuner“. *Antisemitismus und Antiziganismus im Vergleich*, Berlin 1997.

bewegt sich „aus der Tiefe der Mauer heraus“. Robbes Blick auf die eingessene Bevölkerung ist der eines hochgefährlichen Beutegreifers. Er ist mehr als nur „unheimlich“, er hat eine magische Kraft, Robbes Blick „bannt“. So durchstreift er als sein „Revier“ das Sauerland. Seine Finger sind „Spinnenfinger“, und mit „seinen großen, dünnen Ohren“ erinnert er an eine „Riesenfledermaus“.

Die Verfasserin nähert ihre Figur einem blutdürstigen, das Volk aussaugenden Vampir an, ein beliebtes antisemitisches Bild. Zugleich stattet sie Robbe mit einer zwar überlegenen, aber destruktiven Intelligenz aus. Mit seiner sprachlichen Wendigkeit ist er anderen weit voraus. Als jemand, der weit herkommt, verfügt er über Nachrichten aus der ganzen Region. Seine Kompetenzen nutzt er, um andere zu manipulieren, um sich ihrer zu bedienen. Einfache Menschen wiegelt er gegen die weltliche und geistliche Obrigkeit auf. Berens` Referenz sind die antisemitischen Stereotype vom zersetzenden jüdischen Linksintellektuellen und vom volksverhetzenden jüdischen Medienmonopolisten, erprobte Topoi des zeitgenössischen Rassenantisemitismus. Berens lehnte die von der politischen Rechten als „jüdisch“ abgewertete großstädtische „Asphaltliteratur“ und die Erscheinungen der Dekadenz, die sie in den großen Städten zu beobachten meinte, ab und sah in der ländlichen Heimatliteratur eine positive Gegenbewegung zur Moderne.¹²³



Titelbild „Die Leute vom Femhof“, 1957

¹²³

Niethammer, S. 357.

Ihr Händler benennt sich im Roman mit einem jüdischen Namen Tobias,¹²⁴ einem Gottesnamen, was angesichts seiner diabolischen Handlungen einer schweren Blasphemie gleichkommt. Wie Satan konkurriert Tobias mit Gott.

Mit raffinierten Methoden macht Robbe/Tobias sich die Sauerländer Bauern gefügig. Er sitzt, lässt die Autorin ihn erklären, exponiert bei den Bauern wie auf einem der „zwölf Stühle Mosis“, die nach dem Alten Testament die von Moses eingesetzten zwölf Sprecher als „Stimme Israels“ einnehmen würden. Berens stilisiert Robbe zum „ewigen“ Juden. Und macht ihn zugleich zum „Hofjuden“ im Sinne eines Herrschers über den bäuerlichen Hof, der die Hofeigentümer von sich abhängig gemacht habe. „Jeder brauchte ihn, das war seine Stärke“, weshalb er „beim Abendbrot in der Nähe der Herrschaft, über den Knechten“ sitze.

Robbe ist ein Rechner. Was ihn bewegt, sind „Nutzen und Unnutzen“. Die wägt er unablässig ab. Zu Emotionen ist er unfähig, es sei denn, anderen geht es schlecht, das freut ihn dann. In vollständiger Skrupellosigkeit und tiefster Unmoral begeht er größte Verbrechen. Er zeigt Unschuldige als Hexen an, so dass sie auf dem Scheiterhaufen enden. Er spioniert – klassisches Stereotyp des Antisemitismus wie des Antiziganismus – „gegen gute Münze“ für mehrere Konfliktparteien zugleich, hetzt sie gegeneinander mit der Folge eines Massakers in der verwüsteten Stadt Menden. Er ist Kriegstreiber und Kriegsgewinnler. „Ein Fieber war in ihm. Er hatte wieder seine Zeit. Es ging gegen den Feind. Wer der Feind war, spielte keine Rolle, ...“

Körper, Körpersprache, Physiognomie, Mimik kennzeichnen Robbe als den geborenen Kriminellen, wie er in zahlreichen erbhygienischen Schriften der 1920er/30er Jahre wiederzufinden ist und wie er karikaturenhaft als jüdischer Verbrecher in der antisemitischen Hetzschrift *Der Stürmer* ständiges Thema war. Berens` literarische Zerrbilder stehen den Abbildungen im *Stürmer* nicht nach. In verzerrten Zügen, in äußerer Hässlichkeit zeige sich das böse innere Wesen: „Aus engen Lidern schauten die Augen, und ein grinsender Mund stand in einem verkniffenen Gesicht.“

Gegenüber dem gesunden Sauerländer Rasseinstinkt kann der „Mischling“ sein perfides jüdisch-zigeunerisches Wesen nicht verbergen. Die Verfasserin lässt es die Sauerländer Hunde wittern, wenn er irgendwo in der Nähe ist. Sie fangen an, wild zu bellen. Ein ähnlicher Spürsinn leitet die Sauerländerinnen. Spontan bekreuzigen sie sich beim Anblick des „Mischlings“.

Wie nun umgehen mit der Gefahr, für die der „Mischling“ steht? „Man müsste ihn“, lässt die Verfasserin den erpressten Erbhofbauern überlegen, „erschlagen, das war immerdar der Gedanke des Bauern, aber er erschlug ihn nicht“, ein offenes Versäumnis. Berens lässt Robbe dann von einem anderen aufrechten Sauerländer totschiessen.

Religion spielt in Berens Darstellung des Jüdischen keine Rolle. Berens ist eine moderne Antisemitin. Robbe repräsentiert nicht eine fremde Religion, sondern rassistisch Fremdes, Schädliches.

¹²⁴ Tobias ist die gräzisierte Form von *Tobit*: „Gott ist gütig“.

„Schwarzes Volk“

Verbrecherische Widersacher der geordneten Welt sind nicht weniger als Juden die „schwarzen Völker“. Milder als die Anhäufung antisemitischer Zuschreibungen bei der Figur des „Mischlings“ fällt die der antiziganistischen Stereotype nicht aus. Versucht Robbe, den Bauern verdorbene Heilkräuter anzudrehen, dann betrügen „Zigeuner“ beim Pferdehandel und beim Wahrsagen. Auch sie werden als Kriegsprofiteure dargestellt. Ihre Mittel im Krieg seien „Verrat, Brand, Plünderung“. Auch sie seien mal auf dieser, mal auf jener Seite zu finden, „je nachdem, von welchem sie ihren Gewinn erwarteten.“ Sie bildeten, so Berens, die marodierende, feige Nachhut hinter den Kampfeinheiten und noch nach dem Tross. In Friedenszeiten seien Bettel und Diebstahl die Haupterwerbsweisen der Müßiggänger, die in Notzeiten auch „Maus und Ratze“ nicht verschmähen würden. Sie lebten im Schmutz, liebten das Ekelhafte. Berens schildert das Braten von Igel: „Dann begannen sie ein Spiel und spien[so!] in die Flammen. Die Igel waren das Ziel. Jedesmal, wenn einer traf, und der Speichel im Feuer aufzischte, gab es einen Jubel.“

In welcher Hinsicht auch immer, die Grenzziehungen der bäuerlichen Wertordnung erkennen sie nicht an. „Sie lachten über alle Grenzen.“ So bildet Berens es auch in der inneren Struktur dieser „Gesellschaft im Busch“ ab. Es ist in Opposition zur patriarchalischen Ordnung der Sauerländer Erbhofbauern mit ihren diszipliniert-mütterlichen Frauenfiguren ein abartiges, nämlich ein Weiberregime ohne gefühlvolle Mütterlichkeit, in dem Männer nur Nebenfiguren sind. Die „Bandenälteste“ an der Spitze der Gruppe ist eine Figur zwar abstoßender Hässlichkeit, jedoch „machtvoll in Ausdruck und Gebärde“. In der perversen Wertewelt der „Zigeuner“ gründet die Autorität dieser „Hexe“ darauf, dass sie die Durchtriebenste und Böseste ist. Sie will den Tod Robbes, „unseres Brüderchens“, rächen. Berens konkretisiert das Bild vom gesunden Volkskörper, den die Minderheit tödlich infiziert, zu realer Handlung: die pestkranke Alte versucht, die untadelige Tochter des Erbhofbauern mit der Seuche anzustecken.

Als unbeherrscht und gegen die höheren Gesetze der Natur gerichtet, beschreibt Berens die Sexualität der „Zigeunerinnen“. Anders als im Fall der Sauerländer Bäuerinnen ist sie unreglementiert und folgt nicht dem Gebot, durch Kinderkriegen die Fortdauer der „Sippe“ sicherzustellen. Die Sexualität der „Zigeunerinnen“ ist nicht auf kluge Zuchtwahl und überlegte Fortpflanzung gerichtet. Sie dient ihnen, die als animalisch triebhaft und als promisk geschildert werden, entweder als schieres Vergnügen oder in Annäherung an Prostitution dazu, sich materielle Vorteile zu verschaffen. Auch Grenzen der Rasse, des Volkstums würden „Zigeunerinnen“ in ihrer sexuellen Praxis nicht anerkennen, so die völkische Schreckensfantasie. Berens warnt vor der „Rassenschande“. Die sie begehen, lässt sie durch ein schlimmes Schicksal dafür zahlen. Den Erbhofbauern erpresst Robbe lebenslang wegen eines Fehltritts mit einer dieser verführerischen „Zigeunerinnen“. Die Unheimlichkeit und Bedrohlichkeit der „Zigeunerinnen“ betont Berens, indem sie ihnen magische Fähigkeiten gibt. Dazu greift sie das Fantasma vom Feuerzauber auf. Die beiden wichtigsten Frauen des Clans haben Macht über das Feuer, sie sind feuerfest.



Illustration aus der niederländischen Übersetzung von der „Der Femhof“:
„Josefa Berens-Totenoel De Wolfshoeve“, vertaald door Joh. M. Palm
(Zuid-Hollandsche Uitgevers MIJ – Den Haag 1944)

„Mischling“ und „Zigeuner“ repräsentieren nicht einfach nur eine andere und fremde Welt, sondern eine feindliche Macht, einen „Feind, der stärker und um vieles anders war, als er bisher gewusst hatte“, wie Berens einen der Bauern erkennen lässt. Weshalb ein ähnlich radikales Abwehrkonzept wie gegen den „Mischling“ Robbe auch gegen „Zigeuner“ und nichtzigeunerisches Lumpengesindel zu praktizieren sei, nämlich der kurze Prozess: „In der letzten Woche haben wir ein paar an den Galgen gehängt, das hilft vorerst.“ „... ohne Gericht?“ „Versteht sich! ... Es war nur Gesindel.“

*Als historischer Roman:
nationalsozialistische Rassen- und Bevölkerungspolitik*

Sie habe historische Romane geschrieben, behauptete Berens. Das wurde ihr schon 1935 in einer Rezension von Börris von Münchhausen bestritten. Je weiter er gelesen habe, „um so mehr“ habe ihn „die völlige Unfähigkeit dieser Frau für den geschichtlichen Roman halb geärgert, halb belustigt“.¹²⁵ Er führte dann eine Reihe historiografischer Fehler auf, denen hinzuzufügen wäre, dass es 1347 „Zigeuner“ in Mitteleuropa nicht gab. Berens historisierte nach freier Fantasie, die Recherche war offenbar nicht ihre Sache. Andererseits hatte sie einen klaren Bezug zur rassenpolitischen Gegenwart. Sie arbeitete ältere Juden- und Zigeunerbilder in ihre Schilderung ein und bediente sich zugleich aktueller Feindbilder. Also besonders risikoträchtig erschienen ihr im Konsens mit der Mehrheit der zeitgenössischen Rassenhygieniker „Zigeunermischlinge“.¹²⁶

„Stammechte Zigeuner“, „Zigeunermischlinge“ und mehrheitsgesellschaftliches Subproletariat führte die Zigeuner- und Asozialenforschung zu „asozialem Lumpenproletariat“ zusammen und stellte sie und die möglichen „Blutmischungen“ als besondere Bedrohung der Volksgemeinschaft heraus. Sie zersetzten das Volksganze von innen. Berens war also in den Details ausgesprochen zeitnah. Eine weitere, scheinbar unbedeutende Einzelheit fällt noch auf. Den einzigen mit einem Namen belegten „Zigeuner“ („ein rechter Lump“) nannte sie Jan. Was sich von dem, der die regionalen Verhältnisse näher kennt, ebenfalls als Bezug zur realen Gegenwart lesen lässt, denn ein zeitgenössischer häufiger Familienname regionaler „Zigeuner“ ist Janson.¹²⁷

Die außergewöhnliche Beliebtheit der beiden Romane ergibt sich kaum aus der schwerfälligen sprachlichen Form, sie ergibt sich aus ihren Inhalten. Die antiziganistischen und antisemitischen Feindbeschreibungen sind ein wesentlicher Teil dieser Inhalte. Wenn Berens massenwirksam die aggressive Ab- und

¹²⁵ Zit. nach: Niethammer, S. 354. Die Rezension wurde nicht veröffentlicht.

¹²⁶ Michael Zimmermann, Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“, Hamburg 1996, S. 135.

¹²⁷ Vgl. z. B. mit dem Namensverzeichnis der Insassen des „Zigeunerlagers“ Auschwitz-Birkenau: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau (Hrsg.), Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, in Zusammenarbeit mit dem Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg, München/London/New York/Paris 1993, Bd. II., S. 1.333-1.356.

Ausgrenzung als artfremd und entartet geltender Minderheiten propagierte, schloss sie an volkstümliche Haltungen an.



Angehörige der Sauerländer Familie Einacker auf einem Standplatz in Dortmund, 1937/38

Berens' Romane waren Zuarbeiten zur Erb- und Rassenhygiene und zur Bekämpfung der jüdischen wie der Roma-Minderheit. Sie waren belletristische Vorwegnahmen von Inhalten der Nürnberger Gesetze. Berens warnte vor inneren wie vor äußeren Feinden der deutschen Volksgemeinschaft, so wie sie der sich formierende „wissenschaftlich-polizeiliche Komplex“ (Michael Zimmermann) um die Rassenhygienische Forschungsstelle im Reichsgesundheitsamt und das Reichskriminalpolizeiamt in den folgenden Jahren dingfest machten.

Berens' Schriften standen in den 1930er Jahren auf der regionalen Ebene nicht allein, allerdings sind sie Beiträge einer Vorreiterin. Seit 1934, verstärkt seit der zweiten Hälfte der 1930er Jahre veröffentlichten Rechercheure aus Heimatforschung und lokalen und regionalen Behörden Untersuchungen zu

„Zigeunern“, „Zigeunermischlingen“ und anderen als „asozial“ Kategorisierten.¹²⁸ Sie stellten Daten für Erfassung und Verfolgung bereit. Berens' Roman-Erfolge begleiteten diese regionale Forschungskonjunktur als Stimmungsbeiträge.

Postnationalsozialistische Rezeption

Noch in der Untergangsphase des Regimes dokumentierte Josefa Berens die Unerschütterlichkeit ihrer Überzeugungen, indem sie in ihrem Haus SS-Angehörige vor den Alliierten versteckte. Es folgte eine kurze Zeit der Irritation, von der sie sich bald erholt hatte. Rigoros leugnete sie die Realität des nationalsozialistischen Terrors und stellte die Begriffe auf den Kopf, wenn sie „unser Volk“ – und sich mit – als Opfer beklagte. „Ausgeplündert bis ins letzte hinein“ und „gequält“ worden seien sie und ihre Landsleute „in dieser Zeit der wilden Not und Verfolgung“.¹²⁹ Gemeint war die kurze Zeit alliierter Bemühens um eine Reinigung der westdeutschen Gesellschaft vom Nationalsozialismus. Verfolgt sah sie sich durch die Entnazifizierung. Man habe sie „vernichten“ wollen. „Da begann mein Widerstand“, nämlich „gegen unsere Entnazifizierer“. Tatsächlich hatte der lokale Entnazifizierungsausschuss sie einstimmig als „Aktivistin durch propagandistische Vorträge und Schriftstellerei“ eingestuft. „Als solche“ sei sie „nicht tragbar“, Kategorie III. Das war in den Massenverfahren die ungünstigste Einstufung. Der Kreisausschuss nahm sie als „abwegig“ zurück, übernahm Berens' sämtliche Rechtfertigungsaussagen, erklärte ihren Parteibeitritt mit „ideellen Gründen“. Neues Ergebnis: Kategorie IV, „Mitläuferin“. Die Begründung stammte vom Ausschussvorsitzenden Karl Broermann. Das war ein Lehrer und Schriftstellerkollege, der unter anderem durch nationalsozialistische Unterrichtsmaterialien hervorgetreten war (1933: „Albert Leo Schlageter, ein deutscher Held“; 1934: „Adolf Hitler. Mein Kampf“; 1934: „Aus Adolf Hitlers Reden. Bearbeitet für die Jugend“).¹³⁰ Seine jetzige Ausschusstätigkeit, so schrieb er Berens auf ihre Entnazifizierungsbitte, empfinde er als „leidige Entbräunungsarbeit“. Das Vertrauen, das sie in ihn setze, ehre ihn.¹³¹

¹²⁸ Ulrich Friedrich Opfermann, The registration of Gypsies in National Socialism. Responsibility in a German region, in: *Romani Studies (continuing Journal of the Gypsy Lore Society)*, 5th Series, Vol. 11, No. 1 (2001), S. 25-52, hier: S. 49-51.

¹²⁹ Diese und die folgenden Zitate in ihrer Reihenfolge: Berens-Totenohl, *Alles ist Wandel*, S. 170, 173, 166, 170.

¹³⁰ Die vormals von Broermann in Oberhausen geleitete Schule wurde zunächst nach ihm benannt, 1994 aufgrund seiner NS-Belastung jedoch in „Anne-Frank-Realschule“ umbenannt. Siehe: http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=00000003&letter=B&layout=2&author_id=00000580 (Zugriff: 14.7.2011).

¹³¹ Landesarchiv NRW, Abt. Rheinland, NW 1.109-201 (Josefa Berens), Fragebogen, 27.6.1946; Case Summary, o. D.; Schreiben Karl Broermann (Heinsberg) an Josefa Berens, 8.7.1947. In der Literatur ist der Gang des Entnazifizierungsverfahrens bislang offenbar unbekannt: Eva-Maria Gehler, *Weibliche NS-Affinitäten. Grade der Systemaffinität von Schriftstellerinnen im „Dritten Reich“*, Würzburg 2010, S. 90.



Wohnhaus „Femhof“ in Gleierbrück, in der Dachspitze ursprünglich ein Hakenkreuz, nach dem Ende des Nationalsozialismus eine Raute

Die bewährten Heimatseilschaften, das Unterstützernetzwerk, wurden wieder tätig. Mit einem intakten, „rührigen, weithin über das Sauerland verteilten Freundeskreis“¹³² konnte Berens ihr Autorenleben unbeeinträchtigt fortsetzen. Sie wurde abermals zu zahlreichen Lesungen eingeladen, *Der Femhof* und *Frau Magdlene* erlebten neue Auflagen. 1953 nahm Josef Bergenthal sie in seine vielgelesene Anthologie westfälischer Dichter der Gegenwart auf.¹³³ „Hart und unbeugsam“ würden die Protagonisten von Berens „im Schicksalssturm“ stehen, „gezeichnet, aber nicht gebrochen“. „Sie wollen und müssen aus dem eigenen Gesetz ihrer Natur leben.“ Bergenthal verstand sich auf Volkssturmprosa. Er war Volkstumsreferent im Reichspropagandaamt, Gauführer Westfalen-Nord und Friesland im Reichsverband Deutscher Schriftsteller, Landesleiter der Reichsschrifttumskammer für Westfalen und seit 1934 Chefredakteur der NS-Zeitschrift *Heimat und Reich* gewesen.

¹³² Gisbert Strottdrees, Bestseller-Autorin des „Dritten Reiches“. Josefa Berens-Totenohl, in ders.: Es gab nicht nur die Droste. Sechzig Lebensbilder westfälischer Frauen, Münster 1992, S. 134-136, hier: S. 134.

¹³³ Josef Bergenthal, Westfälische Dichter der Gegenwart. Deutung und Auslese, Münster 1953, S. 25.

1955 war Berens Mitgründerin des Westfälischen Dichterkreises. 1955 und 1956 nahm sie am ersten und am zweiten Westfälischen Dichtertreffen teil. 1956 kam es dabei in Schmallenberg zu einem Eklat („Schmallenberger Dichterstreit“). Jüngere Autoren hielten ihr und anderen ihrer Generation vor, durch den Nationalsozialismus kompromittiert zu sein. Die Empörung, die diesen Kritikern entgegenschlug, belegt die uneingeschränkte Wertschätzung, die die Autorin in der Heimatszene nach wie vor genoss. Für ihre Anhänger blieb sie die hochgeschätzte literarische „Gestalterin bäuerlicher Schicksale“.¹³⁴

Es bedurfte des Abstands einer weiteren Generation, bis ein Teil der Rezeption sie seit etwa dem Beginn der 1990er Jahre als „umstrittene“ oder im Ausnahmefall als gänzlich ungenießbare Schriftstellerin („Nazi-Dichterin“) betrachtete.¹³⁵ Die Kritik beanstandete vor allem ihren generellen NS-Aktivismus, weniger die Minderheitenhetze, deren Details und Kontexte sie weiterhin nicht wahrnahm und wahrnimmt. Mit der „rassistische[n] Darstellung von Zigeunern bzw. mittellosen Arbeitern“ würde Berens die Funktion der Juden als Urheber der ökonomischen Krise „ersetzen“. Roma und soziale Verlierer aus der Mehrheitsbevölkerung repräsentieren aber als „Zigeuner“ und als „Asoziale“ eigenständige Feindbilder in der nationalsozialistischen Rassenbiologie und Rassenhygiene.¹³⁶ Antisemitisch sind die beiden Romane zusätzlich. Die über das Jahr 1945 hinausreichende Selbstverpflichtung der Verfasserin auf den Nationalsozialismus wird außerhalb der Region und außerhalb der Heimatszene inzwischen ohne Umschweife angesprochen. So wenn von ihr als von einer „wahrhaft monströse[n] Sauerland-Nazisse“ die Rede ist und „Der Femhof“ und andere ihrer Werke als „Paradebeispiele der Blut-und-Boden-Ideologie“ charakterisiert werden.¹³⁷ Dennoch bleibt dieses Urteil an der Oberfläche, bemerkt oder erkennt die ganz besondere Zielrichtung der Hetze in den Erfolgsromanen nicht. Noch ein 2009 überarbeitet erschiedenes, weit verbreitetes Standardlexikon zur Kultur im Nationalsozialismus verharrt auf diesem Stand, thematisiert völkischen Bauernkult und Sexismus, nicht aber das rassistische und vor allem antiziganistische Wesen des Hauptwerks der Berens.¹³⁸

Lokale und regionale Heimatakteure focht Widerspruch nicht an. 1992 veröffentlichten zwei Herausgeber, beide dem Sauerländer Heimatmilieu eng verbunden,¹³⁹ die bis dahin unpublizierte durch und durch legitimatorische und

¹³⁴ Siehe: Elfriede Horn, Gestalterin bäuerlicher Schicksale. Josefa Berens-Totenohl, in: dies.: Geehrt, geliebt, vergessen? Begegnungen mit 38 Dichtern, Melsungen 1985, S. 26-29. Ein großer Teil der Autorenporträts gilt bekannten Exponenten der nationalsozialistischen Literaturszene.

¹³⁵ Siehe: Niethammer; Strottdrees.

¹³⁶ Niethammer, S. 354f.

¹³⁷ Hilmar Klute, Franz Müntefering. Sunderner Etüden, 9.1.2009, in: <http://www.sueddeutsche.de/politik/franz-muentefering-sunderner-etueden-1.379947>.

¹³⁸ Ernst Klee, Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt a.M. 2009, S. 41f.

¹³⁹ Neben einem Betreuer der Josef Berens-Totenohl-Gedenkstube (Heinrich Schnadt) ein linkskatholischer Publizist, zugleich Sauerländer Mundartforscher, bezeichnete sich als 'Antifaschist'. Er rückte später zwar von seiner Haltung ab, zitierte Berens' Treuebekanntnisse zu Hitler, sah sie selbst aber mit einem merkwürdigen Bild als unbedeutenden „kleinen Dorfpolizisten“: Peter Bürger,

bagatellisierende Autobiographie der Berens. Sie stellte sich darin als politisch Naive dar.¹⁴⁰ Sie sei „nie politisch begabt gewesen“, „sah und glaubte an das Gute“.¹⁴¹ Eisern bekannte sie sich zu ihrem vormaligen NS-Enthusiasmus, verweigerte nachdrücklich jeden Widerruf und beschwor unter Verweis auf die Autobahnen die Überzeugungskraft der NS-Politik. „Wer kennt sich aus in der Politik? Daß Hitler so viele ehrliche Menschen damals, als die Arbeitslosigkeit groß war, wieder an die Arbeit brachte, das konnte allein schon gläubig machen. Und sie sind an der Arbeit geblieben, das wird heute nicht gesagt. Wer den Krieg zu verantworten hat und alle die entsetzlichen Zerstörungen und Schrecknisse, weiß ich nicht.“¹⁴²

Es ist bemerkenswert, dass die Kritik zwar Bauernkult und Heimatmythos als antiquiert und ideologisch angriff und als völkische und nationalsozialistische Konstrukte beschrieb, erst spät aber und nur sehr verhalten die antiziganistischen Passagen. Nie wurden sie sie als das zur gesunden Heimatgemeinschaft komplementäre Negativkonstrukt benannt. Obwohl beide Konzepte unübersehbar zwei aufeinander bezogene Komponenten des einen völkischen Gesamtkonzepts sind, gab und gibt es in diesem Punkt – trotz der zunehmenden Bekanntheit der Verbrechen an „Zigeunern“ und „Asozialen“ – keine Einsicht und also auch keine Kritik an der Dichterin.

Im Gegensatz zum Antisemitismus überlebten den Nationalsozialismus die stereotypen Vorstellungen vom gefährlichen Eigenleben migrierender Armut, die nicht integrierbar sei, die die Gesamtgesellschaft bedrohe und der daher mit harten Maßnahmen zu begegnen sei. Diese Kontinuität beschränkt sich keineswegs auf ein vielleicht untergehendes Heimatmilieu. Sie ist in jener breiten Mitte der Gesellschaft beheimatet, in der auch Josefa Berens sich bewegte und in der das Gespenst der Ver lumpung zu Hause war und ist.

Öffentliche Ehrungen nach dem Nationalsozialismus

Zu ihrem 65. Geburtstag im Jahr des Dichterstreits würdigte der sozialdemokratische Ministerpräsident Fritz Steinhoff, ein eng mit der Region verbundener westfälischer Politiker, die Schriftstellerin. Der Sprecher des Landschaftsverbands erinnerte an die Vergabe des Literaturpreises 1936 aus der Hand des Landeshauptmanns Kolbow, eines Nationalsozialisten der ersten Stunde. Der Hauptvorsitzende des Sauerländischen Gebirgsvereins brachte seine „Verehrung“ zum Ausdruck.¹⁴³

Nach wie vor gibt es in der Region Straßen, die nach Berens benannt sind (Eslohe, Finnentrop, Lennestadt), und an ihrem alten Wohnort Gleierbrück wurde im Jahre

„Treue zum Führer“ galt ihr als „Treue zur Ordnung der Welt“, in: Esloher Museumsnachrichten, Eslohe 2001, S. 28-29.

¹⁴⁰ Josefa Berens, *Alles ist Wandel*, S. 150, 164.

¹⁴¹ Ebenda, S. 150.

¹⁴² Ebenda, *Alles ist Wandel*, S. 164.

¹⁴³ Ministerpräsident Steinhoff beglückwünscht Josefa Berens-Totenohl, in: *Westfalenspiegel*, 5 (1956), H. 5, S. 27.

2000 ein Gedenkstein errichtet. Der Bürgermeister von Lennestadt ehrte Berens als makellose Heimatdichterin. Ihr Werk habe „dem Zeitgeist, geprägt von der untrennbaren Verbundenheit von Mensch und Heimerde“ entsprochen, trug er im Blut-und-Boden-Jargon vor.¹⁴⁴ In Lennestadt-Saalhausen betreut der Verein Heimatstube Saalhausen eine 2008 in die lokale Touristeninformation umgezogene, neu eingerichtete Josefa-Berens-Stube. Die „Gedächtnisstube“ wurde vor Ort als „beeindruckendes Zeugnis für die gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung des Dorfes“ gewürdigt.¹⁴⁵ Eine 2009 in Arbeit gegangene „Präsentation“ des Trägervereins, die unter anderem für Schulen gedacht ist, artikuliert eine gewisse Distanz. Sie steht unter dem Titel „Josefa Berens, die Malerin, die Schriftstellerin, die außergewöhnliche Persönlichkeit in ihrer Zeit und die Schriftstellerin zwischen Ideologie und Naivität“.¹⁴⁶

Die Website der Stadt Meschede hat Berens in eine Galerie mit der Stadt verbundener großer Persönlichkeiten aufgenommen. Das Stadtarchiv lässt dort noch 2011 einem Apologeten¹⁴⁷ sprechen. *Der Femhof* und *Frau Magdalene* seien „schwere und erschütternde Bauernromane“. Sie seien „großartige Dichtung“ mit Wirkung „für immer ... in der deutschen Literaturgeschichte“. „Eine spätere Zeit“ werde einmal die „heute Totgeschwiegene eher, weil unvoreingenommener, würdigen können“.¹⁴⁸

¹⁴⁴ Saalhauser Bote, 2 (2000), Nr. 7, S. 9.

¹⁴⁵ Friedrich Bischoff, Biu schoin is et dann, en Duarpkind te seyn. Kindheitserinnerungen und mehr...!, in: Saalhäuser Bote. Dit un dat iut unsem Duarpe, Ausgabe 2 (2008), Nr. 23, S. 32-34, hier: S. 33.

¹⁴⁶ Josef Schmidt, Vorsitzender lobt Saalhauser Bote. Saalhauser Verein präsentiert Josefa Berens, in: Westfälische Rundschau, 12.3.2009.

¹⁴⁷ Es handelt sich um den Sauerländer Hannes Tuch (Jg. 1905), der nach dem Tod von Berens deren Wohnhaus („Femhof“) kaufte und dort einzog.

¹⁴⁸ http://www.meschede.de/Stadtinformation/geschichte/geschichte_ehrenbuerger_ua/persoenlichkeiten.pdf (Zugriff: 14.7.2011).

Dieser geringfügig veränderte Beitrag wurde übernommen von:

Ulrich Friedrich Opfermann: „Zigeuner“ auf der Heimatbühne. Eine Sauerländer Erfolgsautorin und ihr Hauptwerk, in: Karola Fings/Ulrich Friedrich Opfermann (Hrsg.), Zigeunerverfolgung im Rheinland und in Westfalen. 1933-1945. Geschichte, Aufarbeitung und Erinnerung, Paderborn 2012, S. 301-314.

Wir danken dem Verfasser und dem Verlag Schöningh für die Erlaubnis, den Beitrag in diese Sammlung aufzunehmen.

Ulrich Friedrich Opfermann, Dr. phil, Forschungs- und Publikationstätigkeit zur älteren und jüngeren Geschichte der mitteleuropäischen Roma und zur südwestfälischen Zeitgeschichte, langjähriges Vorstandsmitglied der NS-Gedenkstätte „Aktives Museum Südwestfalen“ in Siegen, und Mitarbeiter des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte in NRW, bis 2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Dokumentationszentrum des Rom e. V., Köln, und Vorstandsmitglied des Rom e. V., für den er weiterhin tätig ist, Lehrtätigkeit am Historischen Seminar der Universität Siegen, Referenten- und Publikationstätigkeit für das Dokumentationszentrum Deutscher Sinti- und Roma und für die Bundeszentrale für politische Bildung, jüngste Buchpublikation: Karola Fings / Ulrich Friedrich Opfermann (Hrsg.), Zigeunerverfolgung im Rheinland und in Westfalen. 1933-1945. Geschichte, Aufarbeitung und Erinnerung, Paderborn 2012.

V.
Die Frau als Nationalsozialistin
 Bemerkungen zu Josefa Berens-Totenohls
 „Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums“

VON REINHARD KIEFER

1. Bio-bibliographische Anmerkungen

Josefa Berens wurde am 30. März 1891 als Tochter eines Schmieds in Grevenstein geboren. Ihre Mutter starb wenige Wochen nach der Geburt der Tochter. 1910 starb der Vater. Von 1911 bis 1914 besuchte Josefa das königliche Lehrerinnenseminar in Arnsberg. Danach war sie von 1915 bis 1917 Volksschullehrerin in Oelinghausen und dann ab 1918 in Warstein. Im Herbst 1918 siedelte Josefa nach Düsseldorf über. Für kurze Zeit erfüllt sich dort ihr Wunsch nach einer künstlerischen Ausbildung an der Kunstgewerbeschule. Ihren Lebensunterhalt verdient sie auch dort als Volksschullehrerin. 1923 zog sie nach Höxter um, wo sie sich ein kleines Atelier einrichtete. Dort entstanden die ersten Bilder nach der Edda. 1924 siedelte Berens in das benachbarte Godelheim über. Nun widmete sie sich ganz der Malerei. Es entstanden vor allem Portraits. Sie portraitierte unter anderem Elisabeth Weber, die Tochter des Schriftstellers Friedrich Wilhelm Weber (*Dreizehnlinden*). Über Elisabeth Weber lernte Josefa Berens den sauerländischen Komponisten Georg Nelliuss (1891-1952) kennen. Durch Nelliuss fand sie Kontakt mit der sauerländischen Dichterin Christine Koch, die in Schmalleben lebte. Berens portraitierte auch Christine Koch. Schließlich fand sie 1925 in Gleierbrück im Sauerland ihr endgültiges Zuhause. Dort entstanden Portraits, doch auch sauerländische Landschaften und weitere Bilder zur Edda.

1928 begann Berens zu schreiben. Sie versuchte sich an einem Märchenroman, *Wuntraut*, der jedoch unvollendet blieb. Im selben Jahr schloss sie sich – wie übrigens auch Christine Koch und Maria Kahle – dem von Nelliuss gegründeten konservativ bis faschistisch ausgerichteten Sauerländischen Kulturkreis an. Während einer Spanienreise von Februar bis September 1931 stellte Berens den Antrag, in die NSDAP aufgenommen zu werden. Abonnentin des *Völkischen Beobachters* war sie schon längere Zeit. Das Parteibuch der NSDAP erhielt sie zu Jahresbeginn 1932.

Nach ihrer Rückkehr ins Sauerland wandte Berens sich noch intensiver der Literatur zu. Im Winter 1931/32 entstanden viele Gedichte, die 1936 unter dem Titel *Das schlafende Brot* erschienen. Eine Auswahl dieser lyrischen Texte schickte sie an Richard Euringer (1891-1953), einem bekennenden Nationalsozialisten. Im Oktober 1932 besuchte Euringer die Autorin erstmals in Gleierbrück. 1933, also noch vor ihren Romanen, veröffentlichte Josefa Berens bei Schöningh in Paderborn verschiedene *Arbeitsbogen für den Gesamtunterricht* in den Reihen *Germanentum* (*Aus der Götterreda*, *Aus der*

Heldenedda) und Märchen. Damit lag sie schon deutlich auf der Linie der Völkischen.¹⁴⁹ Im selben Jahr begann Berens mit der Arbeit an ihrem Roman *Der Femhof*, der 1934 im nationalkonservativen Eugen Diederich Verlag in Jena erschien. Nun erst nannte sich Josefa Berens nach ihrem Wohnort, dem Totenohl in Gleierbrück, Berens-Totenohl. Bereits 1935 erschien die Fortsetzung des *Femhofs Frau Magdlene*. Beide Romane wurden von den Rezensenten gefeiert, so dass Berens-Totenohl zu einer der bekanntesten Autorinnen des <neuen>, des nationalsozialistischen Deutschlands wurde. Stefan Busch bezeichnete Berens-Totenohl als «erfolgreiche Verfasserin von Blut-und Boden-Romanen», deren «Sauerland-Epen [...] künstlich archaische Wunschräume und -träume» eröffneten, die mit der nationalsozialistischen «Gemütsverfassung» nicht nur völlig kompatibel waren, sondern sie auch nährten und bestärkten.¹⁵⁰

Den 1936 zum erstenmal verliehenen *Westfälischen Literaturpreis*, Vorläufer des Annette von Droste-Hülshoff-Preises, erhielt Berens-Totenohl nicht zuletzt ihrer ideologiekonformen Werke wegen.

Nationalsozialistische Ideologie wurde auch in den nachfolgenden Werken der Autorin zur Voraussetzung ihrer literarischen Arbeit. Beispielhaft ist hier das 1941 erschienene Epos *Einer Sippe Gesicht*, in dem der nationalsozialistische <Blutmythos> zum zentralen Thema erhoben wird. Es ist, so bemerkte, Ernst Loewy zu diesem Werk:

zwar noch nicht das *artfremde* Blut, das das arische verdirbt, sondern bloß das inferiore einer armen, von einem besitzenden Bauern geschwängerten Magd, das alles Unheil über die *Sippe* bringt. Denn: «Unselig, wenn des Blutes Strom zu Seiten sich ein Bette gräbt, aus dessen Tiefen das Phantom zukünftiger Rache sich erhebt.» Loewy kommt zu dem Schluss, dass in dieser und ähnlichen nationalsozialistischen Dichtungen, «der Mensch [...] zu einem rein zoologischen Wesen degradiert [ist]. Die *Reinheit* der Sippe bemisst sich nach den gleichen Grundsätzen wie der Stammbaum eines Haustiers.»¹⁵¹

Nach dem Kriegsende musste sich Berens-Totenohl einem Entnazifizierungsverfahren unterziehen und wurde dabei 1946 als NS-fördernd eingestuft. In den folgenden Jahren erschienen noch einige Romane, die jedoch nur noch regionale Beachtung fanden. An ihre früheren Erfolge vermochte die Autorin in einer völlig veränderten Zeit nicht mehr anzuknüpfen. Verbittert starb sie nach langer Krankheit am 6. Juni 1969.

¹⁴⁹ Vgl. Renate von Heydebrand: *Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945*. Münster 1983, S. 207.

¹⁵⁰ Stefan Busch: *Und gestern, da horte uns Deutschland*. Würzburg 1998, S. 54.

¹⁵¹ Ernst Loewy: *Literatur unterm Hakenkreuz*. Das Dritte Reich und seine Dichtung. Frankfurt/M. 1969.



Josefa Berens Ende der 1920er Jahre bei der künstlerischen Handarbeit.

2. Volkstum und Frau – Die nationalsozialistische Ausrichtung

1938 erschien Josefa Berens-Totenohls programmatischer Vortrag *Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums* im Eugen Diederichs Verlag in Jena, im selben Jahr kam es noch zu einer zweiten Auflage. Die Schrift wurde von der nationalsozialistischen Kulturpolitik als so wichtig empfunden, dass man sie den NS-Frauenorganisationen als Pflichtlektüre empfahl. Will man Berens-Totenohls Engagement für den Nationalsozialismus verstehen, dann kommt man nicht umhin, sich diesen Aufsatz näher anzusehen.

2.1. Volkstum und Lebensgesetze

Zunächst bemüht sich die Autorin um eine ansatzweise Klärung von «Volkstum», einem Begriff, dem innerhalb der nationalsozialistischen Sprache eine herausragende Bedeutung zukam. Dabei stellt sie einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen «Volkstum» und «Frau» her. Sie schreibt: «Ja, man könnte sagen, das Maß der Treue zum Volkstum sei das Wertmaß für die Frau schlechthin» (S. 7). Wir sehen also, «Volkstum» wird zu einer absoluten Größe und erhält somit einen quasi religiösen Charakter. Was versteht Berens-Totenohl nun unter Volkstum?

«Unter Volkstum verstehen wir das aus einer gemeinsamen Wurzel entstandene Leben in der Gesamtheit seiner Äußerungen. Wir können auch sagen: Volkstum ist die Selbstdarstellung eines Volkes, die Darstellung und Offenbarung seiner gemeinsamen Freuden und Leiden, seiner Hoffnungen und Ängste, seiner Trieb- und Willenskräfte, kurz die gemeinsame Gebärde seines Lebens» (S. 7). Der

Volkskunde ordnet die Autorin die Erforschung und Beurteilung der «Außenseite», der äußeren Erscheinung des Volkstums, der Lebensweise, der Sitten und Gebräuche zu. Berens-Totenohl aber will sich in ihren Ausführungen gleichsam mit der <Innenseite> beschäftigen, mit dem «Lebensgesetz». (S. 8): «Unendlich in Zeit und Raum wirken die Lebensgesetze eines Volkes, bestimmt und geformt durch das gleiche Blut» (S. 8). Die «Lebensgesetze», so macht die Autorin deutlich, unterliegen nicht einem geschichtlichen Werden, sie sind nicht abhängig von bestimmten historischen oder sozialen Gegebenheiten, sondern übergeschichtliche Größen, die ihrerseits den Gang der Geschichte bedingen. Mit «Blut» wird ein weiterer tragender Begriff nationalsozialistischer Ideologie aufgenommen. Es ist ein Teil der übergeschichtlichen geschichts- und lebensgestaltenden «Lebensgesetze».

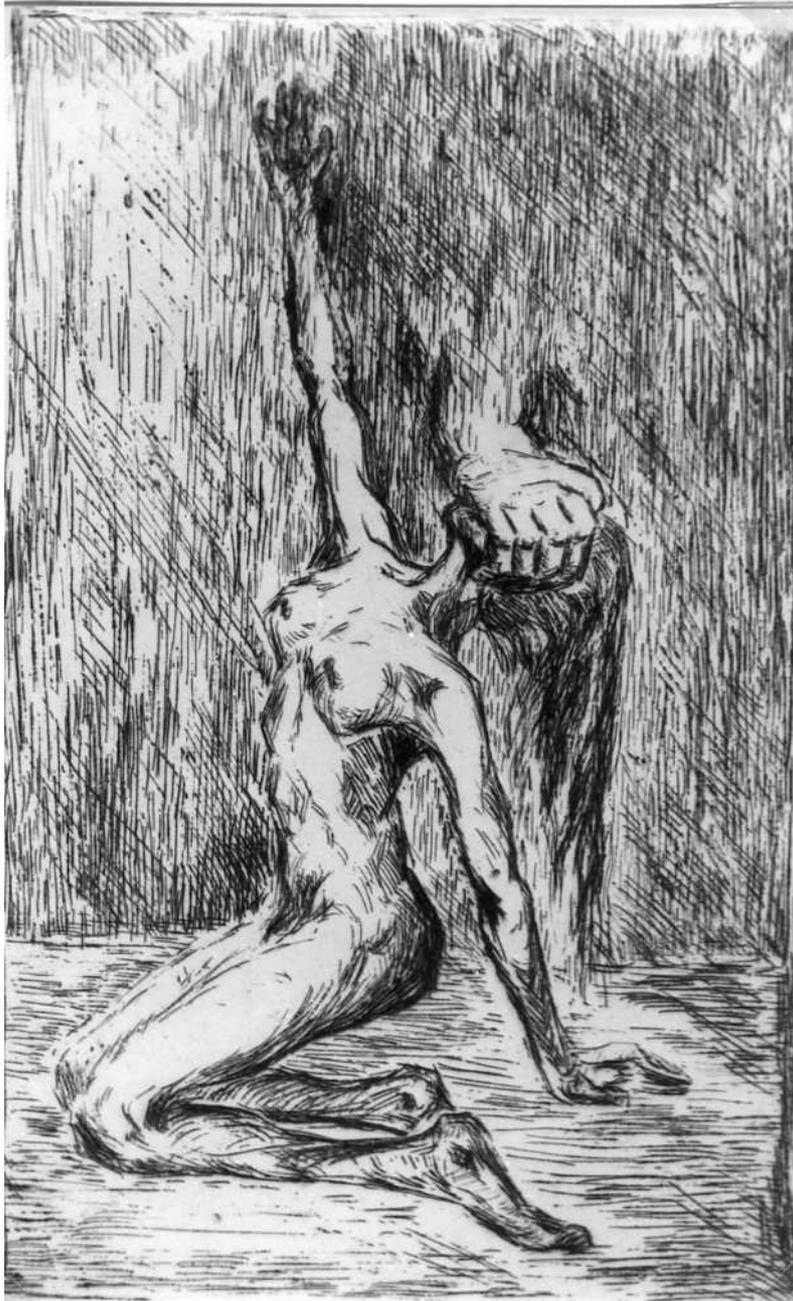
Biologie und Metaphysik werden – ganz im Sinne nationalsozialistischer Ideologie – miteinander kombiniert und zu einem undifferenzierbaren Ganzen verwoben. Konkret werden die «Lebensgesetze» in «überkommenen Handlungen», in «Sitten» und «Feiern». Besonders deutlich werden sie zunächst in «den Festen und Feiern der Kinder», dann aber auch in «all jenen Volksschichten, die wie die Kinder elementar sind: von den Bauern und Arbeitern» (S. 8). Von den elementaren, den betont unintellektuellen Gruppen des Volkes schlägt Berens-Totenohl einen unmittelbaren Bogen zur Frau, denn sie empfängt «ebenfalls vom Instinkt her den Antrieb ihres Lebens und Handelns» (S. 9).

2.2. Die Frau als Mutter

Der Frau war im Nationalsozialismus ein begrenzter Wirkungskreis zugewiesen. Während der Mann in der Welt zu wirken hatte, sollte sich die Frau auf die häuslichen Dinge und vor allem auf die Produktion von Kindern und ihre Erziehung beschränken. Insofern wurde die Frau vor allem als Mutter verstanden. Auch in diesem Punkt folgt Berens-Totenohl der herrschenden Ideologie: «Wir können aber nicht von Gemeinschaft und vom Volke reden ohne seine Mitte, ohne sein Herz zu sehen, und das sind die Frauen, das sind die Mütter» (S.9). Die Frau als Mutter erhält eine mythologische Aufladung: «Unsere Vorfahren, die Germanen, schufen in ihrer hohen Ehrfurcht vor der Frau, der Mutter der Sippe, die Nornen, jene Gestalt der mythischen Frauen, in deren Händen die Schicksale ruhten, in deren Wissen die Zukunft war» (S. 9).

Während die Germanen, auch so ein nationalsozialistischer Topos, der Frau und ihrem Muttersein rundweg positiv gegenüberstanden, hat sich durch das Christentum diese Einschätzung grundlegend verändert. Berens-Totenohl schreibt: «Diese hohe Ehrfurcht vor dem Wesen der Frau und Mutter wurde gebrochen durch mittelländische und orientalische Einflüsse, die bei uns Fuß fassten [...]» (S. 10). Die christliche Lehre von der Erbsünde, so behauptet die Autorin, sei Ausdruck der orientalischen und ungermanischen Missachtung der Frau. Allerdings sei der negative Einfluss des Christentums nicht total, denn bei den Bauern werde die Frau noch in besonderer Weise als «Herrin des Hauses» gewürdigt (S. 10f.). Die Mutterschaft wird denn auch von Berens-Totenohl mit überschwänglichen Worten

gefeiert, denn vor allem durch sie wird die Frau zur Schöpferin: «Das ist der Dienst aller Mütter in allen Völkern und zu allen Zeiten. Herrlich ist er, groß und erhaben. Kein anderer Dienst steht so auf der Schwelle zwischen Zeit und Ewigkeit, kein anderer darf so vermitteln zwischen Zeit und Ewigkeit» (S. 11). Die Mutterschaft der Frau erhält also eine theologische Überhöhung. Sie übernimmt die Mittlerfunktion zwischen Gott und Mensch, die beispielsweise im Christentum Jesus Christus zukommt.



„Licht“ – Aus dem Kupferstich-Zyklus „Das Weib in Fesseln“
von Josefa Berens-Totenohl (Repro: Museum Eslohe)

2.3. Die Frau als Künstlerin

Die Frau, das wird Berens-Totenohl nicht müde zu betonen, ist nach innen gekehrt, sie ist dem Elementaren verpflichtet und dem Gefühl, insofern vertritt die Frau das Ewige. «Sie wandelt sich nur dem neuen Wesen zu, das sie ins Licht trägt, aber sie bleibt elementar, vom Gefühl her bestimmt, nicht vom Verstande. Würde das Leben vom Verstande abhängig, es würde untergehen. Der Verstand ist nicht lebensschaffend, sondern lebenordend. Der Verstand trennt, teilt, unterscheidet, gliedert, zergliedert» (S. 15). Weil die Frau nach innen gekehrt ist, kann sie «ihr eigentliches Leben niemals sichtbar vor allen andern Augen leben, niemals kann sie ihr Leben und Erleben der Öffentlichkeit preisgeben, so wie es der Mann in seinem Werk täglich tut» (S. 16).

Die Frauen, die als Künstlerin tätig werden, haben die Aufgabe, «in der Dichtung das auf[zu]zeigen, was in der Wirklichkeit sich hinter verschlossenen Türen vollzieht, sie werden in der Dichtung das Leben der Frau und Mutter verklären und ihr selber erst in seiner ganzen Hoheit zeigen» (S. 16). Die Künstlerin bekommt also eine eminent ideologische Aufgabe zugewiesen, sie soll nämlich das vom Nationalsozialismus propagierte Frauenbild weitergeben. Wir verstehen nun, warum Berens-Totenohls Schrift für die nationalsozialistische Frauenbildung empfohlen wurde.

Mit harschen Worten wendet sich die Autorin kurz der Literatur der Weimarer Republik zu. Sie fällt natürlich durch Negativität auf. Berens-Totenohl behauptet, die zynische und antivölkische Literatur der Moderne sei eine der Männer, nicht der Frauen gewesen: «Wir wollen unsern Blick einmal zurückwenden auf eine jüngst vergangene Zeit und vergleichen in dieser Zeit das dichterische Schaffen des Mannes mit dem unserer Frauen. Es war die Zeit der Fäulnis und der Verderbtheit unseres Kulturlebens durch fremdrassige jüdische Kunst und Literatur. [...] Das dürfen wir Frauen uns zur Ehre anrechnen, dass unsere Dichterinnen nicht teilhatten an der Verseuchung. Eine Agnes Miegel, eine Lulu v. Strauss und Torney, eine Ina Seidel u.a. haben in den Jahren ihre Hauptwerke geschaffen, und diese Werke stehen so wesenhaft im lebendigen Acker des Volkes, als hätte es nie eine Zeit der Seuche gegeben» (S. 16f.). Berens-Totenohl nennt hier nur die Vertreterinnen des ästhetisch und weltanschaulich konservativen Lagers in der Weimarer Republik, Autorinnen wie Else Lasker-Schüler oder Marieluise Fleißer, die die Positionen ästhetischer Moderne einnahmen, bleiben unberücksichtigt.

Die Frauen, so behauptet Berens-Totenohl, haben sich am Weimarer Literatursumpf nicht beteiligt, sie waren resistent gegen die Gefahren der «jüdischen Kunst und Literatur». «Warum war das möglich?», fragt sie. Die Antwort fällt einfach aus, denn sie liegt im Wesen der Frau begründet, das auf Beharrung, Tradition und Urzustände ausgerichtet ist: «Weil die Frau elementar ist, weil sie berufen ist, Leben zu geben, und ihr Ziel ist das gesunde Leben, weil sie naturnotwendig nicht Zerklüftung des Lebens, sondern seine Gebundenheit wollen muss, darum musste sie zu aller Zeit auf der ihr angewiesenen Ebene bleiben und ihr Werk tun» (S. 17). Traditionsgebundenheit erscheint so nicht mehr als Entscheidung für ein bestimmtes ästhetisches Modell, sondern als quasi biologische Determinierung. Insofern macht der Gedanke des ästhetischen Fortschritts und der

Innovation auch keinen Sinn: «In dieser Lebensgebundenheit auch liegt es, dass sich die Frau so gut wie gar nicht an den jeweils hervorbrechenden Modeströmungen in der Kunst beteiligt hat, und dass ihr die vielen heute überwundenen Ismen völlig gleichgültig geblieben sind» (S. 18).

Die nationalsozialistische Grundierung des Denkens und der Kunst von Josefa Berens-Totenohl tritt in ihrem Vortrag über *Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums* am deutlichsten zutage. In ihm versteht die Autorin die Frau, ganz im Sinne nationalsozialistischer Ideologie, ausschließlich von ihrer Mutterrolle her, die sie zur Schöpferin und Bewahrerin des «Volkstums» macht. Berens-Totenohl postuliert eine besondere weibliche Literatur, die im Unterschied zur männlichen nicht intellektuell und kopfgesteuert ist, sondern vom Gefühl und von der Tradition her bestimmt wird. Zweifelsohne lässt sich dieses Denken ins Koordinatensystem nationalsozialistischer Ideologie einordnen. Es stellt sich jedoch die Frage, ob sich Berens-Totenohls Vorstellungen darin erschöpfen oder ob sich noch ganz andere Bezüge herstellen ließen, nämlich solche zu einer Literaturbetrachtung, die allein unter dem Blickwinkel der Weiblichkeit geschieht. Es wäre durchaus einen Versuch wert, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Berens-Totenohls Überlegungen und zeitgenössischen Positionen feministischer Literaturtheorie herauszuarbeiten.

*Aufnahme in diese Sammlung mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.
Erstveröffentlichung:*

Kiefer, Reinhard: Die Frau als Nationalsozialistin. Bemerkungen zu Josefa Berens-Totenohls „Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums“. In: Jahrbuch Ernst Meister Gesellschaft 8 (2000/2001), S. 107-114.

Reinhard Kiefer (geb. 1956 in Nordböge), Schriftsteller und Literaturwissenschaftler. Er „studierte Germanistik und evangelische Theologie an der RWTH Aachen, wo er über Ernst Meister promovierte, sich habilitierte und seit 1998 eine Dozentur für Neuere deutsche Literaturgeschichte innehat. Er verfasst neben wissenschaftlichen Arbeiten Gedichte, Essays, Prosa und Übersetzungen aus dem Französischen (Arthur Rimbaud) [...]. Kiefer debütierte 1981 mit dem Gedichtband *hofnarrenkorrespondenz*. Seit 1981 sind fünfzehn Bücher von Kiefer im Rimbaud Verlag erschienen. Er ist Vorsitzender der Ernst-Meister-Gesellschaft. – Literarische Arbeiten des Autors wurden in mehrere Sprachen übersetzt; zuletzt (2009) erfolgte die Übersetzung seines Prosawerkes *Café Moka* ins Arabische (Verlag Diwan Al-Masar, Bagdad und Beirut; Übersetzer: Mohammed Khallouk).“ (Wikipedia.org; Abruf am 11.03.2014)

VI.

Blut, Schicksal und Untergang

Anmerkungen zu Josefa Berens-Totenohl „Einer Sippe Gesicht“

VON FRIEDRICH SCHROEDER

Um die Autorin Josefa Berens-Totenohl (1891-1969) ist es ruhig geworden. Gelegentlich erinnert man sich im Sauerland noch an die Schriftstellerin, die in den dreißiger und vierziger Jahren insbesondere mit ihren Romanen "Der Femhof" und "Frau Magdlene" hohe Auflagen erzielte. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg wurden vor allem diese beiden Romanwerke noch einmal neu aufgelegt und einem breiteren Publikum bekannt gemacht bzw. neu in Erinnerung gerufen. Es ist ihr Werk selbst, das uns Auskunft geben kann über dessen Stellenwert in seiner Zeit und dessen Beziehung zur damals herrschenden Ideologie. Im folgenden sollen anhand einer Verserzählung wesentliche Aspekte herausgearbeitet werden, die vielleicht auch zum Verständnis ihrer Romanwerke beitragen könnten.

Zum Inhalt

Die kleine Verserzählung "*Einer Sippe Gesicht*" von Josefa Berens-Totenohl erschien 1941. Sie beginnt mit dem Tod des Bauern auf dem Munkhof. Rätselhaft und drohend treffen seine letzten Worte den Sohn: "... *In der Nacht, der Nacht,/ als du geboren- – und er lacht./ So grauenvoll erklingt's dem Ohr!/ Und abermals ein harter Schrei:/ Du Bastard – du - -/ Dann ist' s vorbei.*" (S. 8) Rache, Zorn und Haß bestimmen die Reaktion dieses Sohnes; das verheißt nichts Gutes. Es ist gewissermaßen der Auftakt, von dem sich der Spannungsbogen bis zum Ende hin dehnt. Dazwischen liegt die Erzählung von der Abfolge der "*zwölf Geschlechter*" der Munkhofsippe.

Der Ahnherr baut den Hof auf "*Felsengrund*". Er trotz der wüsten Natur nicht nur sein Anwesen ab, sondern er ist selbst ein Naturwesen, das mit animalischer Gewalt sich gegenüber wilden Tieren und Menschen durchsetzt. Er bringt schließlich seinen schwachsinnigen Bruder um, weil er seiner Tatkraft im Wege steht, und eröffnet mit diesem Mord die verhängnisvolle Geschichte der nachfolgenden Generationen: "*Im Lande war es wüste Zeit./ Krieg war die Losung, Brand und Mord./ Kein Richter fand sich weit und breit,/ kein Rächer war, der Kläger stumm.*" (S. 17) Ahnungsvolles Geraune und düstere Schauergeschichten ranken sich um diese Tat, die sich dann im Laufe der Jahre verlieren. Freilich hat der Sohn darunter zu leiden; man meidet ihn, dennoch kann er zusammen mit seiner Frau eine üppige Ernte einfahren. Unter seinen Nachfolgern bricht dann wieder die Gewalt und Brutalität der Sippe durch. Der junge Munkhofbauer, von

mächtiger Natur und unbändiger Kraft, hat an seiner Seite ein krankes Weib. Er läßt sich deswegen mit einer Magd ein. Dies wird im Text so dargestellt: "*Dem Bauern aber wallt das Blut, so er der jungen Glieder Pracht, / der Augen Feuer, angefacht / an Sinnenglut, sich regen sah. / Kam sie ihm unversehens nah, / durchfuhr's ihn wie des Blitzes Schlag / ... Er nahm sie, wie sie sich ihm bot; / er küßte ihren Mund so rot / und riß sie zu sich in den Arm.*" (S. 32) Nicht Liebe auf den ersten Blick, sondern Sexualität als elementar losbrechendes Naturereignis ist es, das das Handeln bestimmt, unabhängig von jedem selbstbestimmten Willen: "*Unselig, wenn des Blutes Strom / zu Seiten sich ein Bette gräbt, / aus dessen Tiefen das Phantom / zukünftiger Rache sich erhebt!*" (S. 33) So heißt es denn auch im Text. Es versteht sich, daß zwischen dem legitimen Sohn und dessen Halbbruder, dem "*Sohn der Magd*" also, Rivalitätskämpfe um das angemessene Erbe entstehen, die nur blutig enden können. Haßerfüllte Auseinandersetzungen zwischen dem Munk und der Magd, die, wie man erzählt, beim Verlassen des Hofes Flüche über die Sippe ausgestoßen habe, nicht bedenkend, daß diese Flüche auch ihrem eigenen Sohn gelten müssen, leiten das Folgende ein.



Nationalsozialistische Schautafel: Gattenwahl als „Schicksal deines Geschlechtes und der Nation“

Das Verhängnis nimmt seinen Lauf, denn auch das Bildnis des legitimen Sohnes, das in die Ahnenreihe an der Holzwand der Kirchenbank eingegliedert wird, gestaltet sich dem Künstler unwillentlich als Konterfei des illegitimen Sohnes, was die Dorfbewohner sofort erkennen. Der Haß zwischen beiden Rivalen wird erneut

angefacht, und zu nächtlicher Stunde erschlägt der Sohn der Magd den Munkhofbauern vor den Ahnenbildern in der Kirche. Auch diese Tat wird nicht zuerst in ihrer moralischen Dimension gesehen, sondern in die Nähe eines Naturereignisses gebracht: *"Ein Schlag trifft seine Schläfe hart./ Ein Schwindel faßt ihn. So umbraust/ der Sturmwind einer Eiche Wipfel; so trifft der Berge Felsengipfel/ der Blitze unheilvolle Fahrt,/ wie dieser Schlag herniedersaust."* (S. 46) Der Mörder wird wiederum nicht gerichtet, da er sich gegen alle Beschuldigungen behauptet. Statt dessen schwört der Sohn des ermordeten Munkhofbauern blutige Rache. Nach einem Erntefest entdeckt er nachts, daß seine Scheune brennt, in der die reichhaltige Ernte gelagert ist. Er erkennt in der Scheune als Brandstifter den Sohn der Magd, seinen Rivalen, und schließt von außen das Scheunentor, so daß der Täter in den Flammen umkommt. Knochenreste, die Kinder später beim Spielen finden, werden für Überreste eines Hundes gehalten, die sie dann begraben.

Der nachfolgende Bauer zwingt die Braut, obgleich sie sich sträubt, zur Heirat, und nun scheint doch noch alles in "normalen" Bahnen zu laufen, dies über drei Generationen. Dann wirbt der junge Munkhofbauer um ein junges Mädchen, wodurch ihm ein Nebenbuhler erwächst, der der Sippe der Magd entstammt. Da dieser letztlich der Unterlegene ist, macht er das Mädchen vor dessen Hochzeit mit dem Munk *"zu seinem Weibe"* (S. 69) Der Munkhofbauer erkennt diesen Schmach in der Hochzeitsnacht und erschlägt seinen ehemaligen Rivalen, dessen Leiche im Moor versinkt. Das Kind, das geboren wird, obgleich nicht der leibliche Sohn des Bauern, zeigt dennoch die kraftvollen Züge der Munkhofsippe. Und hier schließt sich die Erzählung zu ihrem Anfang hin. Denn der Vorwurf des Vaters, er sei ein Bastard, trifft den Sohn hart; er läuft zu nächtlicher Stunde in das Bruch, von dem der Vater vor seinem Tod sprach. Die Mutter eilt ihm nach, hört die Hilferufe, kann ihren Sohn aber nicht mehr retten.

Zur Erzählweise

Der stilisierte Titel der Erzählung *"Einer Sippe Gesicht"* mit dem vorgestellten Genetiv und der i-Assonanz betont die Objektivität des Dargestellten. Die Autorin verfährt gewissermaßen deduktiv, indem sie der Erzählung ein generelles Motto voranstellt: *"Ein tief Geheimnis brennt im Blut,/ das durch Geschlechter brünstig läuft;/ wie es sich wandelt, wie es schweift,/ wie es in heitrem Spiel durchstreift/ des Lebens Gärten bunt und rot:/ eins bleibt es, mag's in hundert Sinnen,/ mag es aus tausend Adern rinnen;/ es hat nicht Wechsel, hat nicht Wahl,/ zu einer Lust, zu einer Qual/ muß es auf ewig neu beginnen."* (S. 5)

Es ist die Macht des Blutes, die alles Handeln und das Schicksal der Generationen bestimmt. Eben dies soll die nachfolgende Erzählung darstellen und belegen. Die durch das jambische Versmaß und die Reimbindung stilisierte Sprache entspricht dieser Absicht. Das dargestellte Geschehen wird so in die Distanz gerückt und entzieht sich jeder subjektiven Relativierung. Die

generalisierenden Einlassungen des Erzählers erläutern das Geschehen von einem festen, unumstößlichen Standpunkt.

Entsprechend entbehren die Figuren der Erzählung jedes individuellen Charakters; sie sind vielmehr Typen, in denen sich das Gesicht der Sippe ausprägt. Der Wert des Einzelnen ergibt sich aus seiner Zugehörigkeit zur Sippe; der "Bastard" ist der Minderwertige und Rechtlose; der Schwächling wird von dem Starken beseitigt. Ein Gericht für solche Untaten gibt es nicht bzw. ist ohne Bedeutung. Die Arbeit der Munkhofbauern wird nicht als Kulturleistung gesehen, sondern als Ausdruck naturhafter Kraft, die der Wildnis und dem starren Felsen ihren Willen aufzwingt. Der Erfolg, die massenhafte Ernte, der stattliche Hof, ist sichtbares Zeichen der Macht und des Vermögens der Bauernsippe. Die übrigen Dorfbewohner werden nur schemenhaft dargestellt. Zu den Vorgängen auf dem Munkhof äußern sie sich allenfalls in andeutendem Geraune; sie reagieren nur und versuchen erst gar nicht, sich gegenüber den brutalen Machtmenschen zu behaupten. Sie betrachten das eigengesetzliche Geschehen von außen wie der Leser auch.

Eine psychologische Differenzierung bei der Personendarstellung findet nicht statt. Die Vertreter der Sippengenerationen reflektieren ihr Handeln auch nicht, sondern werden getrieben von Ehrgeiz, Haß, Rache und einem unbändigen, fast animalischen Selbsterhaltungstrieb. Die Frauen ordnen sich diesen männlichen Machtfiguren ebenbürtig zu, indem sie diese mit Tatkraft unterstützen und als Mütter für die Fortpflanzung des Bauerngeschlechtes sorgen. Es entspricht der Intention dieser Verserzählung, daß es hier keine familiäre Privatsphäre gegenüber einer öffentlichen Selbstdarstellung gibt. Die generellen Eigenarten der Sippe und deren machtvolle bzw. gewalttätige Präsentation lassen keinerlei Raum, in dem sich so etwas wie ein individuelles Familienleben entfalten könnte. Die Sippenideologie beherrscht auch noch den letzten Winkel dieses Bauerngeschlechtes. Das Private ist völlig im Öffentlichen aufgehoben. Die Erzählung, in der das Tun und Verhalten vom "Geheimnis" des Blutes vorbestimmt sind und die Protagonisten unweigerlich durch unheilvolle Verkettungen in den Untergang getrieben werden, ist im Grunde sinnlos. Es fehlt jeder transzendente Bezug, denn die Vertreter der Munkhofsippe sind von sich aus völlig unfähig, sich mit ihrem eigenen Schicksal selbstverantwortlich auseinanderzusetzen. Weder ein christlich geprägtes Ethos noch ein humanes Selbstverständnis des Menschen, wie es seit der Aufklärung das europäische Denken und Bildungsbewußtsein bestimmt, haben im Text irgendwelche Bedeutung. In diesem Zusammenhang ist es ja auch bezeichnend, daß die Natur in der Erzählung nicht zum bildhaften Ausdruck subjektiver Selbsterfahrung wird, sondern sie bestimmt vielmehr das Handeln und Denken der Menschen. Ihre individuelle Selbständigkeit wird durch einen blinden Vitalismus verdrängt. Zwar wird gefragt: "*Wo blieb, wo bleibt bei dem Geschlecht/ von Bauern ach! Wo bleibt die Liebe?*" (S. 12) Aber solche Ansätze erschöpfen sich in reinen Konventionen und bleiben für den Erzählzusammenhang bedeutungslos.

Das Thema der Erzählung spiegelt sich in der bildhaften Darstellung der Munkhofsippe an der hölzernen Rückwand der Kirchenbank, wo sich die Gesichter

als Ahnenreihe präsentieren. *"Durch zwölf Geschlechter ohne Wanken/läuft eines Bluts geheimer Zug:/ zwölf Bauernköpfe, hart genug,/ zu brechen alle Wehr und Schranken,/ zu jedem Kampfe froh bereit./ Zwölf Bauernstirnen, hoch und breit;/ inmitten einer Furche Zug,/ zackicht, wie Blitzes Feuerspur;/ und um den Mund ein Wetterbrau'n,/ ein noch verschwiegenes Drohen nur,/ teils unter Bärten tief versteckt;/ und dennoch – dennoch: zwölfmal Grau'n/ die Reihe dem Betrachter weckt."* (S. 12)

Das Gesicht der Sippe prägt sich unverändert in jedem einzelnen Bild erneut aus; der einzelne Kopf wird zugleich zum Ausdruck des Ganzen. Die Bilder werden nicht so sehr vom Künstler bewußt gestaltet, sondern bilden sich beinahe wie von selbst unter dessen Händen heraus, so daß er gelegentlich vor seinem eigenen Werk erschrickt. Es sind die Ikonen des Sippenmythos, die der jeweils lebende Munk im Blick behält, vor denen er sich zu rechtfertigen sucht und mit denen er sich identifiziert. Es ist deswegen nicht verwunderlich und gehört zur Intention der Darstellung, daß der *"Bastard"*, dessen Bild sich in die Ahnenreihe eingefügt hat, seinen *"legitimen"* Rivalen vor diesen Bildern in der Kirche erschlägt. Die Kirche ist hier als christlicher Sakralraum bedeutungslos, vielmehr dient sie der Repräsentation und öffentlichen Selbstdarstellung der Munkhofsippe, grauenvoll und furchteinflößend für die Dorfbewohner. Man nimmt den gewalttätigen Zug von außen in allen Gesichtern wahr, ebenso wie man das Tun und Treiben der Abkömmlinge dieses Bauerngeschlechts aus der Distanz beobachtet, beredet und darüber düstere Gerüchte verbreitet.

Die Verserzählung läßt keine Entwicklung oder Veränderung erkennen. Das Bild der Sippe ist statisch, denn die Aufeinanderfolge der Generationen bestätigt immer erneut die Macht des Blutes und damit die Gesetzmäßigkeit eines unabänderlichen Ablaufs. Insofern weist die Erzählung in sich hinein, nicht über sich hinaus. Es fehlt insofern dem Text auch an Welthaltigkeit; jeder Ansatz einer subjektiven Welterfassung, wie sie für die moderne Literatur kennzeichnend ist, ist der Erzählung fremd. Deswegen gibt es auch keine klare Zeitstruktur in Form historischer Veränderungen. Obwohl sich die Darstellung über viele Generationen erstreckt, bleiben die Verhältnisse immer die gleichen. Die Blut- und Sippenideologie bestimmt ausschließlich das Lebensgeschehen. Dazu gehört auch das Katastrophenszenario am Schluß, das hier als schicksalhafte Konsequenz seine unabdingbare Berechtigung hat.

Es versteht sich, daß eine solche Weltsicht entweder abzulehnen oder zu akzeptieren ist. Sie wird als unumstößliche Tatsache gesetzt, die nicht weiter zu relativieren ist. Die Autorin distanziert sich damit bewußt von der Dichtung und Kultur der Moderne bzw. der Zeit vor der Machtergreifung Hitlers. *"Es war die Zeit der Fäulnis und der Verderbtheit unseres Kulturlebens durch fremdrassige jüdische Kunst und Literatur. Es war eine Zeit der Verfälschung aller Werte"*, so erklärt sie in ihrem Vortrag *"Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums"*, der 1938 gedruckt wurde (S. 16). Abgesehen von dem antisemitischen Klischee, dessen sie sich hier bedient und darin mit der herrschenden Ideologie konform geht, lehnt sie die zeitgenössische Literatur mit ihren psychologischen Differenzierungen und der relativierenden personalen Erzählstruktur ab. Denn offenbar versteht sie es als Verfälschung aller Werte, wenn statt feststehender

Naturgesetze die subjektive Befindlichkeit des Menschen in der modernen Literatur thematisiert wird. Offenbar versteht die Autorin ihr eigenes Schreiben nicht zuletzt als Antihaltung gegenüber modernen kulturellen und literarischen Entwicklungen. Die überkommene Form der Verserzählung, in deren Mittelpunkt ein naturhaft elementares Bauerntum steht; die Sippenideologie, in der der Wert des einzelnen Individuums relativ bedeutungslos ist; die Macht des Blutes, die alle Sippenmitglieder zu Exponenten einer ehernen schicksalhaften Unbedingtheit macht: Dies alles läßt den Text zum Ausdruck einer Ideologie werden, die als Gegenbild zu einem modernen, komplexen gesellschaftlichen Bewußtsein zu verstehen ist.

Die Anlehnung an archaische Formen altgermanischer Dichtung ist demnach ideologisch begründet. Deren epische Zeitlosigkeit ist nun auf die zeitlose Gültigkeit einer Blut- und Sippenideologie übertragen, die sich gegenüber den differenzierenden Bewußtseinsströmen der modernen Kunst als die eigentlich stärkere und ursprünglichere behaupten möchte.

In der Form der Verserzählung wird ein naturhaft determiniertes Lebensgeschehen so ästhetisiert, daß die heroischen Gewaltakte eines unbändigen Selbsterhaltungswillens und das Todes- und Untergangsszenario am Schluß einander zugeordnet und zu einem überdimensionalen Sippenbild stilisiert werden. Es muß nicht eingehender erläutert werden, inwiefern sich hier Affinitäten zu und Übereinstimmungen mit der nationalsozialistischen Ideologie ausgeprägt haben.

Texte

Berens Totenohl, Josefa: Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums. Jena: Eugen Diederichs Verlag 1938.

Berens-Totenohl, Josefa: Einer Sippe Gesicht. Jena: Eugen Diederichs Verlag 1941.

Mit freundlicher Genehmigung des Autors nach folgender Erstveröffentlichung:

Schroeder, Friedrich: Blut, Schicksal und Untergang. Anmerkungen zu Josefa Berens-Totenohl „Einer Sippe Gesicht“. In: Heimatstimmen Olpe Folge 219 (2005), S. 133-140.

Friedrich Schroeder, geb. 1939 in Ramsbeck: Nach dem Abitur 1960 Studium der Germanistik und Geschichte an der Universität Köln. 1968-2003 Lehrer für Deutsch und Geschichte am Geschwister Scholl-Gymnasium Winterberg. Mitarbeiter im Vorstand des Heimatbundes Bestwig und im Förderverein Sauerländer Besucherbergwerk Bestwig-Ramsbeck e.V.

VII. Erinnerung als Verdrängung Überlegungen zu Josefa Berens-Totenohl und ihrer Autobiographie

VON REINHARD KIEFER

Josefa Berens-Totenohl¹⁵² gehört neben Maria Kahle und Christine Koch zum »Dreigestirn« der sauerländischen Literatur. Schon an dieser Bezeichnung wird deutlich, dass die Autorin der Regionalliteratur zugeordnet und ihr von daher auch nur provinzielle Bedeutung zugesprochen wird. Das war nicht immer so.

Josefa Berens-Totenohl, damals noch Josefa Berens, die 1891 in dem kleinen sauerländischen Ort Grevenstein in ärmlichen, völlig kunstfernen Verhältnissen geboren wurde, steuerte zunächst eine »Karriere« als Malerin an. Um ihren Lebensunterhalt zu sichern, ließ sie sich zur Volksschullehrerin ausbilden. Sie war Lehrerin in Oelinghausen, in Warstein und siedelte schließlich im Herbst 1918 nach Düsseldorf über. Vier Jahre lang besuchte sie dort die private Malschule von Hans Carp, zugleich war sie weiterhin als Lehrerin tätig. 1923 siedelte Josefa Berens nach Höxter an der Weser um, ab 1924 widmete sie sich ausschließlich der Malerei. In Höxter entstanden neben Portraits eine Reihe von Gemälden nach Themen der Edda. 1925 kehrt Berens ins Sauerland zurück, malt weiter an ihrem Edda-Zyklus sowie an Portraits und sauerländischen Landschaften. Im Totenohl, einem Tal im sauerländischen Gleierbrück, fand sie ihr endgültiges Zuhause. Nach ihm nannte sie sich in der folgenden Zeit Berens-Totenohl.

Die bildnerischen Arbeiten Josefa Berens-Totenohls stehen im Spannungsfeld von Jugendstil und Expressionismus. Sie wirken in ihrer meist dunklen, zurückgenommenen Farbigkeit und ihrer sperrigen Faktur wie der unmittelbare Ausdruck eines vergrübelten und in sich gekehrten Individuums. Die Bildthemen, die sie bevorzugte – Portraits und Landschaften waren meist Auftragsarbeiten – entstammen einerseits der christlichen Tradition, zum anderen der nordischen Mythologie, wie sie in der Edda überliefert wird.¹⁵³ Gerade die Vorliebe für die Edda und ihre Themen führte die Malerin in die Nähe von Tendenzen, wie sie von national-konservativen Kreisen in den 20er Jahren verfolgt wurden. Die

¹⁵² Vgl. Peter Bürger: *Josefa Berens, gen. Berens-Totenohl*. In: *Westfälisches Autorenlexikon*. Bd. 3. Hg. v. Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. Paderborn 1997, S. 84-94. Dort findet sich auch eine Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur.

¹⁵³ Das bildnerische Werk Berens-Totenohls ist nur schwer zugänglich, in öffentlichen Sammlungen ist m. W. keines ihrer Gemälde vorhanden. Einen Eindruck von ihrer Bildsprache vermitteln die Abbildungen, leider sind sie schwarz-weiß, im Anhang zu ihrer Autobiographie *Alles ist Wandel. Autobiographie*. Betreuung der Herausgabe durch Peter Bürger und Heinrich Schnadt. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum, [1992]. 238 S. [Mit Reproduktionen von Gemälden Berens-Totenohls sowie einer Bibliographie der Primärliteratur und einer Zeittafel], S. 204-215.

Beförderung einer nordischen Renaissance, wie sie etwa Ernst Bertram, der kurze Zeit dem George-Kreis nahe stand, in seinem 1928 erschienenen Gedichtband *Das Nornenbuch*¹⁵⁴ betrieb, hat in den Edda-Gemälden der Berens ihr ikonisches Äquivalent gefunden.¹⁵⁵ Überdies legte der Eugen Diederichs Verlag, in dem die Autorin später eine Heimat fand, im selben Zeitraum eine Reihe von Übersetzungen der *Edda* vor.¹⁵⁶

Schon in den frühen 20er Jahren beschäftigte sich Berens-Totenohl nicht nur mit der Malerei, sondern auch mit der Literatur. Sie schrieb die *Märchen von der Liebe*, die 1924 veröffentlicht wurden. 1928 begann sie mit der Arbeit an einem Märchenroman, *Wuntraut*, der jedoch unveröffentlicht blieb. Die Künstlerin gewann zu dieser Zeit auch verstärkt Kontakt zu den kulturellen Größen der Region, so zu dem Komponisten Georg Nelliuss sowie den Schriftstellerinnen Maria Kahle und Christine Koch. Nelliuss und Kahle waren Vertreter ästhetisch und politisch konservativer, ja völkischer Positionen. So wundert es nicht, dass sie in den 30er Jahren unverhohlene Parteigänger des Nationalsozialismus wurden. Während einer Spanienreise von Februar bis September 1931 stellte Berens-Totenohl ihrerseits den Antrag, in die NSDAP aufgenommen zu werden. Das Parteibuch erhielt sie zum Jahresbeginn 1932.

Nach ihrer Rückkehr ins Sauerland wandte sie sich verstärkt der Literatur zu. Im Winter 1931/32 entstanden viele Gedichte, die 1936 in die Sammlung *Das schlafende Brot* aufgenommen wurden. Die lyrischen Arbeiten schickte sie an Richard Euringer (1891-1953), einen Hauptvertreter der NS-Literatur in Westfalen. 1932 begann die Autorin mit der Arbeit an dem Roman *Der Femhof*, der 1934 im nationalkonservativen Verlag Eugen Diederichs erschien.¹⁵⁷ Berens-Totenohl wurde nun, neben Lulu von Strauß und Torney und Agnes Miegel, beide ebenfalls treue Parteigängerinnen der NSDAP, die dritte repräsentative Autorin des Verlages. Schon im folgenden Jahre erschien eine Fortsetzung des *Femhofs* unter dem Titel *Frau Magdlene*.

Beide Romane erregten nationale Aufmerksamkeit. Die Autorin wurde zu einer unübersehbaren Größe innerhalb der in Deutschland verbliebenen Literatur, die von Agnes Miegel, Hans Carossa, Erwin Guido Kolbenheyer, Friedrich Griese, Hans Johst oder Josef Weinheber beherrscht wurde. Stefan Busch hat Berens-Totenohl neben Friedrich Griese als »erfolgreiche Verfasserin von Blut-und-Boden-Romanen« bezeichnet, deren »Sauerland-Epen 'Der Femhof' (1934) und 'Frau

¹⁵⁴ Leipzig 1925. Programmatisch heißt es dort: »Süden aber ist Tod. Vergeßt nicht:/ Ihr sei Kinder des Eises.« (S. 13). Vgl. auch Bertrams 1925 in Kopenhagen gehaltenen Aufsatz *Norden und deutsche Romantik*. In: Ernst Bertram: *Deutsche Gestalten*. Leipzig 1934, S. 123-146.

¹⁵⁵ Auf ihre besondere Affinität zum Norden weist die Autorin verschiedentlich hin. Im Zusammenhang ihrer Norwegenreisen schreibt sie: »Nur blieb mir der Süden als ein herrliches Schauspiel in Erinnerung. Hier oben war ich heimisch, fühlte mich keinen Augenblick fremd« (S. 156).

¹⁵⁶ Im Verlag Diederichs erschienen innerhalb der »Thule-Bücherei« Texte der nordischen Mythologie, Andreas Heusler gab beispielsweise *Edda*-Texte heraus.

¹⁵⁷ Zum Eugen Diederichs Verlag und Berens-Totenohl vgl. Ortrun Niethammer: *Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik*. In: *Westfälische Forschungen*, 42 (1992), S. 356 f.

Magdene' (1935) [...] künstlich archaische Wunschräume und -träume«¹⁵⁸ sind. Es handelt sich dabei um »Wunschräume und -träume«, die mit der nationalsozialistischen »Gemütsverfassung« nicht nur völlig kompatibel waren, sondern sie auch nährten und bestärkten.

Den 1936 zum erstenmal verliehenen »Westfälischen Literaturpreis«, Vorläufer des Annette-von-Droste-Hülshoff-Preises, erhielt Josefa Berens-Totenohl nicht zuletzt ihrer ideologiekonformen Werke wegen.

Die Autorin beließ es nicht bei ihrem Eintritt in die NSDAP, sie beschränkte sich nicht darauf, Blut- und Boden-Romane zu verfassen, sie arbeitete ab 1933 in der Zeitschrift *Heimat und Reich* mit. Dort war sie Wortführerin der NS-Ideologie und vertrat darüber hinaus 1938 in ihrer Rede *Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums* (Jena 1938) ohne den geringsten Vorbehalt die kulturpolitischen und rassistischen Positionen der Nationalsozialisten.¹⁵⁹ Einen weiteren Beleg für ihre nationalsozialistische Gesinnung stellt das 1941 erschienene Versepos *Einer Sippe Gesicht* dar, das gleichsam als sauerländisches Seitenstück zu Hans Friedrich Bluncks Versepos *Sage vom Reich* (2 Bde. Hamburg 1941 und 1942) gelten kann. Ernst Loewy bezeichnet den nationalsozialistischen »Blutmythos« als zentrales Motiv des Epos der Berens-Totenohl. Es ist, so schreibt er,

zwar noch nicht das artfremde Blut, das das arische verdirbt, sondern bloß das inferiore einer armen, von einem besitzenden Bauern geschwängerten Magd, das alles Unheil über die S i p p e bringt. Denn: »Unselig, wenn des Blutes Strom zu Seiten sich ein Bette gräbt, aus dessen Tiefen das Phantom zukünftiger Rache sich erhebt.« Die Geschichte dieser Rache ist der Inhalt des makabren »Epos«. Sie vererbt sich von Generation zu Generation; das Glück, der Wohlstand und der Frieden der r e i n b l ü t i g e n Sippe wird durch den bastardisierten Nebenzweig immer zunichte gemacht, ja ihre Lebensfähigkeit am Ende zum Erliegen gebracht.¹⁶⁰

Hatte, so betont Loewy, in der

»neuromantischen Schicht« des Nazi-Schrifttums [...] das Biologische eher symbolischen Charakter, so erhalten ihren wahrhaft animalischen Anstrich die Dinge erst hier. Der Mensch ist zu einem rein zoologischen Wesen degradiert. Die R e i n h e i t der Sippe bemißt sich nach den gleichen Grundsätzen wie der Stammbaum des Haustiers.¹⁶¹

¹⁵⁸ Stefan Busch: »Und gestern, da hörte uns Deutschland«. Würzburg 1998, S. 54.

¹⁵⁹ Diese Schrift wurde in den NS-Frauenorganisationen als Pflichtlektüre empfohlen.

¹⁶⁰ Ernst Loewy: *Literatur unterm Hakenkreuz. Das Dritte Reich und seine Dichtung*. Frankfurt/M. 1969, S. 103.

¹⁶¹ Ebd., S. 103 f. Dagegen schreibt Peter Bürger, einer der Herausgeber der Autobiographie und Verfasser einer bislang ungedruckten Monographie über die Autorin, in einer Anmerkung: »Auf den ersten Blick scheint das Versepos [...] schon von seinem Leitgedanken her dem Zeitgeschmack mehr als entgegenzukommen [...] Das Blut wird also keinesfalls verherrlicht. Es könnte im Zusammenhang auch leicht entmythologisiert werden als Chiffre für das triebhaft-dunkle, gefährliche Unbewußte und

Bis zum Kriegsende verfasste Berens-Totenohl noch die Romane *Der Fels* (1943) und *Im Moor* (1944), die ebenfalls in einem Band unter dem Titel *Heimaterde* (1944) erschienen.

Nach dem Kriegsende mußte sich Berens-Totenohl einem Entnazifizierungsverfahren unterziehen. Sie wurde 1946 als NS-fördernd eingestuft. Zu weiteren beruflichen Beschränkungen, wie es etwa bei Friedrich Griese, Hans Johst oder Erwin Guido Kolbenheyer der Fall war, kam es nicht. Vielmehr konnte die Autorin weiterhin Lesereisen unternehmen, bei denen sie vor allem den Kontakt zu jungen Lesern suchte. Wie bei vielen anderen NS-Autoren bedeutete das Ende des nationalsozialistischen Staates weder eine tiefgreifende ideologische noch ästhetische Wende. Schon 1949 konnten ein erster Band mit vornehmlich heiteren christlich geprägten Dorfgeschichten unter dem Titel *Der Alte hinterm Turm* sowie der Roman *Die Stumme* erscheinen. Zwei Jahre später wurde die Märchensammlung *Die goldenen Eier* (1952), deren Auflage fast gänzlich einem Verlagsbrand zum Opfer fiel, veröffentlicht. Alle drei Titel legte der kleine Verlag Dr. W. Spael in Essen auf. Die Wendung zum ideologisch unverdächtigen Märchen oder zur heiteren dörflichen Erzählung, die Flucht in die Kinderliteratur vollzog eine ganze Reihe von NS-Autoren. Man denke nur an Hans Friedrich Blunck oder Hans Baumann. Auch Berens-Totenohl versuchte sich ideologisch unverdächtig zu geben.

In den 50er Jahren konnte die Schriftstellerin, obwohl sie nun nicht mehr zu den prominenten und gefragten Autoren gehörte, kontinuierlich publizieren. Sie notiert in ihrer Autobiographie:

Der Diederichs Verlag rückte aus in den Westen, nach Köln und Düsseldorf. Man brachte meine Bücher wieder auf den Markt. Langsam kam alles wieder ins Geleise. (S. 172)

Es erschienen die Novellen *Die Liebe des Michael Rother* (Bonn: Vink, 1953), *Das Gesicht* (=Kleine Westfälische Reihe VI/5, hg. v. Westfälischen Heimatbund. Münster, Bielefeld 1957). Außerdem kam es zu Neuauflagen der Romane *Der Fels* (Düsseldorf, Köln 1952), *Im Moor* (Düsseldorf, Köln 1954) und der einbändigen Ausgabe von *Der Femhof* und *Frau Magdene* unter dem Sammeltitle *Die Leute vom Femhof* (Köln 1958) bei Diederichs. 1955 und 1956 nahm Berens-Totenohl an den westfälischen Dichtertreffen teil. Beim Treffen 1956 in Schmalleben kam es zum Streit, als die jüngeren Autoren den älteren ihre NS-Vergangenheit vorwarfen. Berens-Totenohl zog sich daraufhin weitgehend aus der Öffentlichkeit zurück.

für eine verhängnisvolle Psychodynamik der Familiengeschichte ('Erbsünde').« *Alles ist Wandel. Autobiographie*. Betreuung der Herausgabe durch Peter Bürger und Heinrich Schnadt. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum, [1992], S. 198. Freilich stellt eine solche Deutung angesichts des historischen Kontextes, in der das Epos steht, nichts anderes als den aussichtslosen Versuch einer Verharmlosung eines eben ästhetisch doch nicht ideologisch harmlosen Textes dar.

In den 60er Jahren erschienen noch zwei Romane, *Die heimliche Schuld* (Balve: Zimmermann, 1960) und *Das Haus am Wege* (Balve: Zimmermann, 1962). Wohl gab es zwischen 1958 und 1961 noch drei Auflagen der *Leute vom Femhof*, die zuletzt das 280. Tausend erreichten, doch mit ihren neuen Arbeiten vermochte die Autorin an frühere Erfolge nicht anzuknüpfen. Schon die 1960 und 1962 publizierten Romane erschienen nicht mehr in ihrem verlegerischen »Stammhaus«, sondern in einem sauerländischen Provinzverlag, dessen Bücher naturgemäß kaum überregionale Beachtung fanden. In den folgenden Jahren verschwanden die Werke der Autorin, wie die so vieler ehemaliger Größen der »Blut-und Boden-Literatur«, aus dem Angebot größerer Verlage. Überdies ließ das Leserinteresse merklich nach. Schließlich wurden die einst so berühmten Namen völlig vergessen oder zogen bestenfalls noch regionale Aufmerksamkeit auf sich. Dies gilt auch für Josefa Berens-Totenohl. Ihr Name erscheint gegenwärtig fast nur noch innerhalb von Darstellungen der NS-Literatur, wobei ihre Nachkriegsproduktion meist ausgeblendet bleibt.



Josefa Berens-Totenohl vor dem Eingang ihres 1938 erbauten Fachwerkhäuses.
Aufnahme aus der Nachkriegszeit.

2.

Die ehemaligen NS-Autoren und solche, die der NS-Ideologie nahe standen, haben in den Jahren nach 1945 nicht nur weitere Romane, Erzählungen oder Gedichtbände publiziert, sondern auch eine Vielzahl von Erinnerungen, die meist dazu dienten, ihr Verhalten während der nationalsozialistischen Herrschaft zu rechtfertigen. Das wahrscheinlich umfangreichste Werk dieser Gattung stammt von Kolbenheyer, der unter dem Titel *Sebastian Karst über sein Leben und seine Zeit* (Heusenstamm 1957-1958) in drei Bänden eine Selbstdeutung vorlegte, in der eine erstaunliche politische Unbelehrbarkeit und Rechthaberei zum Ausdruck kommen. Blunck, der frühere Präsident der »Reichsschrifttumskammer«, stilisierte sich dagegen in seinem zweibändigen Lebensbericht (*Unwegsamen Zeiten. Lebensbericht*. Bd. 2. Mannheim 1952; *Licht auf den Hügeln. Lebensbericht*. Bd. 1. Mannheim 1953) geradezu zum »Widerstandskämpfer«. Friedrich Griese, der Autor, der während der NS-Zeit die meisten Literaturpreise erhielt, distanzierte sich im Gegensatz dazu in seinen »Erlebnisbericht« *Der Wind weht nicht, wohin er will* (Düsseldorf 1960) vorsichtig von seiner Position im NS-Staat. Eines der eindrucklichsten späten Beispiele für politische Unbelehrbarkeit lieferte Gerhard Schumann. In seiner zuerst 1974 erschienenen Autobiographie *Besinnung. Von Kunst und Leben* (Bodman/Bodensee 1974; 4. u. 5. Tsd. Zweite Aufl. mit erw. Bildteil. Ebd., 1976) stellte er ausführlich sein Verhältnis zum NS-Regime dar, wobei er Hitlers »nationale Sendung« betonte. Er selber bezeichnete sich als »Nationalen Sozialisten« und umschrieb seine vorgeblich kritische Position zu vielen Erscheinungen und Personen innerhalb der NS-Zeit als »allertreueste Opposition«¹⁶².

Zweifelsohne lag der Schwerpunkt dieser meist fragwürdigen Erinnerungsarbeit in den 50er Jahren. Auch Josefa Berens-Totenohl trug ihren Teil dazu bei. Sie schrieb ihre Autobiographie Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre. Im Gegensatz zu den oben erwähnten autobiographischen Schriften hat sie ihre Erinnerungen nicht selbst veröffentlicht. Sie wurden erst 1992 aus dem Nachlass unter dem Titel *Alles ist Wandel*¹⁶³ publiziert.

Den breitesten Raum nehmen innerhalb der Autobiographie die Darstellung von Kindheit und Jugendzeit ein. In einer betont naiven Sprache schildert die Autorin die Lebenswelt eines sauerländischen Dorfes um Neunzehnhundert. Es ist kein Zufall, dass die Erinnerungen mit der Märchenformel »Es war einmal« (S. 15) einsetzen. Es ist das »Märchen« ihres Lebens, das Berens-Totenohl ihren Lesern erzählen will. Kapitel wie *Elternhaus* (S. 15-22), *In der Schmiede* (S. 23-28), *Unsere Tiere* (S. 29-33), *Gewitter* (S. 33-35), *Zigeuner* (S. 35-37), *Ein Sonnenuntergang* (S. 37-39), *Grevenstein – Das Leben im Dorf* (S. 39-46), *Der Wald* (S. 47-50), *Die Stiefmutter* (S. 52-55) oder *Freunde* (S. 55-62) führen uns das Leben eines Kindes und einer Jugendlichen vor, das einerseits durch dörfliche Enge, materiellen und geistigen Mangel, andererseits durch den »Zauber der Heimat«

¹⁶² Gerhard Schumann: *Besinnung von Kunst und Leben*. Bodman/Bodensee ^[2]1976, S. 157.

¹⁶³ *Alles ist Wandel. Autobiographie*. Betreuung der Herausgabe durch Peter Bürger und Heinrich Schnadt. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum, [1992].

und die Sehnsucht nach Geistigkeit geprägt war. Berens-Totenohl stellt den schmerzhaften Prozess der persönlichen und künstlerischen Selbstfindung in aller Breite dar. Im *Stiefmutter* überschriebenen Kapitel bekennt sie:

Ich wurde in die tägliche Arbeit einfach hineingeschoben, und ich wehrte mich nicht. Meine heimlichsten Wünsche, an Bücher zu kommen, verschloß ich tief im Herzen. Ich wagte, kein einziges Wort mehr zu sagen. Aber ich litt. Ich sehe heute noch jene Jahre im Elternhaus als die schwersten meines Lebens, weil ich ohne jede Hoffnung war. (S. 54)

Doch macht die Autorin ihrer Stiefmutter keine Vorwürfe, vielmehr behauptet sie:

Sie hat mich lebensstüchtig gemacht. Und wieder dachte ich an Vaters Wort, das er einmal sagte, als er Eisen härtete: »Das muß es leiden, anders taugt es nicht.« (S. 62)

Hier wird der Schicksalsglaube, der das ganze Werk von Berens-Totenohl durchzieht, gleichsam zum Programm gelingender Existenz.

Allerdings versteht es die junge Frau, sich aus der dörflichen Enge zu befreien, das Lehrerinnen-Seminar, an dem zuvor schon ihre ältere Schwester studierte, zu besuchen, um schließlich in Düsseldorf, den Weg künstlerischer Selbstfindung zielstrebig zu beschreiten. Von diesem mühsamen Weg berichten durchaus eindrucksvoll die Kapitel *Freunde, Das Studium* (S. 62-71), *Abschied vom Seminar – Erster Weltkrieg* (S. 71-77), *Düsseldorf* (S. 77-81), *In der Malschule* (S. 82-90) und *Das Theater* (S. 90-97). In Düsseldorf erlebt Berens-Totenohl zum erstenmal das kulturelle Leben einer Stadt. Sie geht ins Theater, erlebt Konzerte. Trotzdem bleibt sie nicht dort, sondern kehrt wieder in die Provinz zurück, diesmal nach Höxter. In dem Kapitel *An der Weser* (S. 97-105) schildert sie ihr entbehrungsreiches Leben als freie Malerin. Hier erhielt sie auch Anregungen für ihre spätere literarische Arbeit:

Wir gingen an der Weser entlang, wanderten nach Lühtringen, nach Carlshafen, nach Majadessen, dem schönen Hofe zwischen Höxter und Godelheim, der hernach die Heimat Ulrichs im Roman »Die Leute vom Femhof« werden sollte. (S. 104)

Mit *Im Totenohl* (S. 107-112) und *Christine Koch* (S. 112-119) sind Kapitel betitelt, die dem unmittelbaren Lebensraum der Autorin gewidmet sind sowie einer Dichterin, mit der Berens-Totenohl eine lebenslange Freundschaft verband. Die sich anschließenden Kapitel (S. 119-149) schildern die Reisen, die sie 1931/32 nach Spanien und Marokko unternahm. In diese Zeit, es wurde schon erwähnt, fällt auch ihr Eintritt in die NSDAP, zu dem sie sich freilich nur sehr zögerlich äußert. Das *Wieder im Totenohl* (S. 149-155) überschriebene Kapitel behandelt sehr allgemein ihre immer stärkere Hinwendung zur Literatur. Eine zweite große Reise

führte Berens-Totenohl mit dem Schiff nach Norwegen (S. 155-161). In diesem Zusammenhang betont sie ausdrücklich ihre Affinität zum Norden: »Nur blieb mir der Süden als herrliches Schauspiel in Erinnerung. Hier oben war ich heimisch, fühlte mich keinen einzigen Augenblick fremd« (S. 156). Auf der Kreuzfahrt »entwarf ich meinen Plan für das zweite Buch, für 'Frau Magdlene'« (S. 158). In dem Kapitel *Wieder daheim* (S. 162-168) schildert die Autorin äußerst zurückhaltend ihre Aktivitäten in der NS-Zeit. Das Schlusskapitel ist *Nach dem Kriege* (S. 168-174) überschrieben. Darin stellt sie – neben der Erniedrigung Deutschlands – vor allem ihr Leiden und ihre »Verfolgung« dar.

3.

Josefa Berens-Totenohls Erinnerungen gehören nicht zu den offensiven Verteidigungsschriften, wie man sie von Kolbenheyer oder Schumann kennt. Es gibt in der Autobiographie nur ganz wenige zusammenhängende Äußerungen über ihre Rolle während der NS-Zeit. Allerdings finden sich immer wieder Passagen, in denen wenigstens die politische Position der Autorin zum Nationalsozialismus durchscheint.

Im folgenden soll anhand der Autobiographie untersucht werden, welche Begründung die Autorin für ihren Eintritt in die NSDAP liefert, um anschließend ihr Verhältnis zur nationalsozialistischen Ideologie und ihre Bewertung der Nachkriegszeit näher zu betrachten.

In den Kapiteln über ihre Spanienreise gibt es einen Abschnitt, in dem sie die Begegnung mit einer Römerin schildert:

Sie war eine gebildete Frau, und wir waren nachts nicht verlegen um Gesprächsstoff. Sie war Mussolini-Anhängerin. Ich neigte zu Hitler, ohne zur Partei zu gehören. Aber ich konnte berichten, wie es in unserm Lande aussah, daß es zwei große Parteien gab, die Kommunisten und die Nationalsozialisten, und ich sagte, daß es zwischen den beiden noch nicht entschieden sei, welche siegen werde. (S. 144)

Über das, was im einzelnen gesprochen wurde, verrät die Autorin nichts. Es scheint ihr allein darauf anzukommen, die gesamte politische Situation in der Spätphase der Weimarer Republik auf die Auseinandersetzung von Nationalsozialismus und Kommunismus zu reduzieren. Eine Entscheidung, so wird nahegelegt, gab es nur für diese beiden politischen Gruppierungen. Gerade der Hinweis auf den Kommunismus und seinen möglichen Sieg in Deutschland muss im Kontext der politischen Konstellationen in den 50er Jahren gelesen werden. Der »Kalte Krieg«, die Kommunistenangst, sollten die Sympathie der Autorin für den ausgewiesenen »Bolschewistenhasser« Adolf Hitler verständlich werden lassen. Dementsprechend erläutert sie an anderer Stelle:

Ich glaubte, daß es nur eine Wahl gäbe zwischen dem Kommunismus und Nationalsozialismus, und bei diesem Gespräch entschloß ich mich, dem letzteren beizutreten. Ich wollte nicht politisch arbeiten. Auch verstehe ich nicht die unterirdisch verlaufenden Wege der Politik. Nur meinen kleinen Beitrag an Geld wollte ich zahlen. Das war alles. So meldete ich mich von Segovia aus durch einen meiner Freunde zur Partei im Juni 1931. Anfang 1932 erhielt ich die Aufnahme. Ich tat es in gutem Glauben. Dieser Glaube erfuhr im Laufe der Jahre manche Prüfung, bis er zuletzt in Schrecken unterging. (S. 148)

Berens-Totenohl reiht sich in die Gruppe jener Schriftsteller ein – man denke hier etwa an Wilhelm Lehmann – , die nur passives, zahlendes Mitglied der NSDAP waren. Von ihren Stellungnahmen zugunsten des Nationalsozialismus ist nicht die Rede. Zugleich schildert sie sich als völlig unpolitischen Menschen, der nur »in gutem Glauben« gehandelt habe. Allerdings sind die Schlusssätze dieses Abschnittes verräterisch, denn sie gehen jeder genaueren Bestimmung dieses »Glaubens« aus dem Wege. Die Autorin begnügt sich mit der Feststellung, dass er »untergegangen« sei. Sie vermeidet gleichzeitig jede konkrete Begründung dieses Geschehens und vermag keinerlei sich daraus ergebende Konsequenzen zu nennen.

Berens-Totenohl wird nicht müde, ihre unpolitische Einstellung zu betonen. So auch, wenn sie mit dem NS-Barden Euringer¹⁶⁴ im Sauerland spazieren geht:

Ich führte Euringer durch mein Wald- und Bergland, und wir sprachen über unsere gefährliche und doch zu erhoffende Erneuerung unseres Volkes unter Hitler. Da ich nie politisch begabt gewesen bin, so nahm ich nicht eigentlich Partei, aber ich sah und glaubte an das Gute. (S.150)

Als »das Gute« firmiert der Nationalsozialismus auch fünfzehn Jahre nach seinem Ende.

Obwohl Berens-Totenohl behauptet, ihr »Glaube« an den Nationalsozialismus sei »zuletzt in Schrecken« »untergegangen«, ist sie doch zu einer wirklichen Distanzierung auch in den späten 50er Jahren noch nicht fähig, zu stark ist ihr gesamtes Werk von der nationalsozialistischen Ideologie imprägniert. Die Autorin wendet vielmehr – und das ist, wenn man diese Voraussetzung bedenkt, nur zu verständlich – die Strategie des Verschweigens und Verdrängens an, um ihre Aktivitäten zugunsten des Nationalsozialismus nicht rechtfertigen und verantworten zu müssen. Dabei stellt nicht nur die berüchtigte Rede *Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums* eine eindeutige Parteinahme für die NS-Ideologie dar; schon in dem 1936 veröffentlichten Gedichtband *Das schlafende Brot*¹⁶⁵ findet sich ein Text, dessen Charakter als *Führergedicht* (S. 35) unübersehbar ist:

¹⁶⁴ Dass Berens-Totenohl mit keinem Wort erwähnt, dass Richard Euringer (1891-1953) ein fanatischer Propagandist des Nationalsozialismus war, verwundert nicht weiter.

¹⁶⁵ 4.-6. Tsd. Jena 1936.

Ein Antlitz

Ein Antlitz sah ich jüngst,
 es war wie Erz, das nicht erkalten will,
 das tief im eignen Innern still
 geheimnisvolle dunkle Flamme zeugt.
 Nie hat die stolze Stirn sich eitlem Tun geneigt,
 wie feste Wehr, wie harte Eisenschranken,
 ein Tabernakel göttlicher Gedanken
 wächst sie empor.
 Verhaltne Glut im blauen Auge zuckt,
 wie Blitze die gefesselt liegen,
 der Stunde harrend, die zu Siegen
 sie freudig ruft.
 Noch wie der Tod die herbe Lippe schweigt.
 Weh aber, wenn des Donners Stimme dröhnt –
 weh aber, wenn des Feuers Funke fliegt –
 weh aber, wenn des Blitzes Flamme zündet –

Eine solche emphatische Huldigung an Hitler stellt Berens-Totenohl in eine Reihe mit Gerhard Schumanns *Liedern vom Reich*¹⁶⁶ oder mit Hans Johsts *Maske und Gesicht. Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland*¹⁶⁷. Von einer bloß wohlwollenden und passiven Haltung dem NS-Staat gegenüber kann also gar keine Rede sein. Trotzdem behauptet sie: »Ich hatte mit der Partei weiter nichts zu tun, als dass ich ihr meinen Beitrag zahlte« (S. 163). Ihre intensive

¹⁶⁶ München 1935. Schumann gehörte zu den eifrigsten Produzenten systemkonformer Lyrik, Loewy (Anm. 9) meint gar, dass seine Gedichte zu »dem Makabersten [zählen], was das Nazi-Schrifttum hervorgebracht hat« (S. 308). Eines der zentralen Gedichte der *Lieder vom Reich* ist die Christus/Hitler-Typologie im *VII. Sonett* (S. 22). Darin wird mit derselben pseudoreligiösen Emphase von Hitler gesprochen wie in dem Gedicht von Berens-Totenohl: »Da kam die Nacht. Der Eine stand und rang./ Und Blut entfloß den Augen, die im Schauen/ Erstarben vor dem fürchterlichen Grauen./ Das aus den Talen zu dem Gipfel drang./ Notschrei fuhr auf und brach sich grell und bang./ Verzweiflung griff mit letzter Kraft ins Leere./ Er aufgebumt, erzitternd vor der Schwere.– / Bis der Befehl ihn in die Kniee zwang./ Doch als er aufstund fuhr der Feuerschein/ Des Auserwählten um sein Haupt. Und niedersteigend/ Trug er die Fackel in die Nacht hinein./ Die Millionen beugten sich ihm schweigend./ Erlöst. Der Himmel flammte morgenbleich./ Die Sonne wuchs. Und mit ihr wuchs das Reich.«

¹⁶⁷ 26. bis 30. Tsd. München 1936. Auch in Johsts politischem Tagebuch ist von der beeindruckenden Erscheinung des »Führers« die Rede. Im Zentrum des Beschreibungsversuchs stehen die »Augen«: »Alle Deutungen dieses Gesichtes müssen von den Augen ausgehen – so meint man beim ersten Augenblick, ganz naturgemäß überschleiert von Erregung des Gegenübers. [...]. Von einer steinernen Distanz sagen die Schläfen aus. Wie sensible Membranen ruhen sie zwischen Ohr und Auge. Es sind die einsamsten Schläfen, die ich je sah. Ihr Befehl ist Unnahbarkeit. Nur bei Schädeln großer, geistiger Deutschen findet sich diese ausgesprochen konkave Form. Hier werden Wahrnehmungen unerbittlich filtriert. Man schaut in die Augen, wird von den Augen begrüßt und währenddessen von diesen zwei Schläfen aus unter Kreuzfeuer genommen, wahrgenommen und überprüft« (S. 205 f).

Lesetätigkeit¹⁶⁸ während des »Dritten Reiches« bewertet sie als bloße Gefälligkeit, der jede politische Dimension fehlt:

Kaum war das Buch [*Der Femhof*] erschienen, als eines Tages zwei junge Burschen aus Oberhausen kamen und bei mir anklopfen. Sie kamen von der Hitlerjugend, und sie baten mich, ihnen zu lesen. [...] Wir vereinbarten einen Abend. Ich fuhr nach Essen zu meinen Freunden Euringer, und las abends in Oberhausen vor der Hitlerjugend. Diese hatten die Mädels als Gäste geladen. Ohne mein Wissen hatten die Jungen noch von der Hitlerjugend aus Niedersachsen den Kulturbeauftragten geladen, der auch zuhörte. Bald darauf bekam ich eine Einladung nach Hannover für zehn Abende. Das war mir eigentlich ganz gegen die Neigung, und doch sagte ich zu. So kam es, daß ich ausgerechnet bei der Hitlerjugend und zwar bei den Jungen las. (S. 163)

Die Absicht, die Berens-Totenohl verfolgt, ist eindeutig, ihr kulturpolitisches Engagement während der NS-Zeit zu verharmlosen. Es geht nicht auf ihre Initiative zurück, sondern auf die der Hitlerjugend, der sie nur gefällig sein wollte. Alle ihre Aktivitäten werden ins Licht einer unverdächtigen Liebe zur Jugend (»Ich bin aus dem Lehrerinnenberuf gekommen und habe immer ein Herz für die Jugend gehabt.« Ebd.) gestellt. Die bewusste ideologische Grundierung ihrer Aktivitäten soll – so weit es eben geht – auf diese Weise überspielt werden. Obwohl sich Berens-Totenohl als völlig apolitische Schriftstellerin inszeniert, unterlaufen ihr doch auch Sympathieerklärungen für die NSDAP:

Das Jahr 1932 kam mit einer großen Arbeitslosigkeit. In unserem Lande gab es über sieben Millionen Arbeitslose, von den Frauen gar nicht zu reden. Und alles wuchs sich zu immer größerer Not aus. Da ich mich zur Partei gemeldet hatte, und zwar von Spanien aus, bestellte ich mir den »Völkischen Beobachter« als Tageszeitung. Ich sah, wie die Partei gewachsen war und wie sie weiter wuchs. (S. 150)

Dass die Arbeitslosigkeit einer der Hauptgründe für den Erfolg der NSDAP bei den Wählern war, bestätigt auch Joachim Fest in einem jüngst im *Spiegel* publizierten Essay. Die Hoffnungen der NSDAP-Wähler richteten sich, schreibt Fest,

keineswegs auf die kontinentalen Eroberungszüge, die im Nachhinein das Bild beherrschen, auf ein Riesenreich bis zum Ural oder gar die genetische »Flurbereinigung« in Osteuropa mitsamt den Übermenschenträumen, die durch die Visionen des engeren Kreises spukten. Vielmehr richteten sich die

¹⁶⁸ Zu den Hintergründen von Berens-Totenohls Lesetätigkeit vgl. Ortrun Niethammer: *Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik*. In: *Westfälische Forschungen*, 42 (1992), S. 357 f. Die Autorin beteiligte sich an Lesungen, die von der »Zentralstelle für Dichtereinsatz im gesamten Dienstbereich des Reichspropagandaministeriums und der Reichsschrifttumskammer« organisiert wurden.

Erwartungen der von Krise zu Krise stolpernden Nation auf weit näher liegende Ziele wie die Überwindung der Arbeitslosigkeit, die Rückgewinnung des Ansehens in der Welt sowie auf die Wiederkehr der in anarchischen Weimarer Jahren vermißten staatlichen Autorität.¹⁶⁹

Unmittelbar nach dem II. Weltkrieg wurde noch bei vielen Deutschen die Beseitigung der Arbeitslosigkeit als eindeutig positives Merkmal der NS-Herrschaft gewertet. In diesem Sinne äußert sich auch Berens-Totenohl, wenn sie schreibt:

Wer kennt sich aus in der Politik? Daß Hitler so viele ehrliche Menschen damals, als die Arbeitslosigkeit groß war, wieder an die Arbeit brachte, das konnte allein schon gläubig machen. Und sie sind in Arbeit geblieben, das wird heute nicht gesagt. Wer den Krieg zu verantworten hat und alle die entsetzlichen Zerstörungen und Schrecknisse, weiß ich nicht. (S. 164)

Zunächst wird einer Undurchschaubarkeit der »Politik« das Wort geredet, um dann, und das ist der entscheidende Punkt, auf die »Erfolge« Hitlers zu sprechen zu kommen. Die Beseitigung der Arbeitslosigkeit wird dem Erfolgskonto des Diktators gutgeschrieben und als bleibende Leistung gewürdigt. Die Gegenwart, so wird nahegelegt, verschweigt wissentlich diese Erfolge (»Und sie sind in Arbeit geblieben, das wird heute nicht gesagt«), und wohl nur deshalb, um die Vergangenheit zu denunzieren. Für Berens-Totenohl bleibt der Nationalsozialismus durchaus eine positive Größe. Es ist also kein Wunder, dass sie seine Verbrechen nicht thematisiert. Die Kriegsschuldfrage ist für sie alles andere als geklärt, den vereinzelt Schuldbekennnissen ihrer Zeitgenossen hält sie ein schlichtes und halsstarriges »weiß ich nicht« entgegen. Ihr Nachdenken über Schuld und Verbrechen, das sich anschließt, dient dazu, die konkrete geschichtliche Wirklichkeit auszublenden. Die Autorin fährt fort:

Ich bin schicksalsgläubig, und immer ist noch der Anreger gekommen, der ein Schicksal einleitete, das dann getragen werden muß. Wo aber liegt die Schuld? Wo beginnt das Verbrechen? Und wer ist ohne Schuld? So fragt schon die Bibel. Wie tief einer die Schuld empfindet, ist ganz persönlich, und jeder Mensch muß mit ihr fertig werden. Wer viel von ihr redet, dürfte sie am leichtesten tragen. Das ist mir klar geworden in den dunklen Jahren, in denen wir heute leben. (S. 164 f.)

Die einleitende Bemerkung »Ich bin schicksalsgläubig« reißt einen umfangreichen Vorstellungszusammenhang an, der nicht nur bei Berens-Totenohl, sondern im NS-Denken insgesamt vorhanden ist. Dass Hitler selber sich immer wieder auf das Schicksal oder die Vorsehung berufen hat, ist bekannt. »Das »Schicksal««, so können wir in einem Aufsatz von Christian Klotz und Bernhard Spies lesen,

¹⁶⁹ Joachim Fest: *Das Böse als reale Macht*. In: *Der Spiegel* v. 25.10.1999, S. 186.

erweitert das faschistische M e n s c h e n bild zu einem Bild einer umfassenden moralischen W e l t ordnung. Die Gleichsetzung von Selbstbestimmung und Selbstaufgabe zugunsten eines dadurch gesetzten Höchsten ist schon immer als Auftrag an das Subjekt verstanden. »Schicksal« bedeutet nun zum einen, daß es dem Wollenden nicht erspart bleibt, jenem Auftrag nachzukommen – dies die Seite des Anspruchs gegen das Subjekt. »Schicksal« besagt zum anderen, daß die freie Unterwerfung unter den Anspruch das Subjekt über sich hinaushebt – dies die Seite der Erfüllung, des ideellen Lohns.¹⁷⁰

Schicksalsgläubigkeit und -ergebenheit sind zum einen nationalsozialistische Topoi, die die Autorin tradiert, und zum anderen dienen sie innerhalb des Argumentationszusammenhangs der Autobiographie vor allem dazu, jede konkrete politische Verantwortung und jede Revision der eigenen politischen und ästhetischen Positionen von sich zu weisen. Folgerichtig ist die Frage nach der »Schuld« rein rhetorischer Natur, zumal ihre inhaltliche Füllung im wesentlichen nicht erfolgt. »Schuld« wird bei Berens-Totenohl zu einer ausschließlich theologisch-anthropologischen Größe, die eine Nachfrage nach konkreten Vergehen und ihren Urhebern eigentlich überflüssig macht. Die Entlastungsfunktion eines solchen rein formalen Schuldbegriffs ist kaum zu übersehen. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Verbrechen und den Verbrechern der NS-Zeit wird so auf jeden Fall vermieden. Ja, die Autorin scheut sich nicht, denjenigen, die die humanen und politischen Verfehlungen der Vergangenheit thematisieren, sie gab es schon in den 50er Jahren, ein oberflächliches Verhältnis zur eigenen »Schuld« vorzuwerfen (»Wer viel von ihr redet, dürfte sie am leichtesten tragen«). Allerdings finden sich in der Autobiographie einige Rechtfertigungsversuche, in denen sie dann die konkrete Gestalt der »Schuld« wenigstens andeutet:

[D]urch mehr als zehn Jahre war ich mit einer Jüdin befreundet, die krank war und viel liegen mußte. Sie hatte geistige Interessen, lebte in einem Dorfe und kam nie zu geistigen Menschen. So war ich es, die ihr etwas zubrachte, nach dem sie hungerte. Sie starb kurz vor der eigentlichen Verfolgung, und ich war froh, daß sie erlöst war. Ich hätte mich tief geschämt, wie ich mich auch heute schäme um all der Dinge willen, die geschehen sind. (S. 165 f.)

Wieder fällt auf, dass der größere Zusammenhang, in dem die »Verfolgung« der Juden stand, ausgeblendet bleibt. Die Autorin begnügt sich, einen Einzelfall zu schildern, in dem es ihr vor allem darum geht, den Vorwurf des Antisemitismus von sich zu weisen.¹⁷¹ Die Bemerkung, »ich war froh, dass sie erlöst war«, weist

¹⁷⁰ Christian Klotz/Bernhard Spies: *Der Literaturbegriff des Nationalsozialismus oder Arische Tichtkunst*. In: *Literatur für Leser* 1983, S. 207.

¹⁷¹ Über den Rassismus in Berens-Totenohls Romanen bemerkt Ortrun Niethammer (*Josefa Berens-Totenohl als Propagandistin der nationalsozialistischen Kulturpolitik*. In: *Westfälische Forschungen*, 42 [1992]), dass »Josefa Berens-Totenohl die Funktion der Juden, die nach nationalsozialistischer

nicht nur auf ihre völlig unkritische und verdrängende Weise der »Vergangenheitsbewältigung« hin, sondern lässt einen zynischen Grundtenor hörbar werden. Die Vernichtung des europäischen Judentums wird mit keinem Wort erwähnt, vielmehr nur sehr allgemein von »Verfolgung« gesprochen. Da Berens-Totenohl den Rassismus des Nationalsozialismus nur zögerlich und auch nur auf einer sehr privaten Ebene andeutet, kann es zu keiner kritischen Aufarbeitung dieses Themas kommen.

Während Berens-Totenohl nicht bereit ist, einen kritischen Blick auf die NS-Zeit zu werfen, findet sie für die Nachkriegszeit eine ganze Reihe ablehnender Worte. Selbstverständlich ist das Kriegsende für sie nicht Befreiung vom Joch einer Diktatur, sondern der Beginn der »dunklen Jahre, in denen wir heute leben« (S. 165). Diese negative Wertung ist nicht völlig unverständlich, schließlich hatte die Autorin ihre größten Erfolge in den 30er und 40er Jahren, während sie in der jungen Bundesrepublik ein literarisches Schattendasein führen musste. Allerdings geht sie auf diese Problematik gerade nicht ein, ihr ist es vor allem um die »Erniedrigung« Deutschlands durch die Alliierten zu tun.

Als der zweite Weltkrieg zu Ende war, kam eine Zeit, die man am liebsten vergäße, doch das wäre nicht richtig. Auch die Nacht des Lebens und alles Furchtbare und Schreckliche gehört hinein in unser Dasein, und wir müssen hindurch, einerlei, wie es uns gelingt. (S. 168)

Auch in den zitierten Äußerungen stellt sich Berens-Totenohl als Fatalistin dar, die sich quasi willenlos in den Gang des Schicksals einfügt. Trotzdem registriert sie durchaus mit heimlicher Freude, dass die Demontage der deutschen Industrie durch die Alliierten nicht ihr Ziel erreichte, sondern schließlich zu einem neuen Aufblühen der deutschen Wirtschaft führte:

Dann begann die Zeit der Demontage. Wir wurden ausgeplündert bis ins letzte hinein. Aber da jede Tat ihre zwei Seiten hat, so hat unser Volk diese Zeit durchschritten und durchlitten, und jetzt wurde die andere Seite sichtbar. Das Ruhrgebiet mußte sich neu aufbauen, und es geschah, daß wir die neueren Einrichtungen besaßen, während jene unsere alten benutzten. (S. 168)

Dass es sich bei den Reparationen um ungerechtfertigte und ungerechte Maßnahmen handelt, darüber besteht für die Autorin kein Zweifel. Die wirtschaftliche Erholung Westdeutschlands erscheint ihr von daher wie eine schicksalhafte Wiedergutmachung erlittenen Unrechts. Den sachlichen

Propaganda Schuld an der ökonomischen Krise trugen und deswegen repariert und vernichtet werden mußten, durch Zigeuner [ersetzt]. Die vom NS-System entwickelten Konflikte zwischen Ariern und Juden sind in ihren Büchern Konflikte zwischen Bauern und Zigeunern, deren Minderwertigkeit suggeriert wird. Begründet wird dies durch die sogenannte Blutmischung. Die Propaganda des NS-Systems und die literarische Bearbeitung bei Josefa Berens sind also strukturell identisch, werden nur mit unterschiedlichem Personal durchgeführt« (S. 355).

Zusammenhang etwa zwischen Demontage und dem deutschen Angriffskrieg übersieht sie geflissentlich. Die folgende Passage ist ein weiteres signifikantes Beispiel politischer und moralischer Blindheit:

Man hat uns wahrlich nicht geschont. Das mag ein Grund sein; wäre Rußland nicht im Osten auf der Lauer gewesen und suchte es nicht, möglichst viel von uns zu bekommen, dann dürfte der Hunger wahrscheinlich ohne Gnade über uns verhängt geblieben sein. Aber die Zusammenhänge des Lebens gestatten doch zuletzt keine Auslöschung irgendeines Gliedes, weil das die Zerstörung selber wäre. So mußte man uns am Leben lassen, und der Morgent[h]au-Plan kam nicht zur Ausführung. Wir wurden kein Hirtenvolk. Daß man uns liebt, erwarten wir nicht, aber man muß uns leben lassen. Alles Weitere können wir dann selber besorgen, da wir fleißige Hände haben und den Willen zum Schaffen. Haben wir das nicht schon nach dem ersten Weltkriege gelernt, als Versailles uns hart anspannte? Rußland setzte uns seinen Fuß in den Nacken. Es ist bis zur Werra vorgedrungen. Die Westlichen taten das gleiche und einigten sich ihrerseits und hielten Gericht. Wer konnte das verhindern? (S. 170)

Während sie von den Opfern des deutschen Angriffskrieges oder des Holocausts schweigt, spricht Berens-Totenohl um so beredter von den Deutschen als Opfer. Dieser Opferstatus wird u.a. durch Hinweise auf den Morgenthau-Plan, der Entindustrialisierung und Aufteilung Deutschlands in verschiedene Besatzungsgebiete vorsah, wodurch das eigenständige staatliche Leben unmöglich werden sollte, begründet.¹⁷² Wieder bleibt der Grund für diese Bedrängungen im Dunkeln. Der Rekurs auf den I. Weltkrieg inklusive auf Versailles macht offenbar, wie wenig die Autorin bereit ist, eine Revision ihres Geschichtsbildes vorzunehmen. Wieder, so wird angedeutet, sind die Deutschen zu einem »Schandfrieden« gezwungen worden, der ihnen untragbare Lasten aufbürdet.¹⁷³ »Im Grunde«, so schreibt sie, »sind alle Nachkriegszeiten sich gleich. Nur die Formen sind verschieden. Der Besiegte wird gequält, bis das letzte aus ihm herausgepreßt worden ist« (S. 173). In dieses Bild fügt sich die selbstgerechte Aussage, »daß man uns liebt, erwarten wir nicht«, bruchlos ein. Berens-Totenohl denkt nicht an die Möglichkeit eines Ausgleichs zwischen Deutschland und seinen Nachbarn, weil sie sich eine Veränderung des ideologischen »Klimas« nicht

¹⁷² Eine ähnliche Aussage findet sich an anderer Stelle, die dem »Kalten Krieg« Rechnung trägt: »Wäre im Osten nicht Rußland gewesen und hätten die Westlichen nicht gebangt, daß wir uns ganz diesem großen Volk angeschlossen hätten, wahrscheinlich hätte man aus unserm Land und Volk ein Bauernvolk gemacht. Nun halbieren sie uns und suchen zu erretten und zu erhalten, was übrig ist. So sind wir zwei deutsche Hälften geworden, und ich vermag nicht zu sagen, wie wir jemals wieder zu einem Volke werden sollen?« (S. 93)

¹⁷³ Der I. Weltkrieg als Folie des II. Weltkriegs erscheint noch an anderer Stelle: »Es war Krieg oder Nachkriegszeit, und wir hungerten als Volk. Die Siegermächte strafte uns so, wie sie es auch nach dem zweiten Weltkrieg getan haben. [...] Nach dem zweiten Kriege war alles viel schlimmer. Aber wer mag davon sprechen? Nur diejenigen, welche gequält, erschlagen, verhungert, verspottet worden sind, haben Geltung in diesem Drama, das bis heute noch nicht zu Ende ist, das vielleicht niemals mehr zu Ende gehen wird.« (S. 93)

vorstellen kann. Sie setzt auf Isolation: »Alles Weitere können wir dann selber besorgen.« Mit dem Opferstatus Deutschlands korrespondiert das eigene Leid, das vor allem durch die Entnazifizierungsmaßnahmen über die Autorin aus dem Totenohl hereinbrach. Resigniert bemerkt sie: »Was unsere Entnazifizierer mir anzutun suchten, davon will ich nicht sprechen« (S. 166). Schließlich kommt sie zu folgendem Ergebnis:

In unserm Volk schwelt der Haß weiter. Wer jemals Nationalsozialist gewesen war, mag er politisch noch so wenig gehandelt haben, bleibt verfehmt. Ihm bleibt keine andere Wahl, als daß er in sich selber jenen menschlichen Punkt findet, auf dem er stehen kann. (S. 173)

Die Idee der politischen Isolierung findet ihre Entsprechung in dem Rückzug ins Private. Die zaghafte kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in den vierziger und fünfziger Jahren versteht Berens-Totenohl nur als Ausdruck von Haß. Jeder Versuch, sie auf ihre politische Verantwortung anzusprechen, ist für sie Ausdruck eines moralischen und emotionalen Defekts. Dementsprechend fühlt sie sich von »bösen Mächten« bedroht, die sie um ihren Besitz bringen wollen:

Die im Dorfe Saalhausen nach dem Kriege hochgekommenen Männer kamen zu mir und holten fort, was ich besaß, so auch meine letzte warme Decke für den Winter. [...] Auch ein Teppich wurde mir weggeholt, und es geschah manches andere, das mich kränken sollte. Lange duldeten ich alles ohne ein Wort. (S. 170)

Die Autobiographie von Josefa Berens-Totenohl, so lässt sich abschließend zusammenfassen, ist ein signifikantes Beispiel für den Umgang einer vom Nationalsozialismus infizierten Autorengeneration mit ihrer Vergangenheit. Mit den Mitteln des Verdrängens und Verschweigens versucht Berens-Totenohl, ihre politische und künstlerische Biographie zu verharmlosen. Natürlich gelingt ihr dies nicht, vielmehr wird eine Autorin kenntlich, die nicht nur unfähig zur Auseinandersetzung mit der eigenen belasteten Vergangenheit ist, sondern deren Sprache, Bildlichkeit und Argumentation sie auch weiterhin als Vertreterin einer Literatur des »total platten Landes« (Loewy) erscheinen lassen.

*Aufnahme in diesen Sammelband mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.
Erstveröffentlichung:*

Kiefer, Reinhard: Erinnerung als Verdrängung. Überlegungen zu Josefa Berens-Totenohl und ihrer Autobiographie. In: Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung. Hg. Walter Gödden. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2000, S. 67-83.

VIII.

Besuch bei Josefa Berens-Totenohl mit Gustaf Gründgens im Jahre 1957¹⁷⁴

VON ELMAR RADEMACHER

Da hier im Sauerland eine heftige Diskussion entstanden ist, ob es noch zeitgemäß sei, Nazigrößen auf Straßenschildern zu führen, muß ich mich einmal zu Worte melden. Es geht um die Frau Josefa Berens-Totenohl. – Kurz zu meiner Person: ich bin Elmar Rademacher, geboren am 6.3.1935 in Eslohe und wohne seitdem in Schliprüthen, Gemeinde Finnentrop. Also ein echter Sauerländer.

Ich hatte 1957 das zweifelhafte Vergnügen, Frau Berens, eine der größten Nazi-propagandaschriftstellerinnen des Sauerlandes, kennenzulernen. Mein damaliger langjähriger Freund, der weltbekannte Schauspieler Gustaf Gründgens, wollte diese Frau auch kennenlernen. Er hatte einige Publikationen und die Femhofbücher gelesen. Durch Bekannte in Fleckenberg habe ich dann ein Treffen mit ihr arrangiert. Wir sind dann im Juni 1957 zu ihr ins Totenohl gefahren. Wir wurden freundlich begrüßt.

Sie war eine stattliche Frau mit exzellenter Haltung und Ausdrucksweise. Zwischen ihr und Herrn Gründgens begann eine zunächst recht freundliche Unterhaltung, die aber immer mehr in eine sehr kontroverse Diskussion ausartete. Frau Berens war auch 13 Jahre nach dem verlorenen Krieg und dem Zusammenbruch des 3. Reiches zutiefst davon überzeugt, daß die nationalsozialistische Ideologie die einzig richtige für das deutsche Volk sei. Der verlorene Krieg sei eine Folge von Korruption und Verrat, insbesondere der Juden. Sie verstieg sich sogar zu folgendem Satz: „Man hätte das jüdische Volk schon viel früher ausrotten müssen, weil es eine latente Gefahr für die Reinheit der arischen Rasse war.“ Originalton Josefa Berens.

Dass damit unser Besuch bei dieser Dame beendet war, versteht sich von selbst. Ich habe meinen Freund in den zehn Jahren unserer Beziehung noch nie so erschüttert erlebt. Vor allem, weil Gustaf Gründgens im 3. Reich vielen Juden das Leben gerettet hatte.

¹⁷⁴ Red. Anmerkung: Im Anschluss an einen Vortrag in Finnentrop hat Elmar Rademacher öffentlich von einem Besuch bei J. Berens-Totenohl 1957 berichtet (vgl. *Steinbach*, Gunnar: In: *Straßenstreit*. Mitläufertum als Naturgesetz. In: *Der Westen* – Online, 25.02.2014. www.derwesten.de/staedte/nachrichten-aus-attendorn-und-finnentrop/mitlaefertum-als-naturgesetz-id9039147.html; *Prillwitz*, Sven: Haßprediger der Nazis – Peter Bürger referiert über Josefa Berens und Maria Kahle. In: *Sauerlandkurier*, 26.02.2014. www.sauerlandkurier.de/politik/hassprediger-der-nazis/). Auf meine Bitte hin hat er seine Erinnerungen in nachfolgender Form auch schriftlich niedergelegt und am 18.03.2014 eingesandt; die Überschrift ist nachträglich von mir hinzugesetzt worden. *P.B.*



Das von Josefa Berens-Totenohl bei Saalhausen erbaute Haus
(im Leutemund „Femhof“ genannt) im Jahre 2007.
Oben am 8. März 2007: mit Hakenkreuz im Giebel.
Unten am 15. März 2007: ohne Hakenkreuz (übermalt).

Aufnahmen: Josef Schmidt

IX. Heimatmuseum – Heimatsuche Fragen entlang eines Romans von Siegfried Lenz

VON PETER BÜRGER

Vorbemerkung des Verfassers vom 11.3.2014: Den nachfolgenden Beitrag habe ich 1992 verfasst. Vorausgegangen war im gleichen Jahr die Herausgabe der Josefa-Berens-Totenohl-Autobiographie „Alles ist Wandel“, für deren unsägliche Einleitung ich namentlich verantwortlich zeichne. Somit kann auch dieser Beitrag „Heimatmuseum – Heimatsuche“ als Dokument (!) zur „Berens-Debatte“ seit den frühen 1990er Jahren gelesen werden. Einige sprachliche Wendungen und kulturkonservative Passagen im letzten Abschnitt „Ausblicke – Zur >Aktualität von Heimat<“ entsprechen nicht mehr meiner heutigen Begrifflichkeit und Einstellung! Gleichwohl bleibt der Text – abgesehen von wenigen [Einschüben] und einer sekundären Fußnote – aus dokumentarischen Gründen unverändert.

Vor über zehn Jahren durfte ich als Zivildienstleistender eine Gruppe geistig behinderter Kinder zur Ferienfreizeit in Niedersachsen begleiten. Wir besuchten in den drei Wochen der Freizeit auch ein Heimatmuseum in der Nähe des Dümmersees. Ausgestopfte Tiere, Hausmodelle, Bilder und anderes Greifbare fanden das Erstaunen der Kinder; mich zog es hin zu den Vitrinen der Heimatdichter. – Bei unserem Abschied nahm mich die Betreuerin des Museums, eine ungefähr 50 Jahre alte Frau im Trachtenkleid, beiseite und sagte etwa: „Das sind ja wirklich arme Kinder. Unter Hitler, wissen Sie, da hat man sie mit einer Spritze einschlafen lassen. Ist denn das nicht menschlicher?“ Ich konnte dieser Frau nicht von den Glücklichkeiten dieser ach so „armen Kinder“ und von dem, was sie mir schenken, erzählen; ich konnte auch keinen lauten Protest aus meiner Kehle hervorbringen. Meine sehr bescheidene „Courage“ reichte damals allein dazu aus, das Museum wortlos und betroffen zu verlassen ...

Hier war mir in Form von „Euthanasie“-Gedanken erstmals bewußt ein Abschied vom christlichen Ethos auf dem Boden von sogenanntem „Traditionsbewußtsein“ begegnet. Erst später lenkte Ulrich Hillebrand aus Meschede meinen diesbezüglichen Blick auf Westfalen und das nähere Sauerland.¹⁷⁵ Ich glaubte noch, dort sei Heimatbewegtheit immer etwas „Katholisches“ gewesen, und er korrigierte mich freundschaftlich: Eine solche heile Geschichte unserer Heimat könne nur Wunschbild sein. Allerdings wird der völkische Schatten, sofern er unseren engeren Kreis betrifft, noch immer mit Vorliebe auf einige wenige Namen begrenzt. Allen voran muß dann etwa Josefa Berens-Totenohl als Nazi-Norne oder

¹⁷⁵ In 3 Bänden wollte Ulrich Hillebrand (1960-1988) die NS-Geschichte des Sauerlandes untersuchen und dabei auch die Heimatbewegung berücksichtigen. Wegen seines frühen Todes ist nur der 1. Band erschienen: *Ulrich Hillebrand, Das Sauerland unter dem Hakenkreuz. Am Beispiel des Kreises Meschede. Bd. 1. Partei – Verwaltung – Propaganda. Meschede 1989.*

Blut-und-Boden-Dichterin erhalten.¹⁷⁶ So jedenfalls braucht man den Querverbindungen zwischen Heimatbewegtheit und Nationalsozialismus in der eigenen Regionalgeschichte nicht breiter und grundsätzlicher nachgehen.

Dem halbwegs geschichtskundigen und die Gegenwart kritisch wahrnehmenden Zeitgenossen stellt sich indessen die dringliche Frage, ob „Heimat“ nicht zwangsläufig immer wieder zum Codewort für Enge, ängstliche Selbstbehauptung, allzu kompakte „Wahrheit“ und aggressive Weltschau oder Fremdenhaß verkommt. Bleibt da etwas anderes übrig als der Auszug aus den vertrauten, bodenständigen Seßhaftigkeiten aller Art, um sprichwörtlich das Weite zu suchen?

Meisterhaft beleuchtet Siegfried Lenz diesen Konflikt von Enge und Weite in seinem bekannten Roman „*Heimatmuseum*“ (Hamburg 1978; hier zitiert nach der Lizenzausgabe des Deutschen Bücherbundes, Stuttgart-Hamburg-München). Allen Heimatpflegern sollte dieses Buch als aktuelle „Pflichtlektüre“ empfohlen werden. Sympathie und gefährliche Erinnerungen vermitteln bei Lenz die Widersprüchlichkeit der vielgeschundenen und zu oft pervertierten Vokabel für Geborgenheit: Heimat.

Schauplatz und Hauptfiguren

Schauplatz des Romans ist vor allem die masurische Kleinstadt **Lucknow**. Seine Hauptperson, der Teppichweber **Zygmunt Rogalla**, führt die Erzählung vom Anfang des [20.] Jahrhunderts über die Zeit des Ersten Weltkrieges, der Zwanziger Jahre, des „Dritten Reiches“ und der Flucht aus Ostpreussen bis hin in seine bundesrepublikanische Gegenwart.

Zygmunt (oder: Siechmunt) wächst nach dem Tode des Vaters, eines wunderlichen Alchimisten und Wanderheilers, im privaten Heimatmuseum seines **Großonkels Adam** auf. – Onkel Adam „hatte in einem Traum den Auftrag erhalten, die bucklige Welt Masuren auszufragen, Zeugnisse und Reste und Beweise unserer Eigenart zusammenzutragen, die jedem vor Augen führten, daß er eingeschmiedet sei in eine Kette, die tief in die Zeit hinabreichte.“ (S. 174) Die Sammlung, welche Zygmunt einmal erben wird, erstreckt sich von der grauen Vorgeschichte Masurens bis in die Neuzeit. Naturkundliches aus Geologie, Flora und Fauna, historische Urkunden und Dokumente, „Zeugenschaften“ aus Volkskunst, Brauchtum, Alltagsleben, Handwerk und bäuerlicher Welt – darunter eine besonders reiche masurische Spielzeugsammlung – sowie Kuriositäten aller Art gehören zu den Stücken des Museums.

Zygmunt erlernt nach der Volksschulzeit als einziger Schüler der bedeutenden Sonja Turk das Kunsthandwerk des Teppichwebens. Diese **Sonja Turk** genießt ob ihrer Herkunft ([>]Nicht-Zigeunerin[<]) aus einem [>]Zigeunertreck[<]) und der seherisch-heilkundigen Gaben ihrer Ziehmutter Bianka, die sich „mehr als vom Weben und Knüpfen vom Besprechen kranker Tiere ernährte“ (S. 231), bei einigen Lucknowern möglicherweise den Ruf einer „Hexe“. Sie ist die letzte große

¹⁷⁶ Zu Josefa Berens-Totenohl (1891-1969) vgl. ihre Lebenserinnerungen, mit einem ausführlichen Anhang zu Leben und Werk hrsg. vom Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe e.V. (Betreuung: P. Bürger u. H. Schnadt): *Josefa Berens-Totenohl*, Alles ist Wandel. Autobiographie. Eslohe 1992.

Wissende um die vielfältigen Materialien, Techniken und Symboltraditionen der masurischen Teppichwebkunst, welche nach Auskunft der Heimatgeschichtsschreibung durch ihre Hand noch einmal zur Blüte gelangt. Ihre Motive sind vor allem „heidnische“ Sinnbilder des Lebens: der Dreisproß, das Mehrungskreuz mit neun Punkten, der Achtstern, das starre Auge göttlicher Gewalt, die Odalsrune, das Sonnenkreuz, der weiße Hirsch, Wotans Schimmel, der Geleitvogel der Seele, der zwölfendige Hirsch unter dem Sechsstern und der Lebensbaum (S. 223f.). Wir sind nichts, so sagt sie, „ohne unsere Beziehungen zu den Dingen, ob nu Stern is oder Lebensbaum oder Rebhunche ...“ (S. 411). Die „Religion“ der Sonja Turk ist nur angedeutet. Wenn sie noch einmal könnte, würde sie „eine Schule jründen, in der jelehrt wird, wie man sich mit dem Ände abfindet ohne Raunzen und Jammern“ (S. 424). Wiewohl sie nur „sehend“ ihre Teppiche „jegen de Verjänglichkeit“ (S. 225) zu gestalten vermag, besteht sie doch auf Einhaltung der strengen Regeln und Überlieferungen ihres Handwerks.

Trotz ihres „Heidentums“ ist Sonja Turk keine Völkische: Bei der Anschlußabstimmung (Deutschland oder Polen?) nach dem Ersten Weltkrieg erscheint sie fast unentschieden. Eine Freundschaft verbindet sie mit dem bedeutendsten polnischen Teppichweber ihrer Zeit. Die Beschmutzung ihrer eigenen Teppiche durch die blutige Krösebrühe von völkisch-neugermanischen Bewunderern findet ausdrücklich ihre Mißbilligung (S. 328).

Zygmunt Rogallas bester Freund seit Kindertagen ist **Konrad Karrasch**, genannt **Conny**. Conny Karrasch avanciert nach der Schulzeit vom Druckerlehrling zum Redakteur des „Lucknower Boten“. Er ist nicht nur Sympathisant der polnischstämmigen Minderheit in Lucknow (bzw. „Klein-Grajewo“), sondern im Namen von Vernunft und Menschlichkeit auch Kritiker der in seinen Augen ewig gestrigen Natur- und Heimatliebhaber.

„Heimatkunde“

In der Gestalt des Zygmunt Rogalla, der mit schwersten Verbrennungen im Krankenhaus liegt und rückblickend die Geschichte des ganzen Romans seinem jugendlichen Zuhörer Martin Witt erzählt, läßt Siegfried Lenz keinen Zweifel darüber, welcher „Heimatkunde“ seine Sympathie gilt und: „daß Weltkunde mit Heimatkunde beginnt – oder mit ihr endet“ (S. 14), weil hilfreiche Kunde immer nur durch „Erfahrung“ (S. 202) zu uns kommen kann.

An dieser „Heimat“ hält er auch wider den berechtigten Einwand fest:

Ich verstehe, mein Lieber, ich verstehe Sie schon: Sie möchten – wie Bernhard – die Heimat verantwortlich machen für eine gewisse Art von hochmütiger Beschränktheit, Sie möchten ihr Fremdenhaß anlasten, den bornierten Dünkel der Seßhaftigkeit, Sie möchten sie verstehen als geheiligte Enge, in der man sich unvermeidlich seine Erwähltheit bestätigen muß, mit einem gehobelten Brett vor dem Kopf.

Ich weiß, ich weiß: Heimat, das ist der Ort, wo sich der Blick von selbst nährt, wo das Gemüt zu brüten beginnt, wo Sprache durch ungenaues Gefühl ersetzt werden darf ...

Damit Sie mich nicht mißverstehen, lieber Martin Witt, ich gebe zu, daß dies Wort in Verruf gekommen ist, daß es mißbraucht wurde, so schwerwiegend mißbraucht, daß man es heute kaum ohne Risiko aussprechen kann. Und ich sehe auch ein, daß es in einer Landschaft aus Zement nichts gilt, in den Beton-Silos, in den kalten Wohnhöhlen aus Fertigteilen, das alles zugestanden; aber wenn es schon so ist: was spricht denn gegen den Versuch, dieses Wort von seinen Belastungen zu befreien? Ihm seine Unbescholtenheit zurückzugeben? Wie ich das meine? Ich vermute, daß Sie lächeln, doch ich sage es gegen Ihr Lächeln: Heimat, das ist für mich nicht allein der Ort, an dem die Toten liegen; es ist der Winkel vielfältiger Geborgenheit, es ist der Platz, an dem man aufgehoben ist, in der Sprache, im Gefühl, ja, selbst im Schweigen aufgehoben, und es ist der Flecken, an dem man wiedererkannt wird; und das möchte doch wohl jeder eines Tages: wiedererkannt, und das heißt: aufgenommen werden ... (S. 126f.).

Immer wieder taucht im Roman die Vergänglichkeit als die große Herausforderin der Heimatsuche auf:

... Wenn Sie also glauben, daß Heimat eine Erfindung hochfahrender Beschränktheit ist, dann möchte ich Ihnen aus meiner Erfahrung sagen, sie ist weit eher eine Erfindung der Melancholie. Herausgefordert durch Vergänglichkeit, versuchen wir, den Zeugnissen unseres Vorhandenseins überschaubare Dauer zu verschaffen, und das kann nur an begrenztem Ort geschehen, in der „Heimat“ ... (S. 151).

Schon Onkel Adam, der Museumsgründer, hatte diese Auseinandersetzung geführt:

... gegen die Zeit, ja, gegen ruhige Verneinung und lautlosen Zerfall, gegen ein Ende in Namenlosigkeit; es kann aber auch sein, daß mich einfach begeisterte, wie er den Dingen ihren beweiskräftigen Ursprung zurückgab, indem er ihre Schäden behob. Denn was er von ihnen erwartete, war Zeugenschaft – „reine Zeijenschaft“, wie er sagte –, und zwar für das, was uns aushalten ließ in wechselnden Lagen, was das Verlangen nach Dauer wachrief. Doch das war es nicht allein; was er vor allem erhoffte: daß der Betrachter eine persönliche Beziehung zu den Dingen entdeckte, ein Gefühl von Mitbesitz, das ihn zu der Feststellung nötigte: So haben wir gelebt. So haben wir auf Katastrophen und Kalamitäten geantwortet, so haben wir uns Freude geborgt, so widerlegte uns der Tod, und so haben wir die alten Fiktionen zum Blühen gebracht ... (S. 171f.).

Gleichwohl kennt Zygmunt R. auch hier den Einspruch: „Jeder Tag zwingt uns zu der Erfahrung, daß alles auf Abschied hinausläuft; hier aber, in diesem Heimatmuseum, werde die Fiktion von Bleiben und Wiederkehr genährt.“ (S. 175)

Es sind jedoch „Geschichten“, denen das nur „Museale“ seine Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit verdankt. Ihnen ist mehr zu vertrauen als „allen Daten“ (S. 310):

Onkel Adam wollte alles gedeutet haben, weil, wie er sagte, von der Deutung aber auch rein alles abhängt. Was ich nicht genug hören konnte: die Geschichte, die er von jedem Stück wußte, von seiner Herkunft, von seiner Bedeutung und seinem Schicksal; so wie Eugen Lawrenz zu jedem unserer zweiundneunzig Seen um Lucknow eine Geschichte wußte, so hatte auch Onkel Adam von allem etwas zu erzählen, Legenden und Anekdoten, ja, oder „Sinngeschichten“, denen man anmerken konnte, daß sie sozusagen Ringe angesetzt hatten bei unendlichen Wiederholungen. (S. 178)

Den Besuchern des privaten Heimatmuseums in Lucknow versucht Zygmunt R. als Nachfolger des Großonkels zu zeigen,

wie jedes Ding mit Erfahrung verleimt war und bewies ihnen, daß alle bedeutenden Vorkommnisse aus kleinem, privatem Leben hervorgewachsen ..., daß Heimatkunde Aufklärung nicht verhindert, daß sie vielleicht einen „Sinn“ gibt ... (S. 270).

In einer Nacht begreift er,

daß all die bedrohten Dinge zum Sinngefüge vergangenen Lebens gehörten, sie hatten Ausdauer ermöglicht, das Unglück gemildert, Freude zugelassen, sie durften nicht abhanden kommen, sich spurlos in Säure auflösen, denn dieses vergangene Leben hatte einen Anspruch darauf, vor restloser Vergessenheit bewahrt zu werden. Warum? Weil es unser Leben vorbereitet hatte. Weil wir ihm alle nötigen Erfahrungen verdanken, auch die betäubendste Erfahrung: Vergänglichkeit. Gegen den Schmerz um die verlorene Zeit gibt es nur das eine Mittel: ihr einen Sinn zuzuerkennen. (S. 272)

Wie Zygmunt R. damals gegenüber der abstrakten „übergreifenden Bedeutung“ (S. 271) des menschlichen Existierens die Besonderheit und Konkretetheit der Sinnspuren geltend macht, so hält er auch den globalen „Losungen“ seines jugendlichen Zuhörers Martin Witt im Krankenhaus entgegen:

... ich bin der Ansicht, daß alles, was wir im heimatlichen Bezirk ordnen, unmittelbar dem Ganzen zugute kommt; eins schließt das andere doch nicht aus. Aber du sagtest noch etwas anderes: unverwechselbar; im Heimatgefühl liegt auch der Anspruch, unverwechselbar zu bleiben. Da möchte ich gern fragen: sollten wir denn zu unserem Ziel machen, namenlos und auswechselbar zu werden? Ist es das, was wir wünschen sollten, was uns zusteht: Verwechselbarkeit? Glaubst du wirklich, daß unser Glück dauerhafter wird, wenn wir freiwillig in Anonymität ertrinken ...? (S. 369)

„Heimat“ ist für Zygmunt R. ein grundlegendes Lebensgefühl:

Als Provisorium kam ich mir bisher noch nicht vor. Und das liegt wohl auch daran, daß dies Land Masuren nicht Provisorisches an sich hatte, nichts Halbausgeführtes, alles schien dir vorgesehen, bestimmt, zu Ende gebracht; diese Wälder, diese verschwörerische Stille, diese Geduld, der Gürtel der Seen und die Klammer der Tradition: hier konnte es nicht entstehen, das Gefühl der Vorläufigkeit, der Notdürftigkeit, hier kam uns nichts ergänzungsbedürftig vor. Sogar die Armut erschien uns endgültig, und die Unterschiede, und die vielfältige Abhängigkeit, in der einer lebte. Weißt du – wo man freiwillig die Herrschaft der Jahreszeiten anerkennt, da kommt man wohl nicht auf den Gedanken, ein Provisorium zu sein (S. 470).

Hier ist auch die – allerdings kultur- und dinglose – Heimatantwort des Lucknower Tierschriftstellers Pillunat nicht ganz ausgeschlossen, der seine Zuhörer beim Heimatvortrag in ein Land mitnimmt, „in dem du keinen menschlichen Eingriff erkennen konntest“ (S. 672), und der kundgibt: „... letzten Endes sind wir alle nur Findelkinder der Natur, die ihre tröstlichen Antworten allein in der Einsamkeit erhalten“ (S. 672).

Die sympathische „Heimatkunde“ Zygmunt Rogallas ist im Roman zumeist Antwort auf eine scheinbar kritische Aufgeklärtheit. Wie aber kann sie sich andererseits gegen den vernunftfeindlichen Sumpf von „rechts“ behaupten? Vom Widerstandskreis herausgefordert, glaubt Zygmunt während des „Dritten Reiches“, von ihm werde nur verlangt,

unser Museum durch die Zeit zu bringen, unser Heimatmuseum mit den unersetzbaren Zeugnissen, von denen zahlreiche durchaus nicht die offizielle Sprache gebrauchten, vielmehr etwas darstellten, was du die stumme Opposition der Dinge nennen kannst. Um das zu tun, wollte ich unabhängig bleiben. Sie sollten keinen Vorwand erhalten, die Sammlung aufzulösen oder sich ohne Begründung zu nehmen, was sie für ihre Zwecke brauchten (S. 425).

Später erwägt er dennoch, „das Museum eher aufzulösen oder zu zerstören als es der Reglementierung völkischer Hausmeister auszusetzen ...“ (S. 451).

Heimatapostel und Tendenzkultur

Schon Onkel Adam hatte im Ersten Weltkrieg durch einen sowjetischen Stabshauptmann namens Plechanow eine Kampfansage an seinen „Heimatglauben“ hören müssen: „Wenn uns etwas an Brüderlichkeit liegt, an internationaler Nachbarschaft, ... dann müssen wir mit der kleinkarierten Religion von Idylle und Besitz aufräumen, deren Stiftung die Heimatapostel sind ...“ (S. 175). Nicht weniger radikal ist der Standort von Conny Karrasch, Zygmunts bestem Freund:

Er verachtete also die kalbsäugige Andacht der Mitglieder des Lucknower Heimatvereins, die schon aus ihren Blicken sprach, wenn sie nur eine masurische Birke betrachteten; weil sie aus dem Heimatgedanken eine Religion machten, fürchtete er, daß sie eines Tages die Fremden wie Ungläubige behandeln könnten. Doch am meisten stank ihm, wie er sagte, die waltende Grenzlandgesinnung: wo zu kurz gekommene völkische Bäcker dem eigenen Brauchtum nationale Hefe begeben, haben Minderheiten nie etwas zu lachen (S. 246).

Als Zygmunt zu bedenken gibt, auch die Energie zum Widerstand läge doch in der Heimat, sagt Conny:

... du hast den Haß vergessen, Zygmunt, der aus allem kommt, was du Heimat nennst, den Haß auf die anderen: Meister Weinknecht hat ihn gerade zu spüren bekommen. Er ist kein Pole, sagte er, er will auch nicht, daß Lucknow polnisch wird, er möchte nur zeigen, daß keiner mehr Anspruch hat auf diese Wälder und Seen. Wo einer seine Heimat haben will, das soll er selbst bestimmen können, ohne daß andere das Recht haben, ihm diesen Wunsch abzusprechen ... (S. 246f.).

Prophetisch sieht Conny Karrasch das Kommen der „völkischen Seifensieder, die uns Reinheit und Hygiene bringen“ (S. 301). „Eifersüchtig auf ihre Vergangenheit bedacht, werden sie für Reinheit kämpfen; und das ist das Schlimmste: wo einige Reinheit erzwingen wollen, da müssen andere dran glauben.“ (S. 281)

Conny Karrasch behält auf ganzer Linie Recht. Der dem Museum nahestehende Lucknower Heimatverein, der sich schon bei der Anschlußabstimmung nach dem Ersten Weltkrieg als Kampfbund fürs Deutschsein profiliert hat, wird zum Zuträger jener völkischen Gesinnung, die später auch vor Grausamkeiten gegenüber den polnischstämmigen Bewohnern nicht zurückschreckt.

Zur Eröffnung einer Teppichausstellung mit Stücken u.a. von Sonja Turk und ihrem Meisterschüler Zygmunt verweist der Heimatvereinsvorsitzende Bilitza auf die „Wesensschau der alten Sinnbilder, die zum Ursprung jeglicher Gemeinschaft führten“ (S. 318). Nie und nimmer hätten Masuren die hohe „**Volks-Kunst**“ ihrer Teppiche bei den Tartaren in Südrußland gelernt. Vielmehr seien diese „den schwedischen Bauernteppichen redlich verwandt“. Der Bodenteppich hätte überhaupt „nur in einem germanischen Haus als Heiligtum gegolten“ (S. 318). Bilitzas Rede feiert das Brauchtum als „Erfahrung des Blutes“ und als „Gesetz der [deutschen] Seele“. Er verbindet mit den Ahnen, die im „Wettern des Zeitenschicksals“ ihre „Wehrhaftigkeit“ nur erhielten, indem sie auf „**unnützes Nachdenken verzichteten**“ (S. 319).

Conny, dessen Ausstellungskritik im Lucknower Boten zunächst wohlwollend die Teppiche vorstellt, nennt diese Brauchtumstheorie „eine weltanschauliche Häkelarbeit für Leute, die glauben, sich einen besonderen Wert zulegen zu müssen; sie tun es, indem sie sich für eingeweiht halten“ (S. 326). Hernach führt die Zeitungskritik nicht nur ausgiebig das „Blutvokabular“ des Redners, sondern auch

die Zutaten des zur Ausstellung gereichten Schwarzsauers, einer masurischen Liebesspeise auf Blutbasis, an (S. 362f.).

Geradezu lächerlich gerät die Wiederbelebung eines heidnischen Rituals durch den Lucknower Heimatverein: Unter nächtlich dunklen Eichen bringen die erwachsenen Mitglieder auf einem Granitaltar dem sudanischen Gott Curchos schweigend ihre Opfergaben dar, um dann nach einer ergreifenden völkischen Ansprache bei munterem Männerumtrunk mit Honigschnaps dem Morgengrauen entgegenzuwarten (S. 396).

Letztlich scheint Conny K. ebenso mit seiner Überzeugung Recht zu behalten, daß ein Heimatmuseum zu den Dingen zähle, „denen wir keine Unschuld zugutehalten können ...: ungewollt weckt es völkische Arroganz“ (S. 404).

Eines Tages erscheint zunächst ein brauner Professor aus Königsberg, um in aller Deutlichkeit die vorläufige Nichtförderungs würdigkeit des „tendenzlosen“ Lucknower Museums festzustellen:

Was nützt es, wenn Fund auf Fund zusammenkommen – ihre Bedeutung gewinnen die Dinge erst in der Organisation, und das heißt, wenn sie einer Idee dienstbar gemacht werden, einem großen Gedanken. Jeder weiß, daß unsere Vorfahren arbeiteten, kämpften, daß sie ihr Brauchtum pflegten; dies zu belegen, ist beinahe müßig; worauf es ankommt: daß die Fundstücke zu einem Beweis dafür herangezogen werden, daß sich der Masure seit je als Vorposten des Deutschtums im Osten empfand. Die Funde haben nicht nur etwas zu verbürgen, sie müssen auch demonstrieren, sie müssen agitieren. Der Professor gab ein Beispiel: wenn Waffen und bäuerliches Werkzeug entsprechend miteinander kombiniert werden, lassen sie Wehrhaftigkeit und Bodenständigkeit wie von selbst als schicksalsverbindende Bedingungen erscheinen (S. 390).

Conny Karrasch warnt Zygmunt vor solchen „Falschmünzern der Geschichte“:

... sie werden kommen und dir beweisen wollen, daß Geschichte nur erlebt werden kann als Sonderfall, als Heldengeschichte oder als Geschichte nationaler Selbstbehauptung. Du hast alle sinnlichen Gegenbeweise: mit ihrer Hilfe kannst du zeigen, daß Geschichte alles umfaßt, auch das Unscheinbare, den wunderbaren Ramsch. (S. 426)

Zygmunt selbst weiß: der Ostlandreiter der neuen Zeit „muß darauf achten, daß alle überlieferten Zeugnisse für ihn sprechen, und deshalb kommt er nicht darum herum, die Zeugen und Zeugnisse zu sortieren, er muß aussondern, durchforsten, reinigen ...“ (S. 443). – Aber: Man kann die Vergangenheit, die „uns allen“ gehört, „nicht aufteilen, zurechtschleifen; das verwächst doch miteinander, verschränkt sich, das bestätigt sich gegenseitig in Habgier, Macht und Niederlagen – manchmal, aber sehr selten, in Vernunft; und wer versucht, die Dinge und Beweise zu trennen, die uns hinterlassen wurden, wer sich einen reinen Ursprung zulegen will, der weiß, daß er Gewalt braucht“ (S. 445).

Genau dies aber unternimmt ein staatlicher Museums-Zensor der Nazis, der zielsicher „artfremde“ Ornamente eines Butterfasses vom großen Weichselbogen, eine polnische Flachsbreche, einen sich „aus der Kaschubei verirrt“ Eckschrank, ein Mangelbrett mit Zigeunerherkunft und anderes wie „Übeltäter“ entlarvt (S. 448). Sogar in der masurischen Teppichsammlung wird er fündig, was das „Wesensfremde“, „Andersartige“, das „Undeutsche“ anbelangt (S. 446ff).

Unter dem Stichwort „Schicksalsgemeinschaft“ wird in der sogenannten Neuen Zeit und ihrer „gewaltsamen Auslegung“ schließlich überdeutlich, „wofür Heimat erhalten sollte. In ihrem Gehege, so meinten sie, gediehen die nationalen Tugenden, die dringend benötigt wurden, also Treue und Tapferkeit und verbissene Ausdauer, und als Ort der Heimat galt ihnen nun nicht mehr eine Landschaft, sondern ein Gau, das Reich ...“ (S. 491).

Darin lag das Ziel von „Heimatdivisionen“: „Heimatliebe sollte umschlagen in äußersten Wehrwillen. Heimaterde, Heimatstolz, Heimatlaut: sie sollten uns inspirieren, erfüllen, begeistern.“ (S. 569) Angesichts dieser Zusammenhänge weiß Conny seine Ablehnung des Heimatsinns nur allzu sehr bestätigt: „... wann werdet ihr merken, daß Heimat nichts ist als die Freistätte ungebrochener Überheblichkeit und beschränkter Selbstfeier: ein Alibi.“ (S. 509)

Die Sicherstellung der Zeugenschaft

Nur ein Teil des von Onkel Adam gegründeten Museums kann in den letzten Wochen des II. Weltkrieges auf der Flucht, die Zygmunt's Frau Edith und seinen Sohn Paul als Vermißte zurücklassen wird, gerettet werden: Rest einer „vieltaligen Chronik der Vergeblichkeit“ und einer „Dokumentation des unaufhörlichen Verlustes“ (S. 509). Zygmunt nimmt die Stücke nicht deshalb mit auf den Fluchtkarren, „weil sie dereinst einen Anspruch begründen, ein Recht einklagen sollten“, sondern „weil es einfach zu uns gehörte, zu unserem Leben, zu den gesicherten Erkenntnissen über uns selbst, mit deren Hilfe wir die krummen Pfade unserer Herkunft zurückverfolgen konnten ...“ (S. 571).

In Egelund bei Schleswig, wohin es Zygmunt Rogalla verschlägt, findet er Aufnahme und ein neues Zuhause. Dort entsteht neben einer neuen Teppichwerkstatt in der Tradition Sonja Turks in der Nachkriegszeit auch das **private** Heimatmuseum, „das einzige masurische Heimatmuseum“, wieder. Zur Eröffnungsfeier, deren Regie der Ältestenrat des bereits wieder neugegründeten „Lucknower Heimatvereins“ an sich gerissen hat, erblickt ein (besonnener) Vertreter der Landesregierung das Museum als „Ausdruck rechtmäßiger Sehnsucht“ (S. 637), welche Zeit aufhebe und dem Ersehnten zu naher Gegenwart verhelfe. Doch nicht weniger deutlich wünscht er, daß diese „Sehnsucht nach der alten Heimat in neuer Nachbarschaft“ mit den dort jetzt lebenden Menschen aufgehe. – Ganz anders beschwört Przytulla vom Heimatverein, der bereits Forum einer revanchistischen Vertriebenenpolitik geworden ist, das Vorübergehende des Unglücks (S. 639ff). Verspätet erscheint auch Conny Karrasch zu dieser Feier und fühlt sich an diesem Abend, wie er im Museum (wieder) „Grund unter den Füßen“ bekommt. Nach langer russischer Kriegsgefangenschaft hat er, ehemals Vertreter

einer kühlen Vernunft, sich zum patriotischen Heimatideologen gewandelt. Er arbeitet als Chefredakteur der von ihm begründeten Lucknower Vertriebenenzeitung, lebt spartanisch (ohne eigene, individuelle Erinnerungsstücke) und kämpft unermüdlich für die Sache der Heimat, für das „Recht auf Heimat“.

Zusehends wird die private, gleichwohl mit zahlreichen Schenkungen bedachte Sammlung Zygmunts in Egelund von den „Liehabern der Unwirklichkeit“ gefeiert und – wie ehemals von den Völkischen – auch ideologisch enteignet. Als nach Jahren Reschat, einer der alten Lucknower Nazi Größen („der mit dem goldenen Eichenblatt“), zum Vorsitzenden des Heimatvereins gewählt wird und Conny Karrasch mit anderen Funktionären eine „Bereinigung“ der Museumssammlung von „fremdartigen“, vor allem polnischen Objekten durchführen will, zerstört Zygmunt Rogalla sein und seines Großonkels Lebenswerk, das private Heimatmuseum, durch Brandstiftung ...

Er hatte nur den Wunsch, „die gesammelten Zeugen unserer Vergangenheit in Sicherheit zu bringen, in eine endgültige, unwiderrufliche Sicherheit, aus der sie zwar nie wieder zum Vorschein kommen würden, wo sich aber auch niemand mehr ihrer bemächtigen könnte, um sie für sich selbst sprechen zu lassen.“ (S. 696)

Ausblicke – Zur „Aktualität von Heimat“

Sieht man einmal von der besonderen [>]Vertriebenenproblematik[<] ab, ließe sich die von Siegfried Lenz erzählte Geschichte um Geschichte in anderen deutschen Landschaften – auch der westfälischen – mit vielen Entsprechungen und Ähnlichkeiten wiederfinden.

Eine abgeschlossene, einheitliche „Theorie von Heimat“ bietet der Roman nicht, jedoch viele Gründe, einer solchen, wie immer sie geartet sein mag, gründlich zu mißtrauen. Zwischen Heimatsympathie und Heimatkritik bewegen sich die Anregungen und Anfragen des masurischen Museums.

„Heimat“ ist allen entzaubernden Aufklärungen zum Trotz eine leibhaftige Frage von Geborgenheit. Sie meint das Eingebundensein in ein zeit-räumliches Beziehungs- und Bedeutungsgeflecht mit Gesicht und Namen. Bevor es die innere oder soziale Heimat geben kann, bedürfen wir der „konservativ“ gemeinten Heimat der Kindheit, des Herkommens und Heranwachsens.

Wer in seiner konkreten Lebenswelt heimatlos ist, dem werden die überall und immer schon gefährlichen Abstraktionen zur Versuchung. Auf solchem „Boden“ ertönt als hohle Phrase: „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein.“ Ihre Schwäche und Angst offenbaren Parolen dieser >Qualität< dann in der sich anschließenden egoistischen [rassistischen] Primitivität: „Deutschland den Deutschen ...“ Die sich minderwertig oder entbehrlich Fühlenden, Zukurzgekommene aller Schattierungen und sozial Entwurzelte werden als Heimatlose, die sie in Wirklichkeit sind, oft anfällig für faschistoide Heimatideologien. (Ähnlich geraten allerdings auch gefühlsverarmte Rationalisten und Technokraten zu allen Zeiten leicht in die Fangarme eines vernunftfeindlichen Heimatsumpfes.)

Der Ernstfall von Heimat, wenn sie als umfassende Herausforderung jeder Gesellschaft verstanden wird, zeigt sich im Kleinraum. An dieser Stelle kommt der regionalen, heimatlichen Kultur als Vermittlerin von Identität möglicherweise gerade bei der vorbeugenden Verhinderung „brauner Heimatphänomene“ eine entscheidende Mitverantwortung zu.

Hier ist die Frage nach den Wurzeln und Werten menschlichen Lebens und Zusammenlebens kaum zu umgehen, wenn „Heimatspflege“ nie wieder zur vernunftlosen und sittenfreien Brutstätte für Fremdenhaß verkommen soll. Auch wer seine eigene Unsicherheit mit einer Fassade von Lokalpatriotismus und Traditionsbewußtsein verdeckt, ist ein Heimatloser!

Ein kritischer Rückblick in die >Geschichte der Werte< könnte z.B. offenbaren, wie unchristlich die bis in die jüngste Vergangenheit hinein gepflegte westfälische Stammesideologie oder der Götzenkult der eigenen „Scholle“ waren. Wie wenn Heiligtümer dieser Güte [landschaftsbezogene Besonderheiten] je mehr sein könnten als – im besten Fall – schöne Facetten in der unendlichen Phantasie eines Schöpfers, dem Herkunft oder [sogenannte] [>]Rasse¹⁷⁷[<] eines Menschenantlitzes im Letzten buchstäblich gleichgültig sind. – Und warum eigentlich sollten die Facetten sich nicht auf nahem Raum kennenlernen oder gar überschneiden können? – Artikel 1 jeder „Heimatspflege“ müßte als christlicher oder einfach humaner Wertmaßstab lauten: Heimat kann es ohne Beheimatung des nahen oder fernen Mitmenschen nicht geben.

Allerdings wäre eine [>]entseelte[<] „Heimat“, die **nur noch** in sachlicher Prosa geographisch, botanisch, architektonisch oder wie auch immer beschrieben werden könnte, kaum eine echte Alternative. Wo Gefühl und individuelle Bedeutung ganz ausgeblendet werden, kommt „Heimatliebe“ in den irrationalsten, sentimentalsten und primitivsten Formen zur Hintertür wieder herein. Die [>]Kulturnation Deutschland[<] gerät 1933 in die finsterste Barbarei. Der aufgeklärte und vernünftige Conny Karrasch im Roman von S. Lenz konvertiert zum fanatischen Heimatkämpfer. Beides spricht auf seine Weise für sich.

Bildlich gesprochen, muß also neben der wissenschaftlich fundierten Systematik des modernen Heimatmuseums auch weiterhin das Kuriosum, das geschichten-erzählende Detail und nirgends einzuordnende Besondere seinen Platz einnehmen können. Schließlich darf nicht jeder, der angesichts der Kulturgleichschaltung im Zeitalter von Massenmedium und Massenprodukt (bzw. Konsum) noch von der „Seele“ einer Region spricht, sofort in die Nähe völkischen Stammesdünkels gerückt werden. (Überhaupt lag den Völkischen ja gerade nie etwas am Kleinraum. Allenfalls duldeten sie eine sich deutlich unterordnende „Stammesart“ in Gau-Größen.)

Die dem Heimatgedanken fast immer, eigentlich „wesensgemäß“ innewohnende „Zivilisationskritik“ (Fortschritt bedeutet als Kehrseite Verlust) kann ebenfalls nicht von vornherein als reaktionär gelten. Auch hier ein Detail zur Illustration: Wie weit mögen die uniformen Elektronik-Videospiele in nahezu allen modernen

¹⁷⁷ [Der Begriff „Rasse“, den ich hier 1992 tatsächlich noch verwende, ist anthropologisch in keiner Weise haltbar; seine Verwendung würde sich also auch dann verbieten, wenn der Begriff durch die Geschichte nicht ein für alle Mal seine „Unschuld“ verloren hätte. – Anmerkung P.B., März 2014]

Kinderzimmern wohl von den unverwechselbaren Wundern in der Spielzeugkammer des „masurischen Heimatmuseums“ entfernt sein? Freilich kann eine Antwort darauf nicht einfach in nostalgischer Rückwärtsschau liegen, sondern müßte – vor Ort – nach anfaßbaren Gegenwartsalternativen suchen. Etwas anderes tun ist besser als zu lamentieren.

Eine gewichtige Anregung, die nicht nur das Kapitel „Vergangenheitsbewältigung“ betrifft, gibt Siegfried Lenz der Heimatpflege mit auf den Weg, sofern sie nicht idyllisches Eiapopeia dekorativer oder schlimmerer Art sein möchte: an die Leidenden, an Scheitern und Versagen, an Vergeblichkeiten und Dunkelheiten zu erinnern, neben der Weite heimatlicher Welterkundung und Geborgenheit auch Enge und Außenseitertum, neben der Idylle auch das Häßliche, neben der Treue auch den Verrat zu zeigen.¹⁷⁸ Das verlangt von uns nur Wahrhaftigkeit und ein angstfreies Herz, denn wir stehen – hoffentlich noch lange – nicht vor der „Notwendigkeit“, die gesamte „Zeugenschaft der Heimat“ in Flammen aufgehen zu lassen, um sie den Verrätern für immer zu entziehen. Nicht daß das Lob der heimatlichen Menschengemeinschaft, die Liebe zu den kleinen oder großen Natur- und Kulturwundern der eigenen Landschaft oder die überschaubaren Tagträume einer heilen Welt Abschied nehmen müßten. All das kann gute Gründe vorweisen und ist gar nicht immer harmlos. Aber die Leiden, Opfer und Schatten menschlicher Geschichte zu vergessen, das stünde einer vom Anspruch her christlich geprägten Kultur (und Heimatbewegtheit) kaum gut zu Gesichte.

(Rückblickend darf man dazu wohl anfragen: Warum hatten unsere „katholischen Märtyrer im Dritten Reich“ längst ihre lokalen Hagiographien, als das Schicksal der Juden, Kriegsgefangenen oder [>]Fremdarbeiter[<] vor Ort noch mit keiner Zeile erinnert war? Letzteres stieß nachweislich in unserem Raum auf den Widerstand >anständiger Bürger<.¹⁷⁹ Warum erzählen unsere Dorfannalen (was zweifelsfrei auch ihre Aufgabe ist) zwar von den lustigen Originalen, aber nur selten von dem schweren Geschick Einzelner?)

Die tiefste, religiöse Dimension von „Heimat“ wird bei S. Lenz als eine „Schule gegen die Vergänglichkeit“ zumindest angedeutet. Sie ist noch mehr als heimatliche Glaubensüberlieferungen im engeren Sinne oder die – zumeist arg chronologisch fixierte – Geschichte der Ortskirche. Sie bleibt nicht minder bedeutsam für den, der keine volksskirchliche oder konfessionelle Heimat mehr wahrnimmt, was inzwischen ja durchaus auch im Sauerland vorkommt.

Ob es aber für mein Erdenleben überhaupt ein Zuhause geben kann, ob der Tod als großer Spielverderber die Wahrheit von Geburt und Herkunft Lügen straft

¹⁷⁸ Als „Heimatverhinderung“ hat diesen wesentlichen Aspekt jüngst der aus dem Sauerland stammende kath. Theologieprofessor Hubertus Halbfas beschrieben: *H. Halbfas, ... was allen in die Kindheit scheint* (Rede). Hrsg. Kreisheimatbund Olpe. Olpe 1992.

¹⁷⁹ Vgl. dazu exemplarisch (!) das Schicksal des Mescheder Sühnekreuzes (errichtet zur Sühne für die „Ermordung von 80. Fremdarbeitern“ am 11.6.1947), in: *Das Mescheder Sühnekreuz. Seine Geschichte nach einem frühen Bericht von Georg D. Heidingsfelder*. Hrsg. Pax Christi – Katholische Friedensbewegung. Meschede 1986; und: *Dokumentation. 40 Jahre Mescheder Sühnekreuz. 1947-1987*. Hrsg. Pax Christi – Katholische Friedensbewegung. Meschede 1987.

und jede erahnte Heimatlichkeit letztlich ins Vergebliche fallen läßt, das sind Fragen, die nicht im Weltraum und auch nicht in theologischen Enzyklopädien das Entscheidende erfahren, sondern – wieder eher inmitten der allernächsten und greifbaren „Heimat“, weil es Fragen leibhaftiger Menschen und Menschen-gemeinschaften sind.

Nach der Erstveröffentlichung:

Bürger, Peter: Heimatmuseum – Heimatsuche. Fragen entlang eines Romans von Siegfried Lenz. In: Esloher Museumsnachrichten 1992, S. 30-38.

Peter Bürger, geb. 1961 in Eslohe: Theologe, examinierter Krankenpfleger, freiberuflicher Publizist. – Buchveröffentlichungen (Auswahl): Das Lied der Liebe kennt viele Melodien (2001/2005); Napalm am Morgen (2004); Hiroshima, der Krieg und die Christen (2005); Kino der Angst - Terror, Krieg und Staatskunst aus Hollywood (2005/2007); Bildermaschine für den Krieg (2007); Die fromme Revolte - Katholiken brechen auf (2009); Fang dir ein Lied an - Selbsterfinder, Lebenskünstler und Minderheiten im Sauerland (2013); eine in bislang vier Bänden vorliegende Mundartliteraturgeschichte des Sauerlandes (www.sauerlandmundart.de). – Begründer des Christine Koch-Mundartarchivs am Museum Eslohe. 2006: Bertha-von-Suttner-Preis (Kunst und Medien); 2010: LWL-Förderpreis für westfälische Landeskunde.

X. Hinweise zur Straßennamendebatte und zur neueren Literatur

„Auch und gerade der Tourismus im Sauerland hat aus seinem Selbstverständnis heraus Interesse, dass das Land modern und aufgeschlossen wahrgenommen wird. Dazu passt es nicht, wenn ein inzwischen in Teilen fragwürdiges Kulturerbe öffentlich gewürdigt wird. Straßennamen sind ein Bekenntnis. Wenn man Zeit hat und in den Ferien ist, beschäftigt man sich als Besucher oft eingehender mit einer Region – und müsste dann erkennen, dass die Aufarbeitung nicht angegangen wurde. Ich halte das aber für nötig. – Dabei sollten wir vermitteln und uns bewusst machen, dass die Bundesrepublik eine eher im Stillen verlaufende lange, vielleicht in Details auch zu lange Zeit, des Bewusstwerdens gebraucht hat, was wirklich geschehen ist. Und dass die Mitmacher, zu denen wir Jüngeren unter den damaligen Dauerbedrohungen und Umständen vielleicht auch gehört hätten, in der nicht mit unbelastetem Personal startenden Demokratie weiter zuhaufpräsent waren. Es ist bitter, aber es gab in der Nachbetrachtung wohl keine bessere und vor allem schnellere Lösung. Alles brauchte seine Zeit. Aber jetzt ist es gut. Wir wissen genug und wir wissen zu viel, als dass wir bspw. die immer noch falsch benamigten Straßen weiter akzeptieren können.“

Zuschrift von Thomas Weber, Schmallebenberg (03.03.2013)

In der Gemeinde Eslohe erfolgte sehr bald nach Vorlage des „Straßennamen-Dossiers“ (daunlots nr. 60) des Christine Koch-Mundartarchivs am Museum Eslohe auf Antrag der CDU-Fraktion vom 14. Januar 2013 im Rat ein Beschluss zur Umbenennung eines Josefa-Berens-Weges. Die Entscheidung fiel – bei einer Enthaltung – einstimmig. Der Weg wurde dann gemäß Vorschlag der SPD Eslohe (Ratsentscheid vom 25.04.2013) nach der zur NS-Zeit verfolgten jüdischen Familie *Goldschmidt* benannt, aus der u.a. die maßgeblichen Begründer des Esloher Fußballvereins BCE stammen.¹⁸⁰

In Lennestadt regte die Ratsfraktion der Grünen mit einem Schreiben vom 07.02.2014 die Revision von drei „Berens-Benennungen“ im öffentlichen Raum an; der Vorschlag fand Zustimmung auch bei der CDU, nachdem Stadtheimatpfleger Günther Becker (ehemals Kreisheimatpfleger Olpe) sich in einer Expertise nachdrücklich für die Umbenennungen ausgesprochen hatte.¹⁸¹ Bereits am 27.02.2014 erfolgte dann im Einvernehmen von CDU, SPD und Grünen – bei einer Gegenstimme aus Saalhausen – ein Ratsbeschluss zur Umbenennung der drei

¹⁸⁰ Vgl. Erika *Biskoping*: (Eslohe) Straßennamen werden geändert. Umbenennung des „Josefa-Berens-Weg“ beschlossen. In: Sauerlandkurier, 01.05.2013; Frank *Selter*: Wohnstraße bekommt neuen Namen. In: Westfalenpost / Westfälische Rundschau (Eslohe), 01.05.2013. – Zur Geschichte der Esloher Juden und der Familie Goldschmidt vgl. den „virtuellen Ausstellungskatalog“ (2013) auf: <http://museum-eslohe.de/2013/10/kicker-kampfer-legenden-juden-im-deutschen-fussball/>

¹⁸¹ Vgl. Werner *Riedel*: Lennestadt. Name Josefa Berens soll aus Stadtgebiet verschwinden. In: Der Westen – Online, 20.02.2014. <http://www.derwesten.de/staedte/nachrichten-aus-lennestadt-und-kirchhundem/name-josefa-berens-soll-ausstadtgebiet-verschwinden-id9018753.html>

Straßen „Josefa-Berens-Straße, Femhof-Straße und Frau-Magdlene-Straße“ in Lennestadt-Gleierbrück.¹⁸²

Nach z.T. sehr heftigen Kontroversen¹⁸³ zu Anfang des Jahres wird es jetzt auch in der Nachbarkommune Finnentrop zur Straßennamen-Revision kommen: „In Form eines gemeinsamen Vorschlags von Anwohnern und Verwaltung soll dem Finnentropener Rat vorgeschlagen werden, die Josefa-Berens-Straße und Maria-Kahle-Straße umzubenennen.“¹⁸⁴ – Darüber hinaus gibt bzw. gab es keine „Josefa-Berens-Straßen“ in weiteren Kommunen des Sauerlandes.

Eine umstrittene Broschüre „*Persönlichkeiten in Meschedes Umfeld*“, die u.a. ein unannehmbares Kapitel zu Josefa Berens enthielt, wird derzeit überarbeitet und ist (wie auch ein Beitrag zu Dr. Lorenz Pieper) im Internet inzwischen nicht mehr abrufbar.¹⁸⁵

*

Ergänzend zum „Josefa-Berens-Kapitel“ in „daunlots“ Nummer 60 hat Jörg Endris Behrendt, M.A. (Kreisarchiv Olpe) zwei neuere Literaturquellen mitgeteilt, zunächst folgende Darstellung:

Adam, Christian: Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich.
Berlin: Verlag Galiani 2010.

In Kapitel 9 „Blut ohne Boden: Die Erfolge national(sozial)istischer Autoren“ gibt es bei Christian Adam auf den Seiten 288-292 ein Unterkapitel „*Der Nachruhm der Heimatdichter: Josefa Berens-Totenoehl, Felicitas Rose*“. In der systemtreuen Literaturbetrachtung der NS-Zeit galt „Josefa Berens-Totenoehl [...] im Leben wie im Werk“ wörtlich als „ein Beispiel für die unüberwindliche Kraft, die im Blut und Boden eines Volkes ruht“ (S. 289 [ausgewiesenes Originalzitat nach: Günter Hahn,

¹⁸² Vgl. Vgl. Werner *Riedel*: Lennestadt. Name Josefa Berens soll aus Stadtgebiet verschwinden. In: Der Westen – Online, 20.02.2014. <http://www.derwesten.de/staedte/nachrichten-aus-lennestadt-und-kirchhundem/name-josefa-berens-soll-ausstadtgebiet-verschwinden-id9018753.html>

¹⁸³ Die sauerländische Diskussion über J. Berens und M. Kahle führte in der Kommune Finnentrop im Jahr 2013 zu keinen Veränderungen, wobei das entsprechende Vorgehen von allen Ratsfraktionen mitgetragen wurde (vgl. Hubertus *Halbfas*: Nazi-Straßennamen in Bamenohl. Eine Rückfrage. In: Südsauerland. Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe. Folge 253/2013, S. 388-390). Nach Kritik u.a. aus dem Kreisheimatbund Olpe revidierte die FÜR-Fraktion am Ort ihre frühere Haltung und beantragte eine Umbenennung der nach beiden Schriftstellerinnen benannten Straßen. Vgl. zur nachfolgenden Eskalation der Debatte u.a. zahlreiche Medienmeldungen im Internetarchiv (z.B. www.derwesten.de/suche/?q=Strassennamen). – Zur gleichzeitigen Nellius-Debatte in Sundern vgl. jetzt auch die Beiträge in: Sauerland Nr. 1/2014, S. 27-29.

¹⁸⁴ Gunnar *Steinbach*: Finnentrop. Ende im Straßenstreit. In: Der Westen-Online, 14.03.2014. <http://www.derwesten.de/staedte/nachrichten-aus-attendorn-und-finnentrop/ende-im-strassenstreit-id9118995.html>

¹⁸⁵ Vgl. dazu die Mitteilung auf der Internetseite der Stadt Meschede (Abruf 20.03.2014): „Mit Meschede sind auf unterschiedliche Weise bedeutende Persönlichkeiten verbunden, deren Leben und Werk kurz dargestellt wird. Die entsprechende Broschüre wird derzeit überarbeitet.“ www.meschede.de/Stadtinformation/geschichte/geschichte_ehrenbuerger_ua/geschichte_ehrenbuerger.php – Eine solche Überarbeitung ist in der Tat zwingend erforderlich, denn die besagte Publikation folgte in den Ausführungen zu J.B.T letztlich der apologetischen „Vereinnahmungsthese“ und arbeitete in bedenklicher Weise dem absurden, gleichwohl in rechten Kreisen beliebten Opfermythos zu (Verfemung der Autorin nach 1945: „Isolierung und Vereinsamung mit ganzer Härte“, „totgeschwiegen“, Leben „in Armut und finanzieller Not“ usw.). Mit der Wendung „Nähe zum Nationalsozialismus“ wurde – trotz der neueren Forschung – verschleiert, dass die Autorin selbst (fanatisch) überzeugte, prominente und weltanschaulich hochaktive Nationalsozialistin gewesen ist.

Die Weltliteratur H. 12/1942]). Der Komplex „Berens-Totenohl“, bei dem es also mitnichten um unpolitische Heimatromane geht, ist nur in Zusammenhang mit dem faschistischen Kultur- und Propagandaapparat richtig einzuordnen: „Den Segen von ganz oben hatte Josefa Berens-Totenohl. Die *Bücherkunde* verlieh ein Prädikat, das sie nur selten vergab: Das Werk der Autorin sei >mit allen Mitteln zu fördern<. Die Rosenberg'sche Schrifttumsstelle zählte die Bücher der Autorin unter das >wertvollste schöngeistige Schrifttum der letzten Jahre<. Das Werk der Westfälin wurde in eine Auswahl von Büchern aufgenommen, die die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums dem >Führer< zum 47. Geburtstag als Geschenk überreichte.“ (S. 290)

Der zweite aus Olpe mitgeteilte Literaturhinweis ist auch deshalb von besonderem Interesse, weil es sich hier um eine Dissertation handelt, die gezielt den Blick auf schreibende *Frauen* im Nationalsozialismus lenkt:

Gehler, Eva-Maria: Weibliche NS-Affinitäten: Grade der Systemaffinität von Schriftstellerinnen im „Dritten Reich“. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010.¹⁸⁶

Eva-Maria Gehler will bei den von ihr untersuchten Persönlichkeiten und Werkkomplexen mit genauen Abstufungen bestimmen, in welchem Grad jeweils eine Nähe zum bzw. Identifizierung mit dem Nationalsozialismus vorliegt. Ihre dabei zugrundegelegten Kriterien sind alles andere als rigoros. Nur weil sich eine Vertreterin der „Heimatkunst“ etwa in der Nähe zu bevorzugten Themenfeldern und Genres der NS-Zeit bewegt, muss sie noch lange nicht überzeugte Nationalsozialistin bzw. Gesinnungstäterin sein. Selbst einzelne NS-konforme „Auftragsarbeiten“, darunter vielleicht sogar „Huldigungsgedichte auf Hitler oder das Regime“ (S. 39), sind noch kein hinreichender oder gar zwingender Beweis für eine Konformität mit Weltanschauung und Praxis des Nationalsozialismus.¹⁸⁷ Vielmehr gilt es, auf breiter Quellenbasis – bezogen auf Biographie, Wirken (Praxis) und schriftstellerisches Werk – ein Gesamtgefüge zu würdigen. Bei dieser Vorgehensweise fällt dann allerdings die Einordnung von Josefa Berens-Totenohl mehr als eindeutig aus: „Josefa Berens-Totenohl, eine heute kaum noch bekannte Schriftstellerin, ist eine typische Vertreterin der sogenannten Blut- und Bodendichtung. Sie brachte ihre nationalsozialistische Haltung sowohl im Werk als auch in ihrem Verhalten deutlich zum Ausdruck.“ (S. 44) Es steht die überzeugte und politisch aktive Nationalsozialistin und Schriftstellerin „Berens-Totenohl am äußersten Rand der maximalen Bewertungen“, was in einem Schaubild der Dissertation auch optisch zur Darstellung kommt (vgl. S. 82-83). – Mit anderen Worten, in leicht verständlichem Klartext: Brauner geht's kaum noch.

¹⁸⁶ Berücksichtigt in einem 2013 erschienenen Beitrag von Dr. Ulrich F. Opfermann, der auch im vorliegenden digitalen Sammelband aufgenommen worden ist (→IV).

¹⁸⁷ In den Erläuterungen der Kriterien hätte aus meiner Sicht deutlicher hervorgehoben werden müssen, dass nicht erst direkte Aufrufe „zur Vernichtung der Juden“, sondern überhaupt jegliche Zuarbeit von Autorinnen zur antisemitischen Propaganda der Nazis als bedeutsames Indiz für eine nationalsozialistische Überzeugung zu gelten hat.

Anfang dieses Jahres ist noch folgende Arbeit mit einem eigenen Kapitel zu Josefa Berens-Totenohl erschienen:

Bodesohn, Frank: Literatur als Propagandainstrument des NS-Regimes. Verbreitung der Blut-und-Boden-Ideologie aus Hitlers „Mein Kampf“ in der NS-Literatur. Hamburg: Diplomica Verlag GmbH 2014.¹⁸⁸

Mit dem Unterkapitel „5.2. Josefa Berens-Totenohl: Die Verschmelzung von Blut und Boden“ (S. 52-62) in dieser Veröffentlichung erfolgt die – bedenkenswerte – Anregung, sich noch eingehender bislang mit der *Lyrik* von Josefa Berens-Totenohl auseinanderzusetzen. Der Autor Frank Bodesohn interpretiert mit geschärftem Blick für die nationalsozialistische Weltanschauung (gemäß „Mein Kampf“) und Metaphorik der Dichterin drei ausgewählte Gedichte („Die Eiche“, „Das schlafende Brot“, „Liebesfeier“) aus dem JBT-Band „*Das schlafende Brot*“ (Jena 1936) und beendet den für uns interessanten Abschnitt mit knappen Ausführungen zum JBT-Versepos „*Einer Sippe Gesicht*“ (Jena 1938).

*

Nachbemerkung zum Lyrikband „Das schlafende Brot“ (1936):

Interessant sind nicht nur die Bezüge und Umdeutungen zu biblischen Bildern (ohne erkennbare christliche Inhalte) in diesem Weltanschauungswerk einer Nationalsozialistin, sondern auch die zahllosen Belege für Todeskult und Todessehnsucht¹⁸⁹. Dem Tod der Mutter bei der eigenen Geburt sind Zeilen wie diese gewidmet: „Mein Denken an dich / ist ein Stürzen in tiefe Brunnen, aus denen es kein Erwachen gibt“ (S. 27: *Mutter*). „Heiligster Schmerz meines Seins, / Mutter du! / Immerzu / ruft meine Sehnsucht nach dir!“ (S. 30: *Meiner Mutter*). Im Gedicht „*Die Straße*“ (S. 20f) kämpft die Autorin mit folgendem Lebensgefühl: „Endlose Bahn, / Bahn ohne Ruh, / du – / nur du / schreist nach dem Ende immerzu!“ Oder in anderer Variation: „Beladen / mit den Todestränen deiner Mutter Nacht / brachen die Schwingen dir“ (S. 37: *Dunkler Tag*). Schwäche darf es – angesichts der nach unten ziehenden Todesverfallenheit – nicht geben: „Ob auch Tausend dir fallen / und Abertausend [...] / Leicht ist, Schwache zu fällen am Werk, / schwer doch, Starke zu stürzen.“ Denn „der Götter Söhne“ erhalten aus der Hand des nur scheinbar siegreichen Todes selbst „den goldenen / unverwelklichen Lorbeer gereicht“ (S. 34: „*An den Tod*“). Mit diesem „Erlösungsprogramm“ eines starken Heldentums eröffnet sich „in meines Herzens Kammer“ gleichwohl kein

¹⁸⁸ Die nur 94 Seiten umfassende kleine Arbeit [Examensarbeit] wird zum horrenden Preis von 39,99 Euro vertrieben. Mit nahezu identischem Inhaltsverzeichnis ist sie bereits 2012 unter dem abweichenden Haupttitel „Ostexpansion und deutsche Literatur“ auch in einem weiteren Verlag (GRIN Verlag GmbH Norderstedt) erschienen, ebenfalls zum Preis von 39,99 Euro.

¹⁸⁹ Vgl. hierzu ein undatiertes Schreibmaschinenskript „*Erinnerungen an Josefa Berens-Totenohl*“ (Kopie im Chr.Koch-Mundartarchiv, 3S.): „Aus der Gesprächsrunde am Freitag, dem 12. Oktober 1979, auf dem >Femhof< bei Herrn Hannes Tuch [...]. Bezeichnend für JBT ist auch ein Ausspruch, den sie in den zwanziger Jahren im Beisein von Frl. Stamm während einer Bootsfahrt auf dem Möhneseesee tat. Als nämlich Frl. Stamm wegen der Tiefe des Wassers einigermaßen beunruhigt war und dies gegenüber JBT kundtat mit der Hoffnung, >daß das Boot doch wohl nicht kentern werde<, antwortete JBT ganz gelassen: >Dann hätte man Ruhe<.“

Entrinnen: „Blut ist der Strom, [...] ist die Lust Gottes, darin er versank, / ist das Leid Gottes, das er trank“ (S. 55: *Der dunkle Strom*). Josefa Berens will den „Sieger auf ewig, / Gottes Prophet!“ verkünden, und zeigt sich – im Kontext des Nationalsozialismus durchaus folgerichtig – auch auf den letzten Seiten ihrer Lyrik als „Visionärin“ einer finsternen Apokalyptik (S. 62-67: *Der Prophet; Vision*). – Es geht um eine hochpolitische Dichtung des Todes, deren Abgründe indessen doch auch von einer lebensgeschichtlichen Ausweglosigkeit der Autorin Zeugnis geben: „Mich aber bandest du / tausendfältig / mit den Ketten der Tiefe, / bandest mich ewig an aller Geschlechter Not, / ließest mich wurzeln in Trübsal, / in Erde und Blut und Tod.“ (S. 47-49: *In der Sierra Nevada*).

Die Sichtung solch düsterer Werkkomplexe ist auch deshalb hilfreich, weil sie uns verstehen lernen lässt, dass ein überzeugender Antifaschismus nur aus dem kommen kann, was Erich Fromm „Biophilie“ nennt: Liebe zum Leben, zu einer Menschenwelt voller Lebendigkeit und Zärtlichkeit.

P.B.

XI.

Kurzinformation für schnelle Leser **Josefa Berens-Totenohl (1891-1969),** **Nationalsozialistin und Rassistin**

Biographie & Persönlichkeit werden u.a. dargestellt auf www.sauerlandmundart.de („daunlots“ Nr. 60, Seite 7-27; „daunlots“ Nr. 70). Schon 1923/24 stand J. Berens (wie Maria Kahle) in enger Verbindung mit dem NS-Priester und frühen Hitler-Gefährten Dr. Lorenz Pieper (aus Eversberg). Als Malerin wandte sie sich während der Weimarer Republik stark der germanischen Mythologie (Wotan, Edda etc.) zu. Schon Ende **1931** meldete sie sich als **Mitglied bei der NSDAP** an und abonnierte den „Völkischen Beobachter“ (Anfang 1932: NSDAP-Parteibuch).

1932 Beginn der engen Verbindung mit dem NS-Dichter Richard Euringer. Ein Austritt aus der kath. Kirche, im Sauerland nur bei 100 % Nationalsozialisten üblich, war allerdings schon Jahre vorher erfolgt. Im 3. Reich klagt JBT darüber, dass dunkle Kräfte (gemeint: kath. Priester, Milieu der kath. Zentrumspartei etc.) einen vollen Anschluss der Sauerländer an die neue Hitler-Zeit noch sabotierten. Die erfolgreichen Femhof-Romane von JBT sind dem „**Blut und Boden**“-Komplex zuzuordnen, enthalten rassistische Anschauungen und bezeugen eine Abkehr vom christlichen Ethos (insbesondere **Antiziganismus**: Hetze gegen die „dunklen Völker“, „Zigeuner“).

Ihren **Antisemitismus** bringt JBT immer wieder zum Ausdruck. Schon 1933 schreibt sie für einen Schullesebogen das Märchen „*Der Jude und die Goldstücke*“, in dem sie – nach Art der Stürmer-Hetzkarikaturen – einen habgierigen Jude mit „kurzen, krummen Beinen“ „über alle Straßen bis ans Ende der Welt“ springen lässt. 1935 erscheint in der HJ-Zeitschrift „*Unsere Fahne*“ eine Rede von ihr mit der Aussage: „Wie aber der politische Bolschewismus eine Ehe darstellt des kalten, jüdischen Instinkts mit dem Steppenmenschen der mongolischen Rasse, so waren beide Elemente auch in unsere Kunst gekommen.“ Im Interview mit der BDM-Zeitung „*Das deutsche Mädel*“ äußert die Autorin 1936 über ihre dunkelste Romanfigur: „Robbe könnte auch Jude sein (...). Der Wert eines Volkes besteht darin, daß es bereit zum Opfer ist. Für was aber soll der Jude opfern? Für was der Zigeuner, für was der rasselose Robbe? So müssen diese Menschen zu den Feinden und Verderbern der anderen werden“. 1938 schreibt JBT in ihrer Propagandaschrift „Die Frau als Schöpferin & Erhalterin des Volkstums“ (Massenaufgabe), die Zeit vor 1933 sei ein Verrat am germanischen Ursprung gewesen: „Es war die Zeit der Fäulnis und der Verderbtheit unseres Kulturlebens durch fremdrassige jüdische Kunst und Literatur.“ In einem Brief vom 1.4.1942 berichtet JBT einem Freund: „Die jüdische Rasse, die doch auch dort [in Spanien] lange neben der arabischen gehaust hat, hat keine Kulturspuren hinterlassen, Händlertum ist wohl nur auf den Zweck ausgerichtet“.

Zum „29. März“ 1936 hat JBT folgendes **Hitler-Bekenntnis** formuliert und veröffentlicht: *„Immer mehr erkennen wir, dass unsere Treue zum Führer die Treue zur Ordnung der Welt ist. Das Heer der Dämonen der Zerstörung wächst. Volk um Volk holen sie in ihre Reihen. Noch stehen wir einsam in dem Kampf mit ihnen, den auszutragen die Vorsehung uns heilig verpflichtete. Einsam sind wir. Laßt uns umso treuer sein!“*

1939 schreibt sie im glühenden Kriegspropaganda-Text „Wir in der Heimat“, es stehe „an dem ersten Platze im Kampfe der Führer“; die „Heimatfront gegen den allgegenwärtigen Feind der Lüge und der Verführung“ werde „die Zweifel vernichten, den Glauben stählen“ müssen. Im heidnischen JBT-Credo „Vom Glauben“ (1944) heißt es über Hitler: „Einer ist der vom Schicksal Erkorene, der das Neue auszulösen hat; er ist der Schauende, der es verkündigt. Er gewinnt die Erstlinge der Gläubigen und führt sie der neuen Ordnung des Lebens zu, er vollzieht mit ihnen den Durchbruch ins Kommende. [...] Immer aber ist das Wachsende das Stärkere, einerlei ob ein Jahrhundert darangewendet werden muß oder ein Jahrtausend.“

1946 wird in der sogenannten **Entnazifizierung** zunächst als Ergebnis des Ortsausschusses festgestellt: „Aktivistin durch propagandistische Vorträge. Als solche nicht mehr tragbar.“ Dann erfolgt schrittweise die Einstufung von JBT als „minder belastet“ (Kategorie III) und erst dann als „Mitläuferin“ (Kategorie IV). Das letztere geschah unter Vorsitz von Karl Broermann (1878-1947) aus Kirchhundem-Heinsberg. Dieser Lehrer hatte selbst während der Nazizeit ideologisch-propagandistische Jugendschriften verfasst (z.B. „Albert Leo Schlageter, ein deutscher Held“; „Aus Adolf Hitlers Reden“), weshalb die nach ihm benannte Schule in Oberhausen 1994 in „Anne Frank-Realschule“ umbenannt worden ist. „Entnazifizierer“ Broermann wollte, so heißt es ausdrücklich in einem Brief, Josefa Berens gerne zu Diensten sein.

Die JBT-**Autobiographie** „*Alles ist Wandel*“ (postum 1992) enthält kein einziges persönliches Schuldbekenntnis, wie heute ohne Abstrich auch Mitherausgeber Peter Bürger sagt. Die hier noch um 1959/60 dargebotenen Apologien des Nationalsozialismus kommen ganz „unschuldig“ daher.

In der Reihe „daunlots“ (www.sauerlandmundart.de) sind bislang folgende Ausgaben mit Bezügen zur Straßennamen-Debatte erschienen:

Peter Bürger: Plattdeutsche Kriegsdichtung aus Westfalen 1914-1918. Karl Prümer – Hermann Wette – Karl Wagenfeld – Augustin Wibbelt. = daunlots nr. 50. Eslohe 2012.

Peter Bürger (Bearb.): Nationalkonservative, militaristische und NS-freundliche Dichtungen Christine Kochs 1920-1944. = daunlots nr. 59. Eslohe 2012.

Peter Bürger: Der völkische Flügel der sauerländischen Heimatbewegung. Über Josefa Berens-Totenohl, Georg Nellius, Lorenz Pieper und Maria Kahle – zugleich ein Beitrag zur Straßennamen-Debatte. = daunlots nr. 60. Eslohe 2013.

Peter Bürger (Bearb.): Josef Rüter (1881-1972) aus Olsberg-Assinghausen. Linkskatholik, Heimatbund-Aktivist, Mundartautor und NS-Verfolgter. = daunlots nr. 61. Eslohe 2013.

Georg Nellius (1891-1952). Völkisches und nationalsozialistisches Kulturschaffen, antisemitische Musikpolitik, Entnazifizierung – Darstellung und Dokumentation im Rahmen der aktuellen Straßennamendebatte. Vorgelegt von Peter Bürger und Werner Neuhaus in Zusammenarbeit mit Michael Gosmann (Stadtarchiv Arnsberg). = daunlots nr. 69. Eslohe 2014.

Josefa Berens-Totenohl (1891-1969), nationalsozialistische Erfolgsautorin aus dem Sauerland. – Forschungsbeiträge von Peter Bürger, Reinhard Kiefer, Monika Löcken, Ortrun Niethammer, Ulrich Friedrich Opfermann und Friedrich Schroeder. Herausgegeben vom Christine Koch-Mundartarchiv in Zusammenarbeit mit dem Kreisheimatbund Olpe. = daunlots nr. 70. Eslohe 2014.

Bürger, P. (Red.): Maria Kahle (1891-1975), Propagandistin im Dienst der Nationalsozialisten. – Beiträge von Hans-Günther Bracht, Peter Bürger, Karl Ditt, Walter Gödden, Wolf-Dieter Grün, Roswitha Kirsch-Stracke, Werner Neuhaus, Iris Nölle-Hornkamp und Friedrich Schroeder. = daunlots nr. 71. Eslohe 2014. [Herausgegeben vom Christine Koch-Mundartarchiv in Zusammenarbeit mit dem Kreisheimatbund Olpe und „Bunt statt Braun – Mendener Initiative für Straßenumbenennung“]